

Charles W. Tolman

Psychologie, Gesellschaft und Subjektivität

Dieses Werk erscheint unter den Bedingungen der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Autors Charles W. Tolman die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neue Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird. Diese Lizenzbedingungen gelten nur für das Originalmaterial. Material aus gekennzeichneten anderen Quellen erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Titel der Originalausgabe: Psychology, Society, and Subjectivity

© 1994 Charles W. Tolman

Für die deutschsprachige Fassung: © Manfred Renken,  
Amal Sarhan, Denis Neumüller, Stefan Meretz

Deutsche Erstausgabe

Alle weiteren Rechte vorbehalten

© Argument Verlag 2022

Umschlag: Martin Grundmann

Lektorat und Satz: Iris Konopik

Druck: CPI books, Leck

Gedruckt auf säure- und chlorfreiem Papier

ISBN 978-3-86754-597-6

Erste Auflage 2022

Charles W. Tolman

# Psychologie, Gesellschaft und Subjektivität

Geschichte und Grundlagen  
der Kritischen Psychologie

Deutsch von Manfred Renken, Amal Sarhan,  
Denis Neumüller und Stefan Meretz

Argument



# Inhalt

Wolfgang Maiers: Geleitwort .....	8
Vorwort.....	15
Dank .....	18

## Teil I: Dissens

1. Ideologie, Macht und Subjektivität .....	19
1.1 Ursprünge der Freien Universität Berlin (FUB) .....	21
1.2 Anfänge der Studierendenbewegung .....	22
1.3 Die Kritische Universität .....	23
1.4 Entwicklungen im Psychologischen Institut .....	25
1.5 Die Notstandsgesetze von 1968 .....	26
1.6 Der »Kongress Kritische und Oppositionelle Psychologie« .....	27
1.7 Demokratisierung des Psychologischen Instituts .....	30
1.8 Das neue Hochschulgesetz von 1969 und die Bewegung »Rote Zellen« ..	32
1.9 Die Wende zum Marxismus .....	34
1.10 Klaus Holzkamp und die Kritische Psychologie .....	35
1.11 Konzentration auf die zentralen Fragen .....	37

## Teil II: Kritik

2. Philosophische Annahmen .....	39
2.1 Naiver Empirismus .....	41
2.2 Logischer Empirismus .....	43
2.3 Falsifikationstheorie .....	46
2.4 Das Problem der Subjektivität .....	49
2.5 Jenseits des Mainstreams: Phänomenologie .....	51
2.6 Dialektischer Materialismus .....	55
2.7 Die gegenwärtige Lage des Marxismus .....	57

3. Soziohistorische Theorie.....	59
3.1 ›Sozial‹ versus ›gesellschaftlich‹.....	59
3.2 Die Kritik im Überblick.....	60
3.3 Bürgerliche Psychologie.....	62
3.4 Strukturfunktionalistische Soziologie.....	65
3.5 Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie.....	67
3.6 Überblick: Zentrale Gesichtspunkte der Kritik.....	69
3.7 Historischer Materialismus.....	69
3.8 Die Herstellung von Bewusstsein.....	72
3.9 Hin zu einer kritischen Wissenschaft.....	73
3.10 Implikationen für die Psychologie.....	75
4. Psychologische Theorien im Einzelnen.....	76
4.1 Behavioristisch-funktionalistische Psychologie.....	77
4.2 Kognitive Psychologie.....	83
4.3 Psychoanalyse.....	86
4.4 Das Problem der theoretischen Unbestimmtheit.....	92

### Teil III: Rekonstruktion

5. Rekonstruktion der psychologischen Kategorien.....	96
5.1 Das ›Psychische‹ als Grundkategorie.....	98
5.2 Die funktional-historische Methode.....	100
5.3 Orientierung und Bedeutungsstrukturen.....	102
5.4 Emotionalität und Bedarfsstrukturen.....	104
5.5 Kommunikation und Sozialstrukturen.....	107
5.6 Individuelles Lernen und Entwicklung.....	108
5.7 Autarkes Lernen und seine Konsequenzen.....	110
5.8 Zusammenfassung.....	114
6. Von der Phylogenese zur Dominanz der Soziogenese.....	115
6.1 Der Übergang zum <i>Homo sapiens</i> .....	115
6.2 Methodische Auswirkungen des Übergangs zur Soziogenese.....	122
6.3 Grundsätzliche Auswirkungen auf das Psychische im Menschen.....	128
6.4 Handlungsmöglichkeit, Handlungsfähigkeit und Befindlichkeit.....	134

7. Individuelle Subjektivität und ihre Entwicklung .....	138
7.1 Die Möglichkeitsbeziehung .....	138
7.2 Personale Handlungsfähigkeit .....	141
7.3 Befindlichkeit .....	142
7.4 Determination versus Begründetheit des Handelns .....	144
7.5 Subjektivität in der Gesellschaft .....	147
7.6 Subjektive Funktionalität .....	150
7.7 Verallgemeinerte und restriktive Handlungsfähigkeit .....	152
7.8 Das Unbewusste .....	153
7.9 Kognition .....	154
7.10 Emotion .....	156
7.11 Motivation .....	158
7.12 Entwicklung der individuellen Subjektivität .....	159

## Teil IV: Zur Praxis

8. Methodologische Implikationen .....	162
8.1 Aktuelle Forschungspraxis .....	162
8.2 Das Problem der Objektivität .....	166
8.3 Reduktion auf Unmittelbarkeit .....	167
8.4 Forschung als Reproduktion bürgerlicher Verhältnisse .....	169
8.5 Muss Objektivität geopfert werden? .....	171
8.6 Aber können wir verallgemeinern? .....	175
8.7 Für theoretische Bestimmtheit .....	179
8.8 Wie geht es dann weiter? .....	180
8.9 Unspezifische menschlich-psychische Funktionsebenen .....	183
8.10 Fazit .....	184
Literatur .....	185
Namensregister .....	190

## Geleitwort von Wolfgang Maiers

1994 erschien bei Routledge (London/New York) in der Reihe *Critical Psychology* das Buch *Psychology, Society, and Subjectivity* von Charles W. Tolman. Was hatte den Autor veranlasst, eine *Introduction to German Critical Psychology* (so der Untertitel) zu schreiben? Ich möchte zur Erhellung auf zwei Entwicklungszusammenhänge eingehen, in denen er einen aktiven Part spielte.

Seit den 1960er/70er Jahren sah sich der Mainstream der Psychologie mit seinem positivistischen Wissenschaftsverständnis und der notorischen begrifflichen wie methodischen *Subjektverleugnung* im Rahmen seines variablen-analytischen Untersuchungsansatzes weltweit einer massiven Grundsatzkritik ausgesetzt. Im Gefolge dieser Diskussionen um eine *Wissenschaftskrise* der Psychologie wurden in den 1980er Jahren Bemühungen forciert, eine *Theoretische Psychologie* international zu verankern. Ziel war es, mittels erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer, sozialhistorischer und wissenssoziologischer Analysen unerledigter Grundlagenprobleme der Psychologie zu ihrer Neubegründung als Humanwissenschaft *sui generis* beizutragen. Verstreute institutionelle Ansätze bestanden bis dato in Gestalt des *Center for Advanced Study in Theoretical Psychology* an der Universität Alberta in Edmonton (Kanada) und in Europa an einigen niederländischen Universitäten sowie am Heidelberger Psychologischen Institut. 1985 kam es so in Plymouth (UK) zur Gründung der *International Society für Theoretical Psychology* (ISTP) mit mittlerweile achtzehn im Zweijahresturnus rund um den Erdball veranstalteten, publizistisch sorgfältig aufbereiteten wissenschaftlichen Tagungen und einer unter ihrer Ägide seit 1991 herausgegebenen eigenen Fachzeitschrift *Theory & Psychology*.

Im gleichen Zeitraum formierte sich an verschiedenen Orten der Welt im Zuge der Studierendenrevolte und weiterer sozialer Bewegungen (wie der Antipsychiatrie, der Frauenbewegung u. a. m.) eine radikale Ideologie- und Funktionskritik der Psychologie. Soweit sie sich nicht in einer abstrakten Ablehnung bürgerlichen Herrschaftswissens erschöpfte, mündete sie in wirkmächtige Projekte einer *kritisch-reflexiven, emanzipatorischen Psychologie* als Wissenschaft und professioneller Praxis. Ihre Ambitionen gingen über eine immanente Theoriekritik hinaus bzw. verknüpften diese mit dem programmatischen Anspruch, der psychologischen Kontroll- und Legitimationswissenschaft eine subjektorientierte Alternative entgegenzustellen: eine gesellschaftlich relevante Psychologie nicht über, sondern *für* die Menschen, die theoretisch wie praktisch der Selbstaufklärung und Erweiterung der Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung der Individuen unter den entfremdeten Verhältnissen, Ungleichheiten und inhumanen Entwicklungsbehinderungen der kapitalistischen Gesellschaft dienen sollte.

Diese Erkenntniskritik in praktischer Absicht entstand einerseits außerhalb und unabhängig von der Theoretischen Psychologie, bildete andererseits – da etliche ihrer akademischen Vertreter\*innen sich auch in diesem disziplinären Rahmen engagierten – einen wesentlichen Motor für den theoretisch-psychologischen Diskurs.

Radikale Psychologiekritik und kritische Psychologie existieren nur im Plural: Sie beziehen sich argumentativ auf verschiedene geistesgeschichtliche Quellen und Diskurszusammenhänge (Marxismus, Kritische Theorie, Poststrukturalismus u. a. m.) und sind in unterschiedlichem Maße in die Praxis sozialer, gegenkultureller und politischer Aktivist\*innen eingebunden.

Der vollen Entfaltung der wissenschaftlichen Produktivität und des Innovationspotenzials dieser weltumspannenden Kritikbewegung in den 1970–80ern stand hinderlich entgegen, dass sie relativ isoliert voneinander in Kontinentaleuropa, Großbritannien, Nordamerika, Australien und andernorts vorangetrieben wurde. Die Kritische Psychologie in Deutschland bildet(e) einen integralen Teil dieser kollektiven Anstrengung *critical psychology* und war doch zugleich – wie mir scheint: stärker als andere – von deren Strömungen im angloamerikanischen Raum »separiert«.

Das gilt zum einen in dem Sinne, dass Denkansätze des Poststrukturalismus, des Dekonstruktivismus und der Diskursanalyse, die Kritiken des Postmodernismus an der »großen Erzählung« marxistischer Gesellschafts- und Geschichtstheorie und seine Epochendiagnosen, wie sie insbesondere in Frankreich ausgearbeitet und von dort speziell für die britische Debatte richtungsweisend wurden, in der Gründungsphase der Kritischen Psychologie praktisch keine Rolle spielten. Erst die Nachwuchsgeneration der späten 1980er und 1990er Jahre eignete sich diese Theorie- und Methodenelemente postmodernen Wissens für die eigene wissenschaftliche und/oder professionelle Praxis als Kritische Psycholog\*innen kritisch an.

Das gilt zum anderen aber auch in der umgekehrten Richtung, dass sich beim Transfer namentlich der deutschen Kritischen Psychologie in den angloamerikanischen Wissenschaftsraum Sprachbarrieren besonders hinderlich auswirkten. Gewiss konnte man verschiedentlich immer schon zu bestimmten Themenbereichen auf englischsprachige Originalarbeiten stoßen. Einen Meilenstein setzte sicherlich der von Charles Tolman und mir herausgegebene Reader *Critical Psychology. Contributions to an Historical Science of the Subject* (1991), indem er anglophonen Kolleginnen und Kollegen die Entstehung und Weiterentwicklung unseres marxistisch begründeten Ansatzes subjektwissenschaftlicher Psychologie erschloss und in exemplarischen Ausführungen verdeutlichte, wie hierdurch die wesentlichen Beziehungen zwischen den gesellschaftlich-historischen Strukturen und Formen individueller Lebenspraxis und menschlicher Subjektivität aufklärbar werden. Durch englischsprachige Präsentationen auf internationalen Konferenzen – nicht zuletzt im Rahmen der ISTP – vermittelte eine wachsende Zahl von Vertreter\*innen

der Kritischen Psychologie Einblicke in die thematische Vielfalt ihrer theoretischen und empirischen Forschungen. Eine besondere Gelegenheit dazu bot der mit breiter aktiver Beteiligung aus dem Psychologischen Institut der Freien Universität durchgeführte Berliner ISTP-Kongress von 1997 (Maiers et al. 1999). Man lud Kritische Psycholog\*innen zu Gastvorträgen und -aufenthalten ins Ausland oder zu gemeinsamen Buchprojekten (wie z. B. dem von Parker & Spears 1996 besorgten Sammelwerk *Psychology and Society. Radical Theory and Practice*) ein, die ausdrücklich dem Bedürfnis nach wechselseitiger Kenntnisnahme der Strömungen in ihren verbindenden wie kontroversen Auffassungen entsprangen. Ein Schub an internationaler Vernetzung erfolgte um die Jahrtausendwende durch die *Millennium World Conference in Critical Psychology* (Sydney 1999) mit über 300 kritischen Wissenschaftler\*innen aus allen Kontinenten, das dabei auf den Weg gebrachte *Critical Psychology Network* und die Herausgabe von Periodika wie dem (mittlerweile digitalen) *Annual Review of Critical Psychology* (1999) und dem *International Journal of Critical Psychology* (2001).

Im Kontext dieses intensivierten Austauschs wurde freilich umso schmerzlicher erfahrbar, dass einem gründlichen Nachvollzug der *German Critical Psychology* die Tatsache im Wege stand, dass alle grundlegenden Arbeiten (namentlich die Hauptwerke von Klaus Holzkamp, Ute H.-Osterkamp und Volker Schurig) nicht übersetzt vorlagen (und bis heute nicht vorliegen – was sich allerdings in naher Zukunft ändern soll). Umso mehr wurde eine systematische Rekonstruktion des Grunddenkansatzes auf Englisch vermisst. In diese Lücke stieß nun Charles W. Tolman mit seiner Einführung *Psychology, Society, and Subjectivity*.

Einige erläuternde Hinweise zur Person des Verfassers seien gestattet. Charles W. Tolman (\* 1935) zog zwei Jahre nach seiner Promotion (1962) an der Universität Washington (USA) nach Kanada und arbeitete von 1964–67 zunächst als Assistant Professor, ab 1967 als Associate Professor und seit 1985 schließlich als Full Professor an der University of Victoria, B. C. Nach seinem vorzeitigen Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1996 wurde ihm die akademische Würde eines Emeritus Fellow am *Centre for Studies in Religion and Society* der Universität Victoria verliehen, dem er bis 2003 assoziiert blieb. Aufenthalte als Visiting Professor führten ihn in den Jahren 1998 und 1999 an das Psychologische Institut der Universität Aarhus (Dänemark) bzw. an die Faculty of Arts der York University, Toronto.

Tolman war u. a. Gründungsmitglied und zeitweilig Vorsitzender der *Section 25, History and Philosophy of Psychology* der *Canadian Association of Psychology*, Mitbegründer und von 1988–90 Präsident der *International Society for Comparative Psychology* sowie Gründungsmitglied der *International Society for Theoretical Psychology*. Er übte bei verschiedenen Zeitschriften Funktionen als (Mit-)Herausgeber bzw. in deren wissenschaftlichem Beirat aus, so bei *Canadian Psychology* (1993–2002), *Theory & Psychology* (1989–2005), *Activity*

*Theory* (1988–93), *New Ideas in Psychology* (1996–2005), *Mind, Culture and Activity* (1995–2013) sowie *History of Psychology* (ab 1996).

Seine Forschungs- und Lehrschwerpunkte hatten in den 1960–70er Jahren in der Allgemeinen und Vergleichenden (Tier-)Psychologie (speziell zu Lernen) sowie im Bereich der experimentalpsychologischen Methodenlehre gelegen – wobei dies immer auch übergreifende grundlagentheoretische, epistemologische und wissenschaftshistorische Fragestellungen zur Theorie der Psychologie einschloss. Spätestens in den 1980er Jahren (bis zur Emeritierung 1996) richtete sich sein Interesse zunehmend auf die Theoretische Psychologie und Wissenschaftsgeschichte der Psychologie. Hierzu stand er frühzeitig mit gleichgesinnten Kolleg\*innen anderer kanadischer Universitäten und des *Center* in Edmonton im Austausch – und war insoweit auch in die Initiative zur Gründung der ISTP einbezogen. Auf heutige kanadische Vertreter\*innen einer theoretisch reflektierten Psychologie übte er einen prägenden Einfluss aus:

»Ich weiß noch sehr gut, wie unterstützend und hilfreich Charles für eine neue Generation theoretischer Psychologinnen und Psychologen in Kanada war. Er hinterließ deutliche Spuren, und er wird von uns vermisst.« (Thomas Teo, pers. Mitteilung)

1970–71 hielt sich Charles W. Tolman als Gastwissenschaftler am Psychologischen Institut der Universität Heidelberg auf, um bei Carl Friedrich Graumann mehr über den phänomenologischen Ansatz in der Psychologie zu erfahren. Bei dieser Gelegenheit stieß er durch einen Vortrag, den Klaus Holzkamp dort hielt, erstmalig auf die *kritisch-emanzipatorische Psychologie*. Ein Jahr nach dieser inspirierenden Begegnung erhielt er zu Hause in Victoria von seinem Fachbereichskollegen Otfried Spreen ein Exemplar der gerade als Taschenbuch erschienenen Textsammlung *Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten*, die verschiedene Artikel von Klaus Holzkamp aus der Zeit seines Übergangs auf marxistische Positionen enthielt.

»Das war das erste Mal, dass ich etwas aus der Kritischen Psychologie las. Ich erinnere mich noch, wie mich das Buch so aufgewühlt hat, dass ich eine Rezension schrieb und bei einer amerikanischen Zeitschrift einreichte. Sie wurde abgelehnt, aber das tat meinem Interesse keinen Abbruch. Irgendwann mal bekam ich eine Kopie der *Grundlegung* in die Finger. Das besiegelte mein Schicksal. In diesen Jahren hatte ich begonnen, mich eingehender mit dem Studium des Marxismus zu beschäftigen.« (Tolman, pers. Mitteilung)

Biografisch stellte diese Hinwendung keinen überraschenden Bruch dar. Charles stand, wie schon seine Familie, politisch links: Der Großvater hatte als Sozialist für das Parlament von Colorado kandidiert, und sein Vater war ein Sozialist, der Upton Sinclair bei seiner Nomination für die kalifornischen Gouverneurswahlen 1926 und 1930 unterstützte. Das gesellschaftliche

und politische Umfeld in Kanada bot freilich weniger günstige Bedingungen für die Aneignung und sachliche Diskussion marxistischer Theorie: Marxismus ist in Nordamerika eher negativ konnotiert. Wohl findet sich im öffentlichen Leben in Kanada eine größere Toleranz als in den USA, aber auch hier wird der Term vielfach als Kampfbegriff gegen jegliche Art von gesellschaftspolitischer Kritik und kritischer Wissenschaft eingesetzt. Gleichwohl sind im Wissenschaftsbetrieb hier und da – vorrangig in den politischen Wissenschaften und der Soziologie – marxistische Positionen vertreten und durchaus auch wirkmächtig (wie das Beispiel des 2020 verstorbenen Leo Panitch zeigt, der als Professor für Vergleichende Politische Ökonomie an der York University in Toronto, einem der Zentren des akademischen Marxismus im englischsprachigen Raum, Generationen von Nachwuchswissenschaftler\*innen prägte). Demgegenüber zeichnen sich (traditionell und erst recht nach der neoliberalen Transformation der Universitäten in den 90er Jahren) die kanadischen Psychologie-Departments in ihrem Mainstream, dem nur die experimentelle Untersuchung und Überprüfung quantitativer Hypothesen als genuine wissenschaftliche Forschung gilt, durch eine indifferente, wenn nicht ablehnende Haltung gegenüber historisch-kritischer, theoretischer und philosophischer Reflexionsarbeit aus. Dennoch gab es sie, vorbildhaft etwa im exzellenten Studienprogramm einer kritischen *History of Psychology* an der York University, Toronto (um Kurt Danziger) oder durch das Center in Edmonton bzw. andere lokal exponierte Vertreter\*innen einer Theoretischen Psychologie. Es versteht sich, dass die genannte Ignoranz und Abwehr seitens der herrschenden Psychologie erst recht in Bezug auf marxistische Positionen galten.

So war in den 1970–80ern Charles an seinem Fachbereich zwar anerkannt, aber als Marxist weitgehend auf sich gestellt. In einer Zeit, in der Internet-Foren des politischen und akademischen Marxismus noch kaum existierten, bot ihm vorrangig die *West Coast Marxist Scholars Conference* ein lose organisiertes Forum, um sich mit anderen gleichgesinnten Wissenschaftler\*innen auszutauschen.

Mein persönlicher Kontakt zu Charles wurde 1984/85 hergestellt. Wenn ich mich recht erinnere, war er es, der Klaus Holzkamp auf die bevorstehende Gründung der ISTP aufmerksam machte und anregte, dass sich jemand von uns an ihr beteilige und dort kontinuierlich einbringe. Mit Blick auf meine wissenschaftsbezogenen historischen und metatheoretischen Studienschwerpunkte schlug Klaus vor, dass ich die Vertretung der Berliner Gruppe im englischsprachigen Kontext der neuen Gesellschaft übernehmen solle. Und so kam eine erste Korrespondenz zwischen Charles und mir zustande und trafen wir schließlich anlässlich der Gründungskonferenz vom 30.8. bis 2.9.1985 in Plymouth zusammen.

Dort entstand die Idee, einen Reader mit englischsprachigen Texten aus den kritisch-psychologischen Arbeitszusammenhängen herauszugeben, die

die Machbarkeit einer die begriffliche Beliebigkeit traditioneller Psychologie überwindenden, methodologisch tragfähigen und praktisch eingreifenden psychologischen Wissenschaft vom verallgemeinerten Subjektstandpunkt demonstrieren sollten. Der letzte Entschluss zu diesem Buch reifte in der Diskussionsatmosphäre und Aufbruchstimmung, die durch die tagelangen lebendigen Debatten in den verschiedenen Vortragsrunden und Podiumsdiskussionen der Gründungskonferenz geschaffen wurden und sich in zahllosen informellen Gesprächen an deren Rande fortsetzten. Sie führten uns noch einmal vor Augen, wie lohnenswert es wäre, die Kritische Psychologie außerhalb des deutschsprachigen Raums (und allenfalls noch der Niederlande und Dänemarks) bekannt zu machen. Die Herkulesaufgabe, die alles andere als einfache Theoriesprache der Kritischen Psychologie bedeutungsverlustfrei so ins Englische zu übertragen, dass ein flüssiger Text entsteht, wurde von uns in der Begeisterung für das Projekt allerdings grandios unterschätzt. Welche Balanceakte diese Aufgabe beinhaltet, erhellt schon daraus, dass wir meinten, zugunsten einer originalgetreuen Wiedergabe auf bestimmte *odd terms* (befremdende Termini) wie z. B. *categorial*, *action potence* nicht verzichten zu können – mit deren Übersetzung wir alle mittlerweile lockerer umgehen, indem wir stattdessen, gängigen sozialwissenschaftlichen Sprachgebräuchen folgend, von *conceptual*, *agency* und *action possibilities* sprechen (nachzulesen etwa in *Psychology from the Standpoint of the Subject*, der 2013 erschienenen englischen Edition späterer Holzkamp-Texte von Ernst Schraube & Ute H.-Osterkamp.)

Nachdem unser Reader – fünf Jahre später – fertiggestellt war, machte sich Charles sogleich an die Erarbeitung von *Psychology, Society, and Subjectivity*. Aus der Perspektive eines mit dem angloamerikanischen Diskussionshintergrund und den dortigen Rezeptionsbedingungen bestens vertrauten aktiven Wegbegleiters der Kritischen Psychologie legt der Autor in Teil I (»Dissens«) seiner Einführung detailliert die Entstehungshintergründe in der 1968er-Bewegung in Westberlin und Westdeutschland und die Umbrüche an der Freien Universität Berlin und deren Psychologischem Institut dar, die zur kritischen Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Psychologie und darüber zur programmatischen Konzeption einer für die Subjekte Partei nehmenden kritisch-emanzipatorischen Psychologie auf marxistischer Basis führten. Der II. Teil (»Kritik«) entfaltet dann systematisch und in Abhebung von jeweiligen Gegenpositionen die wesentlichen Erkenntnisvoraussetzungen des kritisch-psychologischen Paradigmas auf philosophischer, gesellschaftstheoretisch-historischer und einzelwissenschaftlich-psychologischer Ebene. Teil III (»Rekonstruktion«) zeichnet das Verfahren der historischen Kategorialanalyse nach: Durch Rekonstruktion der Naturgeschichte des Psychischen und der Herausbildung menschlichen Bewusstseins im Zuge der Durchsetzung der gesellschaftlich-ökonomischen Lebensweise werden die grundlegenden Begriffe psychologischer Theoriebildung über die in ihrer gesellschaftlichen

Natur angelegte Lern- und Entwicklungsfähigkeit der Menschen und die konkret-historischen Formen individueller Subjektivität gewonnen. Dabei wird der im Widerspruchsverhältnis von restriktiver und verallgemeinerter Handlungsfähigkeit beschrittene Weg zum handlungsfähigen Erwachsenen nachvollzogen. Das Buch schließt damit, im Teil IV (»Zur Praxis«) methodologische Implikationen einer Psychologie vom Standpunkt des Subjekts aufzuzeigen. Ein besonderes Verdienst der Darstellung sehe ich darin, dass sie, fokussiert auf Holzkamps Arbeiten und speziell dessen *Grundlegung der Psychologie*, extensiv aus Originaltexten zitiert und diese Passagen für eine damit nicht vertraute Leserschaft nachvollziehbar kommentiert und in eine Entwicklung einordnet. Dass dabei zugunsten einer klaren Exposition Kritiken von außerhalb, die die Geschichte der Kritischen Psychologie von Anfang an begleiteten, aber auch interne Kritiken und Korrekturen, die gewissermaßen die Bewegungsform ihrer Grundlegungsarbeit ausmachen, nur exemplarisch aufgegriffen werden, wird dem Einführungsanliegen des Bandes durchaus gerecht.

Ein gutes Vierteljahrhundert später, nachdem es seinen erklärten Zweck im angelsächsischen Raum erfüllt hat und ihm auch weiterhin dienlich ist, erscheint Charles' Einführung nun auf Deutsch, und so schließt sich der Kreis.

Mittlerweile sind die Aneignungsbedingungen insofern günstiger, als webbasierte Portale nicht nur der Critical Psychology im Allgemeinen, sondern auch der Kritischen Psychologie im Besonderen (vgl. [www.kritischepsychologie.de](http://www.kritischepsychologie.de)) zur Verfügung stehen, die Werkausgabe *Holzkamp-Schriften* im Argument Verlag auch entlegene Texte (leichter) zugänglich macht, eine sehr erfolgreiche Einführung von Morus Markard (2009) in die Grundlagen, Methoden und Problemfelder marxistischer Subjektwissenschaft mittlerweile in der 7. Auflage erschienen ist usw.

Und doch scheint mir die, wenn man so will, »Rückübersetzung« alles andere als überflüssig, sondern für ein deutsches Lesepublikum von eigenem Interesse zu sein: nicht aus dem banalen Grunde, dass eine weitere Einführung für die Zielgruppe von Studierenden und Interessierten, die sich einen strukturierten Einstieg wünschen, schließlich »nicht schaden kann«, sondern weil sie in ihrer speziellen Genese und als kritisch-reflexiver Blick, den ein amerikanischer Mitstreiter, eingebettet in seinen akademischen Kontext, auf die Entstehungsgeschichte und Aktualität dieser Wissenschaftsentwicklung wirft, ein Dokument von eigenem Wert darstellt.

Ich wünsche Charles Tolmans *Psychologie, Gesellschaft und Subjektivität* eine breite positive Resonanz.

Prof. Dr. Wolfgang Maiers

## Vorwort

Ist eine *Wissenschaft* vom Menschen als Subjekt möglich? Dies ist keine neue Frage. Ihre Wurzeln sind so alt wie das Leib-Seele-Problem, jedoch trat sie erst mit der Entwicklung einer selbstbewussten Sozialwissenschaft deutlich in Erscheinung. So bildete sie im 19. Jahrhundert den Kern der Debatten um die Naturwissenschaften und die Geisteswissenschaften. Diese Debatte wurde im Wesentlichen in Deutschland geführt, wo solch hervorragende Persönlichkeiten wie Wilhelm Wundt, Wilhelm Dilthey und Edmund Husserl die Frage mit einem nachdrücklichen ›Ja!‹ beantworteten. Sie bestanden darauf, dass der Mensch als Subjekt wegen seiner besonderen Erscheinung in der Natur seiner eigenen Wissenschaft bedarf. Für Wundt war dies die *Völkerpsychologie*, für Dilthey die *Hermeneutik*, während Husserl darunter die *Phänomenologie* verstand. Jeder dieser Ansätze vertrat ein bestimmtes, von den Naturwissenschaften abgegrenztes Verständnis seines Gegenstandes und stützte sich auf eine oder mehrere unterschiedliche Methoden, die im Allgemeinen nicht ›experimentell‹ im üblichen Sinn des Begriffs waren.

Für einige deutsche, insbesondere aber britische und amerikanische Forschende in Philosophie, Psychologie und Sozialwissenschaften war die Antwort auf die Frage nicht so eindeutig. Sie könnte ›Ja‹ lauten, allerdings nur unter bestimmten Bedingungen. Die wichtigste Bedingung war die Bereitschaft, die anscheinend charakteristischen Eigenschaften des Menschen als Subjekt auf die vertrauteren Vorgänge der Physik, Chemie und Physiologie zu *reduzieren*. ›Nein‹ sagten andere, die bestritten, dass überhaupt irgendetwas der Reduzierung wert sei. Auch dies ist eine Art von reduktionistischer Antwort, die einem eine wichtige, mit dem Reduktionismus verbundene Zweideutigkeit vor Augen führt. Sie kommt besonders deutlich in John B. Watsons Haltung zum Bewusstsein zum Ausdruck. Da er sich nicht entscheiden konnte, welche Form des Reduktionismus ihm geeigneter erschien, leugnete er manchmal die Existenz von irgendetwas, das man ›Bewusstsein‹ nennen könnte. Dann wieder behandelte er es als etwas, das mit dem Gebrauch der Sprache gleichgesetzt werden könnte, die ihrerseits als konditionierte Muskelbewegung verstanden wurde. Watson vertrat sogar noch eine dritte Position, die wiederum die grundlegende Zweideutigkeit seiner Haltung widerspiegelt: Bewusstsein möge es geben, aber es sei kein Gegenstand der Wissenschaft. Diese Sichtweise ist eigentlich die Konsequenz aus den beiden anderen und bringt die verborgene dualistische Metaphysik zum Ausdruck, die der Reduktionismus fortschreibt, während er ihre Zurückweisung beansprucht.

Selbstverständlich steckt sowohl in der deutschen wie auch der reduktionistischen Herangehensweise etwas Wahres. Beispielsweise leugnet die Hermeneutik nicht die physische und physiologische Grundlage von Sprache und

Bedeutung. Und die meisten Formen des Reduktionismus – außer einigen sehr verquerten, die nur einige isolierte Wenige ernst nehmen – müssen zugeben, dass es etwas gibt, das reduziert werden muss.

Wie wir sehen werden, nimmt die Kritische Psychologie hierzu eine *synthetische* Sichtweise ein. Sie ist bestrebt, die Einzigartigkeit des Menschen als Subjekt zu bestätigen, denn genau um die *Subjektivität* geht es, die bei Angelegenheiten menschlichen Wohlergehens auf dem Spiel steht. Es ist eine unbestreitbare Erfahrungstatsache, dass wir uns als menschliche Wesen auf gesellschaftliche Weise organisieren, um menschliche Bedürfnisse zu befriedigen; dass wir in diesem Prozess auch neue Bedürfnisse und Befriedigungsweisen und dementsprechend auch neue gesellschaftliche Strukturen hervorbringen; und dass *Geschichte* etwas mehr ist als bloße Evolution. Im Zentrum dieser Sachverhalte steht die Subjektivität. Menschen sind die wahren *Subjekte* ihrer eigenen Existenz und Geschichte – etwas, das anderen Tieren nicht zur Verfügung steht. Dies kann von keiner Sozialwissenschaft mit auch nur dem geringsten Anspruch an wissenschaftliche Angemessenheit geleugnet oder umgangen werden. Im Gegenteil, Subjektivität sollte den Kern des Gegenstandes und des erkenntnistheoretischen Standpunktes der Sozialwissenschaften bilden.

Zu berücksichtigen ist auch, dass die Menschen nicht einfach vom Himmel auf die Erde fielen. Als biologische Wesen sind wir natürlichen Ursprungs, und viele unserer Bedürfnisse, die wir durch unsere gesellschaftliche Organisation befriedigen wollen, spiegeln dies wider. Während wir als menschliche Wesen danach streben, unsere Lebensqualität zu verbessern, darf nicht vergessen werden, dass zunächst die physische Existenz als basale Qualität zu erhalten ist. Wenn dies nicht so wäre, hätten wir wohl kaum so viel Zeit und andere wertvolle Ressourcen auf die Lösung solcher Probleme wie Krebs-erkrankungen verwendet.

Die Kritische Psychologie vertritt ein Verständnis von emergenter Evolution, der zufolge die Entwicklung neuer und irreduzibler Qualitäten einen Schlüssel im Erkenntnisprozess darstellt. Mit der Ausarbeitung ihrer wissenschaftlichen Position kritisiert sie sowohl die allgemein verbreitete Hauptströmung der empirischen Psychologie als auch die eher ›humanistischen‹ Alternativen, wie Phänomenologie und Hermeneutik. Gestützt auf diese Kritiken wurden die Grundlagen für eine neue Form von Psychologie entwickelt, die erkennbar sowohl wissenschaftlich wie gleichzeitig humanistisch ist. Wie sich zeigen wird, erforderte dies eine grundsätzliche Neubewertung von grundlegenden philosophischen Annahmen bis hin zu den Methoden der Forschung und Praxis.

Bei der Zusammenstellung dieser Einführung stand ich vor dem Problem des Abwägens zwischen einer geradlinigen Darstellung der Ergebnisse der Kritischen Psychologie und der dagegen vorgebrachten Kritik. Die Kritische Psychologie ging aus Kritik hervor und ihre Vertreterinnen und Vertreter nehmen keineswegs an, mit ihren Arbeiten einen Schlusspunkt gesetzt zu haben.

Tatsächlich gehören sie zu ihren eigenen schärfsten kritischen Stimmen. Wie dem auch sei – da der vorliegende Text [im Original] erstmalig in englischer Sprache in diesen Sachverhalt einführt, habe ich der Darstellung den Vorzug gegenüber der Kritik gegeben, mit kritischen Bemerkungen an geeigneten Stellen.

Psychologie ist weder losgelöst von gesellschaftlicher Praxis noch ein in Stein gehauenes Regelwerk, das es mechanisch zu lernen gilt. Trotzdem erscheint sie allzu oft genau so in unseren Lehrbüchern, Seminaren und Hörsälen. Die Kritische Psychologie erinnert uns daran, dass Psychologie – wie Francis Bacon in *The Great Instauration* 1620 über Wissenschaft schrieb – »keine zu vertretende Meinung [ist], sondern Arbeit, die getan werden muss« (Warhaft 1965, 310). Sie ist ein Streben nach Wissen nicht allein um seiner selbst willen, sondern nach Wissen, das den Menschen bei ihren Bemühungen um die Verwirklichung von Lebensqualität dient, die durch ihre produktive Arbeit ermöglicht wird. Welchen Nutzen wir auch immer daraus ziehen mögen, sollte diese Erkenntnis nicht vergessen werden. Damit die Psychologie einen – und sei es noch so kleinen – Beitrag zum grundlegenden Verständnis der subjektiven menschlichen Existenz leisten kann, müssen wir uns dieser Aufgabe widmen.

Dieses Buch kann die Beiträge der Kritischen Psychologie nicht erschöpfend behandeln, genauso wenig wie die von anderen daran geäußerte Kritik. Man kann zu Recht bezweifeln, dass ich mit diesem Text eine auch nur annähernd umfassende Darstellung liefere. In vielerlei Hinsicht wird es mehr Fragen als Antworten geben. Nach Abschluss meiner Arbeit fühle ich wahrscheinlich dasselbe wie Calvin Hall, als er sein berühmtes Werk *A Primer of Freudian Psychology* (1955) schrieb, nämlich, dass man einem so reichen Gedankengebäude auf so wenigen Seiten unmöglich gerecht werden kann. Trotzdem boten Halls und viele ähnliche Bücher vielen von uns einen wichtigen ersten Halt. Ich hoffe, das vorliegende Buch kann, trotz all seiner Unzulänglichkeiten, Vergleichbares leisten.

Schließlich sollten sich die Lesenden, bevor es losgeht, die Tatsache bewusst machen, dass die Kritische Psychologie ein Resultat des mit der Studierendenbewegung der späten 1960er Jahre verbundenen intellektuellen Aufbruchs ist. Als solches entstammt sie einem äußerst brisanten politischen Umfeld und bleibt in ihrem eigenen Programm durchgängig politisch. Politischer Protest ist keine sanfte Angelegenheit. Das Buch beginnt mit dem tragischen Tod eines protestierenden Studenten. Es war ein aufrüttelndes Ereignis, das – wie die Lesenden bemerken werden – für die Entwicklung der Kritischen Psychologie eine bedeutende Rolle spielte. Wenn Psychologie für das echte Leben relevant sein soll, dann muss sie beim echten Leben anfangen.

Charles W. Tolman  
Victoria, British Columbia

## Dank

Ohne das Genie von Klaus Holzkamp gäbe es keine Kritische Psychologie in der Form, wie sie in diesem Buch beschrieben wird. Er selbst würde darauf bestehen, dass er diese Psychologie nicht allein entwickelt hat. Es gibt historisch wichtige Vorläufer, und viele andere Menschen haben bedeutende Beiträge geleistet. Auf die eine oder andere Weise bin ich ihnen beim Schreiben dieses Buches zu Dank verpflichtet. Dies gilt ganz besonders für Wolfgang Maiers, da unsere enge Verbindung mir den Zugang zur Kritischen Psychologie eröffnet hat. Darüber hinaus haben Ute Osterkamp, Morus Markard und Karl-Heinz Braun mit ihren Arbeiten meinem Verständnis sehr geholfen. Wolfgang Maiers' Kommentare zum Manuskript dieses Buches haben mich vor peinlichen Irrtümern und Missverständnissen bewahrt. John Broughton und David Ingleby haben mir durch ihre hilfreichen Anmerkungen eine beschämend verworrene Ausdrucksweise erspart.

Die Arbeit an diesem Buch, und vieles im Vorfeld, wurde ermöglicht durch Fördermittel der Universität von Victoria und der kanadischen Bundesagentur für Forschungsförderung (*Social Science and Humanities Research Council of Canada*).

Sozusagen im Nahbereich genoss ich die stetige und aktive Unterstützung meiner Partnerin Renate Eulig-Tolman. Sie hat mir, z. T. ähnlich verwirrt wie ich, durch zahllose schwierige und andernfalls undurchsteigbare deutsche Textpassagen geholfen. Sie hörte meinen Selbstklärungsversuchen geduldig zu. Mit ihrer Klugheit und Belesenheit hat sie wesentlich und erheblich zu dieser Klärung beigetragen. Sie war mir eine unermüdliche Quelle der Unterstützung – moralisch, emotional und auf jede andere Weise. Zu sagen, dass dieses Buch ohne sie nicht hätte geschrieben werden können, ist eine glatte Untertreibung. Aber – wie alle wissen, die zur Feder greifen (oder in die Tastatur hauen) – Unzulänglichkeit ist allzu oft das Schicksal der Worte.

## Teil I: Dissens

### 1. Ideologie, Macht und Subjektivität

Berlin, 2. Juni 1967, 20:20 Uhr. Das Leben von Benno Ohnesorg wird durch eine Kugel beendet, abgeschossen aus einer Polizeipistole. Ohnesorg war 26 Jahre alt, verheiratet, ein Student der Germanistik und Romanistik an der Freien Universität in Berlin. Er war nicht dafür bekannt, politisch radikal oder auch nur besonders politisch zu sein. Aktives Mitglied war er nur in der Evangelischen Studentengemeinde.

Der Schah des Iran befand sich zum offiziellen Staatsbesuch in Berlin. Bei einer Versammlung in der Freien Universität am 1. Juli protestierten etwa 2000 Studierende gegen den freundlichen Empfang durch den Senat der Stadt Berlin und die Bundesregierung. Dabei hörten sie die Zeugenaussage einer aus dem Iran vertriebenen Person über die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten des Schahs gegenüber seiner Bevölkerung. Die Umstände der Wiedereinsetzung des Schahs durch die CIA waren ihnen bereits bekannt, derselben CIA, die nun mit dem zunehmend auf Ablehnung stoßenden Krieg in Vietnam identifiziert wurde. Man beschloss, am darauffolgenden Tag bei Ankunft des Schahs am Rathaus gegen seinen Besuch zu demonstrieren. Außerdem würde man abends vor der Oper protestieren, wo er mit seiner Frau und einer Auswahl handverlesener Würdenträger\*innen<sup>1</sup> an einer Sonderveranstaltung teilnehmen sollte.

Die Demonstration am Nachmittag begann wie die meisten Demonstrationen, die in den vorausgegangenen zwei Jahren immer häufiger geworden waren. Sie hätte auch enden können wie alle anderen, wäre da nicht diese eine Besonderheit gewesen. Der Schah hatte seine eigene Jubeltruppe von etwa 80 Personen mitgebracht, die – in Geschäftsanzüge gekleidet – Knüppel von etwa 1,20 Meter Länge bei sich trugen. Während die Studierenden durch Absperrungen auf Distanz zum Rathaus gehalten wurden, bewegten sich diese sogenannten ›Jubel-Perser‹ frei im dazwischenliegenden Raum. Als Antwort auf die Buhrufe schlugen sie schließlich mit ihren Knüppeln auf die Studierenden ein. Kurz darauf trat die Polizei mit einem Großaufgebot auf den Plan, jedoch nicht, um die Handlanger des Schahs zu bremsen, sondern um die Studierenden auseinanderzutreiben.

Die Nachricht von dieser Farce verbreitete sich schnell, mit dem Resultat, dass am Abend vor der Oper die Menge an Demonstrierenden größer war als

<sup>1</sup> Anm. d. Ü.: Wir haben uns entschlossen, das ›Gendersternchen‹ für eine gendergerechte Sprache zu verwenden. Zugeordnete Artikel, Pronomen oder Adjektive verwenden wir im generischen Femininum (z.B. »die Psycholog\*in« statt »die Psychologin und der Psychologe« oder »der/die Psycholog\*in«). Englischsprachige Zitate übersetzen wir entsprechend dieser Regeln, während deutschsprachige Zitate unverändert bleiben.

erwartet und die Stimmung erheblich erbitterter. Die Polizei unternahm keinen Versuch, die Demonstrierenden vom Schauplatz fernzuhalten. Stattdessen drängten 800 Polizeikräfte sie über die breite Allee vor der Oper bis auf den gegenüberliegenden Bürgersteig und pferchten sie zwischen eine Häuserwand in ihrem Rücken und die Polizeiabsperungen am Straßenrand. Der Schah und seine Begleitung trafen ein. Protestschilder wurden geschwenkt, Parolen gebrüllt, Sprechchöre erklangen: »Mo-Mo-Mossadegh!«, »Schah, Schah, Scharlatan!« Kurz vor 20 Uhr waren alle Würdenträger\*innen angekommen, und die Türen der Oper wurden geschlossen. Die Menge der Demonstrierenden war kurz davor, sich aufzulösen. Einige drängten darauf, um 22 Uhr wiederzukommen, andere besprachen, wo man sich zum Biertrinken und Reden treffen sollte. Einige Minuten später gab Polizeipräsident Erich Duensing, offenbar unzufrieden mit dem langsamen Abzug der Studierenden, die Anweisung: »Knüppel frei! Räumen!«

Die Polizei griff an. Für die meisten Studierenden gab es kein Entkommen. Diejenigen an den beiden Enden der eingeschlossenen Menge flohen die breite Allee entlang, andere suchten – verfolgt von der Polizei – Zuflucht in Seitenstraßen. Einige von ihnen wurden in einem Innenhof in die Enge getrieben. Benno Ohnesorg gehörte dazu.

Jemand berichtete, die Stimme eines jungen Mannes gehört zu haben: »Bitte, bitte, nicht schießen.« Ein Schuss fiel. Man hörte einen Polizisten sagen: »Bist du verrückt, du hättest einen von uns treffen können«. Frank Krüger, ein Musikstudent, war Augenzeuge:

»Ich stand an dieser Stelle, als der Schuß fiel. Ich habe gesehen, wie eine Schar von sechs bis acht Polizisten auf den Studenten eindrang, wie er mit Knüppeln bearbeitet wurde, wie er wehrlos und passiv in dieser Traube von Polizisten hing, und dann habe ich das Mündungsfeuer der Pistole gesehen, das Mündungsfeuer war ungefähr in Kopfhöhe. Im nächsten Moment lag der Student am Boden und rührte sich nicht.« (»Knüppel frei«, Spiegel 25/1967, 46)

Zunächst behauptete die Polizei, Ohnesorg wäre an einem Schädelbruch gestorben. Bald wurde jedoch zugegeben, dass die Ursache eine Kugel im Kopf war. Der Polizeibeamte Karl-Heinz Kurras, zum Zeitpunkt des Ereignisses in Zivil, behauptete, er hätte in Notwehr gehandelt. Diese Behauptung wurde zunächst von Polizei und Senat übernommen. Eine spätere Untersuchung ergab jedoch, dass sie nicht haltbar war, und Kurras wurde wegen fahrlässiger Tötung angeklagt. Der Prozess fand im November des Jahres statt. Das Gericht stellte fest, dass Kurras tatsächlich den Abzug betätigt und den Schuss ausgelöst hatte, konnte jedoch kein schuldhaftes Verhalten nachweisen. Aufgrund dieser Formalität ging er straffrei aus dem Prozess hervor.<sup>2</sup>

2 Anm. d. Ü.: Im Mai 2009 wurde bekannt, dass Kurras als Informeller Mitarbeiter (IM) für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR (MfS) tätig war. Dies löste neue Ermittlungen zu seinem Todesschuss aus. Es fanden sich keine Anhaltspunkte für einen Mordauftrag des MfS,

Unabhängig von der gewählten Sichtweise stimmen alle Darstellungen der Studierendenbewegung in der BRD darin überein, dass dieser Vorfall das auf-rüttelnde Schlüsselereignis für die weitere Entwicklung der Bewegung war, eine Entwicklung, in der die Freie Universität eine bedeutende Rolle spielte und die schließlich die Kritische Psychologie hervorbrachte. Um dies zu verstehen, müssen wir ausgehend vom Tod Benno Ohnesorgs einen Blick zurück werfen und betrachten, wie die Freie Universität zum Zentrum der politischen und akademischen Dissidenz wurde, und einen Blick voraus, um zu sehen, welche tiefgreifenden Auswirkungen seine Ermordung auf den akademischen Betrieb der Universität hatte.<sup>3</sup>

### 1.1 Ursprünge der Freien Universität Berlin (FUB)

Die Universität wurde 1810 in Berlin gegründet, eher spät im europäischen Vergleich. Wilhelm von Humboldt war die treibende Kraft hinter ihrer Einrichtung. Benannt wurde sie nach dem preußischen König Friedrich Wilhelm. Unter seinem Namen fand sie 1945 nach zwölf Jahren Nazi-Herrschaft ihr Ende. Bei Kriegsende lag die Universität im wörtlichen und moralischen Sinn in Ruinen. Ihr Hauptstandort lag an der Prachtstraße Unter den Linden, die sich nun im sowjetischen Sektor der geteilten Stadt befand. Die sowjetische Militärverwaltung begann unmittelbar mit ihrem Wiederaufbau. Bis 1948 zeigten die britischen und französischen Besatzungsmächte keinerlei Interesse an der Universität. Die Haltung der USA war zwiespältig. Während sie halbherzig eigene – letztlich erfolglose – Pläne zur Wiedererrichtung höherer Bildungseinrichtungen in Berlin verfolgte, ergriff die amerikanische Militärverwaltung aktive Maßnahmen, um Studierenden der wiedereröffneten Universität einen Wohnsitz in ihrem Sektor zu verwehren und umgekehrt Bewohnende ihres Sektors vom Studium dort abzuhalten.

Die neugestartete Universität und ihre Studierenden wiederum litten unter einer anderen Ambivalenz. Die sowjetischen Behörden versprachen eine freie und demokratische Institution, die in den Händen junger Menschen liegen sollte, die normalerweise keine Universität hätten besuchen können. Dabei ging es hauptsächlich um Angehörige der unteren Mittelschicht und der Arbeiter\*innenklasse. Auch Leidtragende der Nazi-Herrschaft sollten bevorzugt werden. Zunächst wurde das Versprechen weitgehend eingehalten, und die Studierenden nahmen die neuen Freiheiten mit Begeisterung auf. Einmischungen

---

aber neue Indizien dafür, dass Kurras Ohnesorg unbedrängt und gezielt aus kurzer Distanz erschossen hatte und dabei von umstehenden Polizisten und seinem Vorgesetzten beobachtet worden war. Die Beweislage wurde jedoch als nicht ausreichend zur Wiederaufnahme seines Prozesses angesehen. Die Ermittlungen zum Mordverdacht wurden im November 2011 eingestellt. Kurras' Motiv für die Tat bleibt daher unbekannt. 2014 verstarb Kurras in Berlin.

3 Eine umfassendere Darstellung der Ereignisse um Ohnesorg findet sich in den Berichten in *Der Spiegel*: »Knüppel frei« (25/1967); »Sehr heiß« (28/1967); und »Urteil im Zwielicht« (49/1967).

der Obrigkeit nahmen allerdings zu und erreichten einen Höhepunkt im März 1947, als ein Teil der Studierendenvertreter\*innen wegen angeblicher Spionage für den Westen verhaftet wurde. Dies war nur *ein* Anzeichen des zunehmenden Kalten Krieges. Im folgenden Jahr kam es zu verstärkter Kontrolle und politisch motivierten Degradierungen von Mitgliedern des Lehrkörpers und Exmatrikulationen. Nach der Relegation einiger politisch tonangebender Studierender wurde schließlich für den 23. April zum Streik und zur Teilnahme an einem Treffen im Hotel Esplanade im britischen Sektor aufgerufen. Die Ost-Presse gab eine Teilnehmendenzahl von nur 300 Personen an, westliche Zeitungen sprachen von 2000. Dieses Treffen motivierte die USA in besonderem Maße, eine alternative Universität in ihrem Sektor einzurichten.

Von Anfang an war das Misstrauen gegenüber den Motiven der USA weit verbreitet – auf jeden Fall im Osten, aber auch im Westen. Trotz aller Zweifel an den Motiven wurde 1948 mit starker Unterstützung der Ford-Stiftung eine neue Universität gegründet. Im Wesentlichen trat die neue Universität mit den Versprechen von Freiheit und Demokratie an, mit denen bereits die alte Universität – nun Humboldt-Universität genannt – wiedereröffnet worden war. Die USA überließen den größten Teil der universitären Organisation den Deutschen, einschließlich der Studierenden, von denen viele von der ›Universität Unter den Linden‹ herübergezogen waren und viele der fortschrittlichen Ideale mitbrachten, die dort enttäuscht worden waren. So bestanden sie beispielsweise weiterhin auf maßgeblicher Mitsprache in der Verwaltung sowie dem bevorzugten Zugang für Studierende aus benachteiligten Bevölkerungsschichten. Das Ergebnis war in der Geschichte der deutschen Universitäten einzigartig. Die Freie Universität Berlin stellte ein progressives Modell dar, das in den folgenden Jahrzehnten politisch engagierte Studierende aus allen Teilen Deutschlands anziehen sollte. Kurz gesagt: Die Freie Universität Berlin ging aus Protest und Dissidenz hervor und entwickelte schnell die Tradition einer antiautoritären, antiautoritären, politisch toleranten und fortschrittlichen Theorie und Praxis.<sup>4</sup>

## 1.2 Anfänge der Studierendenbewegung

Die sich an der Freien Universität etablierende Tradition des politischen Engagements konnte jedoch kaum auf das Universitätsgelände beschränkt bleiben. Schließlich war die Universität ein selbstbewusster Teil der sie umgebenden Gesellschaft. Sie konnte in ihrer Entwicklung auch nicht umhin, ihre Grenzen infrage zu stellen. Rückblickend scheint es, dass das politische Engagement notwendigerweise zu Protest werden und schließlich die Straßen der Stadt selbst erreichen musste. Eine der ersten öffentlichen Demonstrationen fand im Dezember 1964 statt, als einige hundert Studierende anlässlich des

<sup>4</sup> Eine vollständige Geschichte der Freien Universität Berlin findet sich in Tent 1988.

Besuchs von Moïse Tshombé, Premierminister des Kongo, demonstrierten. Sie machten ihn verantwortlich für den Tod des populären linken Anführers Patrice Lumumba.

In diesem Zusammenhang wurde im Frühjahr 1965 ein Wendepunkt erreicht. Die studentische Selbstverwaltung AStA (Allgemeiner Studierendenausschuss) lud einen Journalisten und zwei weitere Gäste ein, an einem Symposium bzw. einer Debatte über den politischen Kurs der Bundesrepublik seit 1949 teilzunehmen. Der Journalist Erich Kuby hatte schon seit 1949 eine kritische Haltung gegenüber der FUB-Verwaltung eingenommen. Bereits 1958 hatte der Rektor ihn zur *persona non grata* erklärt und ihm daraufhin 1960 und 1963 bei zwei Gelegenheiten untersagt, an der Universität zu sprechen. Erneut schritt der Rektor, Herbert Lüers, ein und verbot Kuby, eine Rede zu halten. Die Studierenden, zweifellos inspiriert durch die ›Bewegung für Meinungsfreiheit‹ (*Free Speech Movement*) der Universität von Kalifornien, protestierten gegen die Verletzung ihrer durch die Universitätsverfassung garantierten Rechte. Sie forderten das Recht ein, jegliche Person jederzeit zu jedem Thema unter freiem Himmel an der Universität sprechen zu hören. In der Folge fanden eine Reihe von Streiks und Demonstrationen statt, an denen über 3000 Studierende teilnahmen. Diese Ereignisse markierten den eigentlichen Beginn der studentischen Protestbewegung an der FUB. Ab Mai 1965 nahmen Anzahl und Häufigkeit der öffentlichen Demonstrationen zu. Die Themen reichten von lokalen Angelegenheiten der Universitätsverwaltung bis zu internationalen Konflikten, mit zunehmendem Fokus auf dem Krieg in Vietnam. Im April 1967 wurde eine Gruppe von Studierenden wegen eines angeblich geplanten Attentats auf den amerikanischen Vize-Präsidenten Hubert Humphrey verhaftet. Die Suche der Polizei erbrachte allerdings nur einige kleine Rauchbomben und einen größeren Vorrat an Puddingpulver. Die Studierenden selbst bezeichneten sich als ›Horror-Kommune‹, bekannter wurden sie jedoch unter dem Namen ›Pudding-Attentäter‹. Jeglicher Humor, der in der Idee, einen amerikanischen Vize-Präsidenten mit Pudding zu bewerfen, zum Ausdruck gekommen sein mag, verschwand mit dem Tod von Benno Ohnesorg.<sup>5</sup>

### 1.3 Die Kritische Universität

Das Ausmaß der Proteste nahm nicht nur an Intensität zu, sondern auch hinsichtlich ihres ›Geltungsbereichs‹. Konzentrierte sich die Kritik anfangs auf Rechtsverletzungen innerhalb der Universität, verallgemeinerte sie sich zu einer Kritik an der städtischen, staatlichen, nationalen und internationalen Politik und betraf schließlich auch das Wissen selbst, seine Produktion, Verbreitung

<sup>5</sup> Zur Studierendenbewegung bis Juni 1967 vgl. den Bericht in *Der Spiegel*: »Nein, nein, nein« (24/1967).

und seinen Bezug zur Praxis. Der Protest der FUB-Studierenden unter der Führung von Rudi Dutschke richtete sich insbesondere gegen Axel Springer, Inhaber mehrerer in Deutschland populärer rechtsgerichteter Zeitungen und Zeitschriften (nicht zu verwechseln mit dem renommierten wissenschaftlichen Springer-Verlag). Dutschke klagte Springer des üblen Missbrauchs seiner ideologischen Macht an und forderte die Enteignung seines Verlagsimperiums (»Wir fordern«, 1967). Das wichtigste Einzelereignis für unser Anliegen war jedoch die Gründung der Kritischen Universität im Juli 1967.<sup>6</sup>

Organisiert wurde die Kritische Universität von Wolfgang Lefevre, Präsident des Studierendenparlaments der Freien Universität, Sigrid Fronius sowie Wolfgang Nitsch vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, unter Mitarbeit von etwa 40 weiteren Studierenden sowie Angehörigen aus dem akademischen Mittelbau<sup>7</sup>. Ihre Kritik setzte an ihrer eigenen Einrichtung an. In ihrem alternativen Vorlesungsverzeichnis (von dem 6000 Exemplare gedruckt wurden) hieß es, die alten Hochschulen, jetzt einschließlich der FUB, hätten sich »endgültig von Elfenbeintürmen in Elfenbeinfabriken verwandelt, in denen professorale Fachidioten studentische Fachidioten ausbilden« (»Dr. crit.«, *Spiegel* 31/1967). Sie forderten Westberlins linke Elite auf, von nun an ein Doppelleben zu führen: halb als Idioten, halb als Revolutionäre. Die Kritische Universität sollte sich um den revolutionären Teil kümmern.

Aufgeteilt auf 30 Arbeitsgruppen, verfolgte die Kritische Universität zwei Ziele. Einerseits sollte der Versuch unternommen werden, Bündnisse mit arbeitenden Menschen zu schließen. Berufstätigen Menschen sollten Bildungsveranstaltungen angeboten werden, um sie bei der Diagnose ihrer Probleme in der bürgerlich dominierten Gesellschaft und der Entwicklung einer wirkungsvollen politischen Gegenwehr zu unterstützen. Andererseits sollten kritische Aktivitäten innerhalb der FUB stattfinden: Seminare über politische Aspekte der Bildung, Kritik von Seminarinhalten, Prüfungen sowie Bildungszielen und Praktiken an deutschen Universitäten im Allgemeinen.

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, dass die Verwaltung der FUB der Kritischen Universität die Nutzung jeglicher ihrer Einrichtungen untersagte und sogar rechtliche Schritte unternahm, um Programm und Aktivitäten dahingehend zu prüfen, ob gegen die beteiligten Studierenden Anklage erhoben werden konnte. Die Kritische Universität hielt jedoch lang genug durch, um weitere, ähnlich gelagerte Entwicklungen in Gang zu setzen.

In einem Flugblatt, das an der Mainzer Universität kursierte, hieß es:

6 Zur Kritischen Universität vgl. den Bericht in *Der Spiegel*: »Dr. crit.« (31/1967).

7 Zum akademischen Mittelbau, für den es an britischen und nordamerikanischen Universitäten keine Entsprechung gibt, zählen Nachwuchsforscher\*innen, die keinen Lehrstuhl innehaben, aber auch wissenschaftliche Mitarbeitende, die eher wegen ihrer besonderen Funktion als aufgrund fehlender akademischer Qualifikation während ihrer gesamten Laufbahn in diesem Status verbleiben (heute nur noch selten anzutreffen).

»In Berlin werden jetzt nicht nur an der Mauer Menschen erschossen. In Ost-Berlin herrscht Demonstrationsverbot. In West-Berlin herrscht Demonstrationsverbot. In Ost-Berlin wird unterdrückt, was dem Magistrat nicht paßt. In West-Berlin wird unterdrückt, was dem Senat nicht paßt. Berlin bleibt Berlin.« (»Knüppel frei«, *Spiegel* 25/1967, 46)

#### 1.4 Entwicklungen im Psychologischen Institut

Unterdessen nahmen die Diskussionen im Psychologischen Institut einen offen politischen Charakter an. Insbesondere eine Person prägte den Ton der folgenden Ereignisse. Professor Hans Hörmann, damals Direktor des Instituts, hatte wiederholt seine ›liberale‹ Sichtweise der Beziehung zwischen Psychologie und Gesellschaft betont, etwa als Teil seiner Ansprache anlässlich der Trauerfeier für Benno Ohnesorg an der FUB. In Hörmanns Auffassung von dieser Beziehung stand die individuelle Verantwortung im Mittelpunkt. Demgemäß war Psychologie als Wissenschaft im Wesentlichen wertfrei. Der Bezug der Psychologie zu Werten und zur gesellschaftlichen Praxis wurde durch die einzelne Psychologin bzw. den einzelnen Psychologen hergestellt. Ihnen oblag es, dafür zu sorgen, dass psychologische Erkenntnisse für die richtigen Interessen genutzt würden. Auch das Urteil über ›richtig‹ und ›falsch‹ war ihnen überlassen. Diesem Urteil, so Hörmann, könne sich niemand entziehen.

Eine leidenschaftliche und wortgewandte Erwiderung, verfasst auf Grundlage der Kritischen Theorie von Theodor Adorno und Jürgen Habermas<sup>8</sup>, kam von einer Studentin des Instituts, Irmgard Staeuble. Sie hielt entgegen, dass Hörmanns Sichtweise den im Wesentlichen politischen Charakter von Wissenschaft unzureichend würdige. Es sei genau diese harmlose Sicht auf Wissenschaft gewesen, die zu dem – ihrer Meinung nach falschen – Schluss geführt habe, die Universitäten im Dritten Reich seien durch die Nazis lediglich benutzt worden und das richtige Korrektiv habe darin bestanden, die Universitäten in ihren ›natürlicheren‹ Zustand der Neutralität zurückzusetzen, wobei die Auswirkungen auf das Wohlergehen der Gesellschaft der Verantwortung des individuellen Gewissens überlassen worden seien. Staeubles Darlegung zufolge seien Wissenschaft und Universitäten hingegen niemals neutral, sie verträten notwendigerweise entweder das eine oder das andere Interesse. Fakten und Bewusstsein würden stets durch Gesellschaft und geschichtlichen Zusammenhang vermittelt. Die Grenzen zwischen Philosophie, Wissenschaft,

8 Die Kritische Theorie war eine einflussreiche sozialphilosophische Richtung, die in den frühen 1930er Jahren von einer als Frankfurter Schule bekannt gewordenen Gruppe von Personen entwickelt wurde. Dazu zählten Theodor Adorno, Max Horkheimer, Herbert Marcuse und andere. Diese Gruppe ging während der Nazizeit ins Exil in die Vereinigten Staaten. Einige kehrten nach dem Krieg zurück nach Frankfurt am Main und gründeten die Schule erneut. Aus dieser Zeit rührt Jürgen Habermas' Rolle als einflussreichster Exponent (vgl. die einschlägigen Angaben in Abercrombie, Hill und Turner 1988).

Ideologie und Gesellschaft verblassten vor dieser Analyse und zeigten sich als ein notwendiges, verbundenes Ganzes. Psycholog\*innen, die dies nicht sehen könnten, stellten sich einfach blind in den Dienst herrschender Ideologien.

Kurz darauf stellte Staeuble folgende bittere Betrachtung über die zeitgenössische Psychologie an:

»Überblickt man die Bereiche, in denen Psychologen vorwiegend tätig sind, muß man feststellen: (a) Sie arbeiten unmittelbar im Dienst des Imperialismus (Kriegsforschung, ›Psychologische Verteidigung‹). (b) Sie arbeiten im Dienst der kapitalistischen Wirtschaft (Marktforschung, Werbung). (c) Sie wirken indirekt an der Stabilisierung der bürgerlichen Ideologie (Meinungs- und Kommunikationsforschung). (d) Sie betreiben die effektive Leistungseinordnung des Einzelnen ins System dieser Gesellschaft (alle Arten Auslese; Betriebspsychologie, Berufsberatung). (e) Sie wirken in Richtung sozialer Anpassung (sonstige Beratung).« (Staeuble 1968; zit. in Holzkamp 1972, 217)<sup>9</sup>

Die Grundlage der Kritik bewegte sich zwar weg von einer habermasianischen Kritischen Theorie, jedoch blieb die wesentliche Schlussfolgerung erhalten: Psychologie ist notwendigerweise ein politisches Unterfangen.

### 1.5 Die Notstandsgesetze von 1968

Im Jahr 1968 wurde auf einen weiteren Studenten geschossen. Das Ziel war dieses Mal der charismatische Studierendenführer Rudi Dutschke, und der Attentäter war kein Polizist, sondern ein geistig verwirrter junger Mann, offenbar angefeuert von der hysterischen Rhetorik der Klatschpresse. Dutschke überlebte den Anschlag, starb 1979 jedoch an den Folgen seiner Verletzungen. 1968 wurden auch die Notstandsgesetze eingeführt, die jeglicher verbliebener Redefreiheit der dissidenten Studierenden wirkungsvoll Einhalt gebieten sollten.<sup>10</sup>

Wie bereits erwähnt, hatte am Psychologischen Institut bereits vor 1968 eine gewisse Politisierung stattgefunden, die sich, wie Staeubles Bemerkungen zeigen, hauptsächlich auf die Kritik an positivistischen Wissenschaftskonzepten konzentrierte. Es waren jedoch die Notstandsgesetze, die die wesentlichen Änderungen herbeiführten, welche der Reform des Studiums der Psychologie an der FUB Form und Charakter gaben. In seiner Einschätzung bezieht sich Klaus Holzkamp im Wesentlichen auf die Debatte zwischen Hörmann und Staeuble:

9 Holzkamps Quelle ist die Rede von Staeuble. Die veröffentlichte Version findet sich in Staeuble 1968.

10 Die Notstandsgesetze richteten sich nicht nur gegen die Studierenden, sondern gegen jegliche Aktivitäten, die von den Behörden als subversiv angesehen wurden. Weit verbreiteten organisierten Widerstand gab es in der Studierendenbewegung, in den Gewerkschaften und vielfältigen Bürgerbewegungen.

»Zu einer ersten Kontroverse mit einigen Studenten [im Institut] kam es über die Frage der Politisierung der Universität, die zu zwei weiteren Diskussionsveranstaltungen führte und keine merklichen Nachwirkungen hatte. Erst anlässlich der Kampagne gegen die Notstandsgesetze im Frühjahr 1968 fand sich eine große Mehrheit von Studenten und Mitarbeitern des Instituts zu geschlossener politischer Aktion zusammen: 14 Tage lang wurde in den meisten Lehrveranstaltungen über Notstandsgesetze diskutiert; ein straffes Programm mit durch Experten vermittelter Informationsaufnahme, Informationsweitergabe und politischer Aktion wurde konsequent verwirklicht. Von da an gewann die Arbeit am Institut eine neue Qualität: Diskussionen um eine demokratische Reform des Instituts kamen in Gang und rissen, vorangetrieben durch die neugegründete ›ad hoc-Gruppe‹ progressiver Studenten, nicht mehr ab, wobei, anders als an den meisten anderen Instituten, von vornherein neben Studenten auch Mitarbeiter des Instituts zu den Initiatoren und Trägern der Reformarbeit gehörten; in den Sommerferien 1968 wurde von zehn Kommissionen das Institut unter verschiedenen Aspekten, von ›Forschungsplanung‹ über ›Zulassung‹ bis ›Etat‹, kritisch durchleuchtet und das Ergebnis in einem ausführlichen Bericht niedergelegt.« (Holzkamp 1972, 212)

### 1.6 Der ›Kongress Kritische und Oppositionelle Psychologie‹

Im September 1968 fand der Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Tübingen statt. Ein Symposium über ›Psychologie und politisches Verhalten‹ hatte gerade begonnen, als etwa 20 Studierende den Raum stürmten. Sie gehörten im Wesentlichen zur Technischen Universität Berlin, einer gegenüber der FUB eigenständigen Institution. Ein Sprecher erklärte:

»Wir haben jetzt genügend Thesen gehört und uns genügend lange frustrieren lassen von diesen Thesen. Wir werden jetzt unsere eigenen Thesen vortragen.« (Holzkamp 1972, 220)

Es gab 27 Thesen, die jeden erdenklichen Aspekt der zeitgenössischen psychologischen Forschung, Lehre und Praxis kritisierten. Die anschließende Diskussion konzentrierte sich im Wesentlichen auf den mutmaßlichen politischen Missbrauch der Psychologie.

»Psychologische Forschung soll für die Gesellschaft wichtig sein, aber: wer entscheidet darüber, was wichtig ist? Ist eine Einschränkung der Forschungsfreiheit durch gesellschaftliche Kontrolle vertretbar, und wiederum: Wer kontrolliert? Ist der Wissenschaftler für einen Mißbrauch seiner Forschungsergebnisse verantwortlich, und wie kann er, da er doch ohne gesellschaftliche Macht ist, einen solchen Mißbrauch verhindern?« (Holzkamp 1972, 220)

Die Kritik wurde aufgelistet und Fragen gestellt, ohne jedoch bei dieser Gelegenheit zu klaren Antworten zu gelangen.

Dies führte zu einem wichtigen Ereignis im Mai 1969: In Hannover fand der ›Kongress Kritische und Oppositionelle Psychologie‹ unter Beteiligung von Studierenden sowie Psycholog\*innen aus allen Teilen der Bundesrepublik statt. Es ging darum, die Fragen zu klären, die im vorangegangenen Herbst in Tübingen aufgeworfen worden waren. Nach zwei Tagen der Diskussion präsentierten Studierende der Technischen Universität Berlin eine Resolution mit einer zusammenfassenden Darstellung ihrer eigenen Schlussfolgerungen. Sie standen dem gesamten Unterfangen einer Studienreform kritisch gegenüber. In der Diskussion der letzten beiden Tage seien drei grundsätzliche Tendenzen erkennbar: (1) »Kritische Aufklärung«, d. h. viel hochtrabendes liberales Geschwätz mit wenig Bezug zur wirklichen Praxis; (2) »Kleinbürgerlicher Terror«, der darauf hinauslief, sich in ›orgiastischen‹ Aktionen zu ergehen, mit der Funktion eines Ventils zum stumpfsinnigen Abreagieren von Frustrationen; und (3) »Reformerische Handwerkelei«, die ein, zwei Probleme flicken mochte, aber die Dinge im Wesentlichen unverändert lassen würde. Kurz: Alle Lösungen, die versuchten, im *Psychologischen* zu bleiben, blieben tatsächlich *unpolitisch*. Politische Lösungen, so ihre Behauptung, seien nicht psychologisch. Mit der Begründung: »Die Psychologie war und ist immer ein Instrument der Herrschenden.« Dies führte sie zu folgenden praktischen Empfehlungen:

- »1. Das vorhandene psychologische Wissen als Wissen über das System in den Kampf gegen das System einführen! (Z. B. Analyse und Vervielfältigung von Intelligenztests und damit deren Aufhebung als Machtinstrument)
2. Die Zersetzung der Psychologie (z. B. in den Instituten)
3. Entwicklung einer Offensivstrategie an allen Punkten, wo die Psychologie im Verwertungsprozeß relevant wird!
4. Es gibt keine ›kritische‹ und ›oppositionelle‹ Psychologie! D. h., es gibt keine revolutionäre Psychologie! ZERSCHLAGT DIE PSYCHOLOGIE!« (Holzkamp 1972, 222)

Die Delegation der FUB war anderer Ansicht und präsentierte einen Tag später eine ›Gegenresolution‹ hinsichtlich bestimmter Behauptungen der TU-Gruppe. Erstens kritisierten sie, dass die Möglichkeit einer progressiven, politisch engagierten, kritischen Psychologie in den ersten beiden Tagen kein faires Gehör gefunden habe, gerade weil diejenigen, die das Projekt aufgeben wollten, die »Funktionslosigkeit des Kongresses provoziert haben und sich selbst aus der Analyse jetzt ausklammern«. Zweitens hätte die TU-Gruppe echte politische Praxis allein als das definiert, was nicht in den Kapitalismus integriert sei. Da kaum vorstellbar sei, wie etwas nicht in den Kapitalismus integriert sein könnte, würde dies die Möglichkeiten für echtes politisches Handeln gegen null gehen lassen.

Der dritte Punkt in der FUB-Erwidigung wandte sich gegen die Behauptung, die einzige Alternative sei die »Zerschlagung der Psychologie«, bloß weil sie ein notwendiges Herrschaftsinstrument sei. Sie fassten die offensichtliche Ironie im Zerschlagen der Psychologie als *konkrete* Alternative auf und boten eine abweichende Analyse an:

»Wir sind nicht der Ansicht, daß es mit der herrschenden Psychologie möglich ist – eben weil sie eine Psychologie der Herrschenden ist –, eine Analyse des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes zu erstellen. Dazu müssen Fragen gestellt werden, die die bürgerliche Psychologie nicht gestellt hat. Diese Fragen resultieren direkt aus der Notwendigkeit einer revolutionären Veränderung der Gesellschaft. Erst Antworten auf diese Fragen machen eine adäquate Analyse des gegenwärtigen Systems möglich, ohne dabei in den Fehler der bürgerlichen Psychologie zu verfallen, eine Änderung der Zustände mit psychologischen Mitteln herbeiführen zu wollen.

Wir sind der Ansicht, daß der kritischen Psychologie (= Psychologie im Bereich der kritischen Theorie) im Rahmen einer revolutionären Strategie nicht allein Instrumental-, sondern auch Erkenntnischarakter zukommt; und zwar in der Vorstellung einer konkreten Utopie von befreitem Dasein und in der Aufhellung der psychologischen Vermittlungsprozesse, zum Beispiel von Herrschaft. Selbst die bürgerliche Psychologie erschöpft sich nicht – wie behauptet wurde – in der Beschreibung. Sie versucht eine Bedingungsanalyse, die ihre Grenzen allerdings an der bürgerlichen Ideologie findet (Beispiel: Sexualität) und unter der Behauptung ihrer Wertneutralität blind Herrschaft stützt.« (Holzkamp 1972, 223)

Der gängige Wissenschaftsbetrieb wurde wie folgt gekennzeichnet:

»1. als *Beschreibung* vermittelter Kategorien, die als unvermittelt begriffen werden (nativistische Auffassung der Aggression). Diese Form von Beschreibung bedeutet die Verdopplung des Faktischen im Sinne der Hypostasierung und Ontologisierung des Status quo.

2. als *Bedingungsanalyse* beschränkt sie sich – unter Disqualifikation systemfremder (d.h. hier nicht psychologischer) Kategorien – auf die partikuläre Analyse psychologischer Zusammenhänge und fügt sich damit der Entpolitisierung im arbeitsteiligen Prozess ein. (»Wir haben ja nicht den Überblick.«)

3. als *Prognose* im technischen Verwertungszusammenhang. Die durch die Bedingungsanalyse ermöglichte Prognose zielt in der bürgerlichen Psychologie auf die Verfügung über Menschen; d. h., die Selbstbestimmung von Menschen wird suspendiert zugunsten der Fremdbestimmung.

4. *Abstinenz von Werturteilen*. Im Verzicht auf die Wertung der eigenen Befunde (rationalisiert als behauptete Wertneutralität) und in der Ignoranz gegenüber gesellschaftlicher Wirklichkeit (Elfenbeinturm) akkumuliert die Psychologie Belanglosigkeiten und verdrängt das, was sie dem Menschen antut.« (Holzkamp 1972)

Eine dazu im Kontrast stehende *kritische Psychologie* wäre nicht ein bloßer Reflex auf die herrschende, am logischen Empirismus ausgerichtete Psychologie, sondern integraler Bestandteil der Sozialwissenschaften, die auf die Möglichkeit einer menschlichen Existenz frei von Unterdrückung zielt und darin mit dem emanzipatorischen Anspruch der Kritischen Theorie übereinstimmt (Holzkamp 1972, 223f.).

Kurz gesagt braucht man das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Wenn die gegenwärtig praktizierte Psychologie die Partei der Herrschenden ergreift, schließt das eine kritische Psychologie, die die Partei der Machtlosen ergreift, nicht aus. Diese Überlegung bestimmte den Rahmen des Programms, das die Vertreter der FUB in den folgenden Jahren formulierten und entwickelten.

### 1.7 Demokratisierung des Psychologischen Instituts

Währenddessen unterzogen die Studierenden und der Lehrkörper des Psychologischen Instituts der FUB das Institut einem radikalen Demokratisierungsprozess. Dies geschah im Wesentlichen auf Grundlage der von den zehn Kommissionen in der Sommerpause 1968 geleisteten Arbeit. Gegen Ende Januar 1969 war das abschließende Ergebnis dieser Arbeit eine vollkommene Umstrukturierung der Institutsverwaltung und der Organisation der Entscheidungsprozesse. Gemäß der neuen Struktur würde das Institut nicht mehr von einem *Ordinarius* (ordentlicher Professor) in der Funktion als Direktor geleitet werden. Stattdessen würde die Leitung von einem viertelparitätisch besetzten ›Institutsrat‹ übernommen, der sich aus Vertretenden aller betroffenen Gruppen zusammensetzt: Professor\*innen, ›Mittelbau‹, Studierende sowie Büro- und technisches Personal. Die neue Satzung des Instituts legte fest:

»Der IR (Institutsrat) berät und entscheidet, wenn er es für nötig hält, über alle das Institut betreffenden Fragen, die er selbst für bedeutsam hält oder die von einzelnen Institutsmitgliedern oder -gruppen an ihn herangetragen werden, im Sinne der Bestimmungen dieser Satzung [...] Die Institutsleitung verpflichtet sich [...] die Entscheidungen des IR zu verwirklichen.« (Holzkamp 1972, 234)

Diese Veränderungen am Institut wurden damals als der Beginn einer neuen demokratischen Epoche begrüßt und hatten eine Reihe von Auswirkungen, die die weitere Entwicklung der Kritischen Psychologie maßgeblich beeinflussten. Eine davon bestand in einem Ruck, der für die eher idealistisch gesinnten Beteiligten von der Demokratisierung ausging. Sie verstanden die neue Freiheit als Befreiung von allem, was dem autoritären Staat und einer manipulativen Gesellschaft ähnelte. Für sie bedeutete es die ›Große Verweigerung‹. Die neuen Statuten wurden so verstanden: Innerhalb einer repressiven Institution hatte der revolutionäre Kampf einen ›Freiraum‹ geschaffen, einen

Raum, in dem das Individuum die Freiheit hatte, das Diktat jeglicher Autorität zurückzuweisen ebenso wie alles, was als Manipulation durch andere gelten konnte. Der Schwerpunkt schien sich verschoben zu haben: von der revolutionären Emanzipation der *Gesellschaft* hin zur Emanzipation des *Individuums in der bürgerlichen Gesellschaft*. Dieses Verständnis stützte sich sowohl auf die Kritische Theorie als auch auf die Psychoanalyse in ihrer ›klassischen‹ wie in ihrer ›Sexpol-Variante<sup>11</sup>. Die Einheit von persönlichem Lebensstil und politischer Tätigkeit konnte erreicht werden, indem man sich den Zwängen der ›Leistungsgesellschaft‹ widersetzte. Im Rahmen des Instituts manifestierte sich dies als Kampf gegen ›Leistungsdruck‹ und akademischen ›Anpassungszwang‹ bzw. andere Formen des Zwangs. Studierende verlangten die Abschaffung von Prüfungen und das Recht, Leistungsnachweise selbst zu unterschreiben. Abwesenheit und verspätete Ankunft zu Vorlesungen und Seminaren wurden alltäglich. Falls und wenn Seminarräume und Hörsäle genutzt wurden, hinterließ man sie in schrecklich unordentlichem Zustand.

Die damit verbundene Erkenntnis fasste Klaus Holzkamp später so zusammen:

»Die Sensibilität für die Leiden, die dem Menschen durch diese Gesellschaft zugefügt werden, hatte sich so erhöht, daß ein Kampf gegen diese Leiden unabweisbar wurde. Aber man hatte noch nicht begriffen, daß es von diesen Leiden als gesellschaftlichen Leiden keinen individuellen Dispens geben kann, daß die Idee der repressionslosen ›Freiräume‹ innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft selbst eine bürgerlich-idealistische Vorstellung ist. – Dennoch wäre es falsch, den Kampf um persönliche und politische Freiräume unhistorisch einfach abzuqualifizieren. Die nicht lediglich intellektuelle Einsicht, sondern schmerzhaft Erfahrung, daß ›Freiheit‹ in dieser Gesellschaft nicht die individuelle Befreiung vom gesellschaftlichen Leiden und von gesellschaftlichen Anforderungen heißen kann, war ein wichtiger Schritt der Entwicklung des politischen Bewußtseins der universitären Linken: Damit war die Möglichkeit für die Erkenntnis geschaffen, daß für die Sozialisten an der Universität die Befreiung des Einzelnen nur seine Befreiung zur Einsicht in die Notwendigkeit langfristiger, entbehrungsreicher, disziplinierter Arbeit unter den Zielen des Wissenschaftlichen Sozialismus bedeuten darf.« (Holzkamp 1972, 236)

Beim ersten Treffen des neuen Institutsrats brachten die Studierenden – getragen von dem Wunsch nach revolutionärer Praxis – einen Antrag auf Genehmigung des Projekts ›Schülerladen‹ für benachteiligte Kinder in Kreuzberg ein, einem Berliner Arbeiter\*innen-Bezirk mit hohem Migrant\*innen-Anteil. Das

11 Der Begriff ›Sexpol‹ bezieht sich auf die sexualpolitische Richtung der Psychoanalyse, die von Wilhelm Reich in den 1930er Jahren entwickelt wurde. In den 1960er und 1970er Jahren gab es bei vielen radikalisierten Studierenden ein wiedererwachtes Interesse an Reichs Gedanken (vgl. Reich 1963).

Programm namens ›Rote Freiheit‹ sah den Einsatz von Studierenden in einer Art antiautoritärem politischem Bewusstseinsbildungsprozess mit Schulkindern vor. Dem Projektantrag mangelte es, neben anderen Schwachstellen, an einer klaren wissenschaftlichen Begründung, jedoch sahen die Professor\*innen im Institutsrat darin einen Testfall für ihr soeben erklärtes Vertrauen in die Studierenden und befürchteten, dass eine Ablehnung oder die Forderung einer besseren Begründung als autoritär gedeutet und weiteren studentischen Widerstand hervorrufen würde. Die eher positive Perspektive bestand in der konkreten Möglichkeit, dass sich fehlende Konzepte aus Kritik und Selbstkritik in der praktischen Arbeit entwickeln würden. Klaus Holzkamp stimmte zu, das Kollektiv zu unterstützen und die Verantwortung zu übernehmen. Wie Holzkamp später erklärte: »Eine Isolierung der Studenten war unbedingt zu vermeiden, da eine Entfaltung progressiver Lehre und Forschung am Institut nur durch eine allmähliche Umgestaltung des *ganzen Instituts* zu erreichen sein konnte« (Holzkamp 1972, 239). Zu denjenigen am Institut, die eine solche Entscheidung nicht mittragen konnten, gehörte der Direktor, Professor Hans Hörmann. Er nutzte die Gelegenheit, die sich ihm durch ein Angebot der Universität Bochum bot, um Berlin zu verlassen.

### 1.8 Das neue Hochschulgesetz von 1969 und die Bewegung ›Rote Zellen‹

Wichtige Änderungen kamen mit einem neuen Hochschulgesetz im August 1969. Das Gesetz sollte zwei Dinge bewirken. Erstens sollte es die Universität umstrukturieren, um sie ›handhabbarer‹ zu machen. Dies sollte erreicht werden durch die Abschaffung der alten Fakultäten und die Einrichtung neuer administrativer Einheiten an ihrer Stelle, der Fachbereiche. Zweitens sollte sie den Forderungen der Studierenden und des Mittelbaus nach mehr Mitsprache in universitären Angelegenheiten Rechnung tragen. Die Entscheidungsgremien sollten sich aus ordentlichen Professor\*innen, Vertreter\*innen des Mittelbaus und Studierenden zusammensetzen. Ihre relativen Anteile in den Gremien sollten jedoch nicht gleichwertig sein. Die Stimmen sollten im Verhältnis 7:4:3 gewichtet werden. Mit der Begründung, dass die Studierenden auf diese Weise ihre Stimme angemessen zum Ausdruck bringen könnten, wurde die traditionelle Studierendenvertretung des AStA offiziell abgeschafft.

Die administrative Umstrukturierung erforderte eine Diskussionsphase, in der entschieden wurde, welche Fachbereiche gebildet werden und aus welchen Fächern sie sich zusammensetzen sollten. Der Rat des Psychologischen Instituts sprach sich mehrheitlich für einen Fachbereich für Philosophie und Sozialwissenschaften aus, der Philosophie, Psychologie, Soziologie und Publizistik umfassen sollte. Eine Minderheit votierte für die Einbeziehung der Erziehungswissenschaft. Die Debatte innerhalb und zwischen den Fächern fiel schließlich zugunsten der Mehrheitsposition des Institutsrates aus.

Die Abschaffung des AStA zugunsten der Aufnahme studentischer Mitsprache in die offizielle Entscheidungsstruktur wurde von einem Großteil der Studierenden, insbesondere jener, die sich links positionierten, als inakzeptabel empfunden.

Sie sahen in der Umstrukturierung eine unverhohlene Kooptierung und forderten eine unabhängige Instanz. Da sie diese offiziell nicht bekamen, organisierten sie eigene Strukturen, die als ›Rote Zellen‹-Bewegung bekannt wurde. Die Roten Zellen wurden parallel zur neuen Universitätsstruktur organisiert. So wurden für jedes Institut und jeden Fachbereich Rote Zellen-Räte eingerichtet.

Die Gründung des Rote Zellen-Rats im Psychologischen Institut hatte zwei recht unterschiedliche Folgen. Zum einen verschärfte sie die Spannungen, die sich zwischen den linken und den bürgerlich-liberalen Elementen im Institut entwickelt hatten. Die Linke verfügte über eine leichte Mehrheit im Institutsrat und schien entschlossen zu sein, diesen zur Förderung ihrer eigenen Programme zu nutzen. Die Liberalen unterstützten zwar zunächst die demokratische Umstrukturierung des Instituts, fühlten sich aber zunehmend entfremdet. Die Spannungen spitzten sich Anfang 1970 zu, als ein Komitee des Fachbereichs Philosophie und Sozialwissenschaften die Empfehlung aussprach, die im Vorjahr frei gewordene Stelle von Professor Hörmann mit Professor Klaus Eyferth zu besetzen. Leider hatten die Studierendenvertreter\*innen in diesem Gremium von ihrem Recht auf Konsultation der Studierenden keinen Gebrauch gemacht, und so kam die Ankündigung für Letztere überraschend. Sofort wurden sowohl von den Studierenden als auch vom Mittelbau Proteste und Schriftsätze gegen die Berufung von Eyferth vorbereitet, die diesem nahelegten, den Ruf abzulehnen. Nach langen Diskussionen mit allen Beteiligten und mehrmonatigen Beratungen tat Eyferth genau dies und lehnte ab.

In dieser heiklen Zeit war das aus mehreren Gründen ein unglücklicher Vorgang. Erstens wurde die Berufung selbst schlecht organisiert. Sie wirkte autoritär, just als alle auf jeden Anschein von Autoritarismus extrem empfindlich reagierten und alle Maßnahmen ergriffen, um ihn zu vermeiden. Sie war auch deshalb unglücklich, weil die durch sie ausgelösten Handlungen, die in Eyferths Ablehnung des Rufs gipfelten, den Anstoß für zwei weitere unheilvolle Ereignisse gaben. Das erste war eine Forderung der liberalen Minderheit im Institut, sich als eigenständiges Institut im Fachbereich Erziehungswissenschaften neu gründen zu wollen. Dies wurde zunächst von der linken Mehrheit abgelehnt, schließlich jedoch gebilligt und durchgeführt. Das zweite Ereignis war der Beginn einer öffentlichen Zeitungskampagne gegen das Psychologische Institut. Es ist leicht vorstellbar, was eine konservative Presse aus der Kombination der Ereignisse machte: das außerschulische Programm ›Rote Freiheit‹, der wachsende Einfluss der Roten Zelle am Institut, die Einmischung in die rechtmäßige Berufung eines neuen Professors aus scheinbar politischen Gründen und die Unzufriedenheit bis hin zur Abwanderung der liberalen Studierenden und Lehrenden.

Die Führung der Kampagne gegen die Linke generell übernahm der Berliner Senator für Wissenschaft und Kunst. Für das Wintersemester 1970/71 plante die Rote Zelle Germanistik im Rahmen eines »sozialistischen Studiums« eine Reihe mit »Drei Seminare[n] zur Literatur 1945–1952« unter Leitung dreier marxistischer Wissenschaftler. Der Senator erklärte diese Seminare für verfassungswidrig und ordnete ihre Absage an. Nicht nur die Studierenden und Lehrenden, sondern auch der Präsident der FU wehrten sich gegen diese eklatante Einmischung der Staatsgewalt. Die Universität wandte sich offiziell an das Verwaltungsgericht Berlin, das am 12. Januar 1971 zugunsten der Universität entschied. Das Verbot des Senators wurde aufgehoben, und die Seminare wurden fortgesetzt. Ausgerechnet ein Gericht erklärte nicht die Seminare, sondern die Einmischung des Senators für verfassungswidrig.

Die Kampagne gegen das Psychologische Institut endete jedoch nicht so einfach, gerecht oder schnell. Es versteht sich von selbst, dass die meisten Veröffentlichungen extrem einseitig und sensationslüstern waren. Eine der bössartigen Seiten der Kampagne war die Art und Weise, wie sie sich auf die Person Klaus Holzkamps aufgrund seines Engagements für das Kollektiv ›Rote Freiheit‹ konzentrierte. Erklärungs- und Rechtfertigungsversuche waren für ihn bald nutzlos. »Daß es ein Skandal war, war bereits entschieden« (Holzkamp 1972, 251). Auch hier wurde eine Lehre aus der Erfahrung gezogen:

»Ich selbst hatte zu lernen, öffentliche Angriffe auf meine Person nicht ›persönlich‹ zu nehmen. Entweder solche Angriffe sind – wie in diesem Falle – unabsichtlich provoziert worden; dann muß dies Anlaß sein, die Mechanismen der Entstehung solcher öffentlichen Reaktionen in dieser Gesellschaft besser kennenzulernen. Oder man gelangt zu der Einsicht, daß sich das Angegriffen-Werden durch die Öffentlichkeit in manchen Konstellationen der bewußten wissenschaftlich-politischen Tätigkeit nicht vermeiden läßt; dann sind die Angriffe als Teil der alltäglichen Arbeit hinzunehmen.« (Holzkamp 1972, 250)

## 1.9 Die Wende zum Marxismus

Das Aufkommen der Roten Zellen hatte eine positive Folge. Ihre Mitglieder im Psychologischen Institut waren, wie auch anderswo in der FUB, Teil der ›Marx-Renaissance‹ der späten 1960er Jahre. Im Gegensatz zu vielen anderen radikalen Aktivist\*innen der Studierendenbewegung hatten sie – im Sinne des Sozialismus – eine klarere Vorstellung von ihren Zielen und eine bessere Einschätzung der Auswirkungen ihres Handelns. Sie wussten auch, dass effektives Handeln echtes theoretisches Wissen und die Beharrlichkeit langfristiger Programme voraussetzt. Diese Qualitäten wurden bereits im Gründungsdokument der Roten Zelle am Psychologischen Institut vom 11. März 1969 deutlich:

»Die eingeleitete sozialistische Praxis in verschiedenen Projekten des Sozialisationsbereichs und die mit ihnen verbundenen theoretischen Arbeitsgruppen bedürfen einer politischen Organisation, die zielgerichtet langfristige Perspektiven verbindlich festlegt [...] Die Agitation stellt den Vermittlungsversuch politischer Einsicht in den Zusammenhang gesellschaftlicher Herrschaft dar, welche den Charakter elitärer Wissensakkumulation zugunsten einer Initiierung breiter Solidarität zu durchbrechen sucht. Optimale Agitation bedarf theoretischer Erkenntnis aus der Schulung, die die Entwicklung politischen Bewußtseins, das sich als Teil gesamt-revolutionärer Strategie begreift, vorantreiben muß. Sozialistische Praxis hat zur Bedingung ein politisches Bewußtsein der an ihr Beteiligten, welches die Notwendigkeiten und konkreten Möglichkeiten revolutionärer Veränderung im Spätkapitalismus erkennt. Sie versteht sich als Einleitung des Revolutionierungsprozesses der lohnabhängigen Massen, durch deren Bewußtseinsentwicklung allein die tatsächliche Umkehrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse erreicht werden kann [...] Die Arbeit der Organisation vollzieht sich in den drei Bereichen Schulung, Agitation, Praxis. Sie sind konstituierende Momente desselben Prozesses und dürfen deshalb auch personell nicht auseinanderfallen.« (Holzkamp 1972, 242f.)

Die Roten Zellen organisierten Studiengruppen zu verschiedenen Themen, von der Bildungsreform bis zu wissenschaftlichen Methoden. Am bedeutendsten war jedoch das Studium des dialektischen und historischen Materialismus, für das Marx mit der *Einführung in die Kritik der politischen Ökonomie* und dem *Kapital* die wichtigsten Texte lieferte. Am Psychologischen Institut wurde im Wintersemester 1969 eine offiziell anerkannte Lehrveranstaltung zur ›Kritik der Politischen Ökonomie‹ angeboten.

Ihre Betonung der Notwendigkeit der theoretischen Arbeit führte zu Spannungen mit den Aktivist\*innen, die mit der ›Roten Freiheit‹ assoziiert waren und ihre Mitstudierenden aus den Roten Zellen als ›Seminar-Marxist\*innen‹ betrachteten. Diese Reibung löste eine wichtige Debatte über die Beziehung zwischen Theorie und Praxis aus, die sich allgemein als vorteilhaft für beide Seiten erwies, da sie die Möglichkeit bot, einige grundlegende Fragen durch Studium und Selbstkritik zu lösen. Das Verhältnis zwischen den beiden Gruppen blieb relativ spannungsfrei. Jedenfalls gelang es ihnen immer wieder, in Fragen, die das Institut betrafen, insbesondere bezüglich der Berufung von Professor Eyferth, eine solide Front gegen die Liberalen zu bilden. Diese Solidarität trug wesentlich dazu bei, dass die Liberalen ein eigenes Institut gründeten.

### 1.10 Klaus Holzkamp und die Kritische Psychologie

Vor 1970 hatte Klaus Holzkamp zwei bedeutende Bücher über Methoden in der Psychologie veröffentlicht (1964, 1968). In diesen Werken hatte er eine Kritik der logisch-empirischen Methoden und Wissensansprüche in einem Rahmen entwickelt, der als ›konstruktivistisch‹ bekannt wurde. In den Jahren 1970 und

1972 veröffentlichte er eine Reihe von Artikeln über Methodologie und psychologisches Wissen, die sich zunehmend kritisch mit seinen eigenen früheren ›konstruktivistischen‹ Arbeiten auseinandersetzten. Sie reflektierten auch den Einfluss der zuvor beschriebenen Ereignisse im Psychologischen Institut und an der FUB. Dies galt nicht nur für die Art der behandelten Probleme, wie z. B. die Relevanz psychologischen Wissens, sondern auch für die metatheoretische Ausrichtung. Am bemerkenswertesten war der Übergang zu einer klaren marxistischen Position bis 1972. Diese Artikel wurden in dem 1972 erschienenen Buch *Kritische Psychologie: Vorbereitende Arbeiten* gesammelt und kritisch reflektiert. Das allgemeine Programm von Holzkamps Kritischer Psychologie<sup>12</sup> war in diesem Buch noch nicht ganz klar erkennbar. Es drückte jedoch die Hauptanliegen aus, die die Entwicklung dieses Programms in den folgenden Jahren vorantreiben sollten. Ein zentrales Anliegen war das der Relevanz.

Die Relevanz vorgeschriebener Studien war schon früh ein Thema der Studierendenbewegung in Westberlin wie auch anderswo. Das Problem kam auf, weil es einen – wenn auch nicht immer eindeutigen – Zusammenhang zwischen Relevanz und Wert gab. Obwohl offensichtlich zu sein schien, dass das, was für wert befunden, und das, was als relevant angesehen wird, zusammenhängen, betrachtete die traditionelle empirische Sichtweise das wissenschaftliche Wissen als im Wesentlichen wertfrei. Daraus schien zu folgen, dass Wissen nicht inhärent relevant sein konnte. Wurden Wert oder Relevanz zum Thema, dann als ein Problem individueller Beurteilung. Diesen Standpunkt vertrat Professor Hörmann bei der Gedenkfeier für Benno Ohnesorg. Es mag als ein Schritt in die richtige Richtung erscheinen, sich über das individuelle Interesse hinaus gesellschaftlichen Interessen zuzuwenden. Wie Irmingard Staeuble in ihrer Antwort an Hörmann feststellte, löst dies allein jedoch nicht das Problem. Wie lässt sich begründen, warum sich die Interessen einer Gruppe wie der Nazis gegen die Interessen anderer durchsetzen sollten oder nicht? Man steht noch immer vor einer unlösbaren Relativität. Sie wurde lediglich auf eine breitere Basis verlagert.

Dieses Problem war auch zentral für die erste Reaktion vieler Studierender auf die Demokratisierung des Psychologischen Instituts. Die Demokratisierung, d. h. die größere Mitsprache des Individuums über das persönliche Schicksal in einer Gesellschaft oder Institution, zielt darauf ab, der Erfahrung mehr Relevanz einzuräumen. Es zeigte sich jedoch bald, dass eine so persönlich interpretierte Relevanz die Institution, ja die Gesellschaft, praktisch zum Stillstand bringen konnte, von dem niemand profitieren würde. Auch die Geschichte des Psychologischen Instituts bestätigte, dass der Schritt vom Individuum zur Gruppe nicht die Lösung war.

12 Wenn auf die unter diesem Namen in Westberlin entwickelte spezifische Psychologie Bezug genommen wird, so wird sie zur Unterscheidung von dem allgemeinen Versuch, eine kritische Psychologie zu entwickeln, mit einem Großbuchstaben versehen. Dies entspricht dem gegenwärtigen deutschen Sprachgebrauch.

### 1.11 Konzentration auf die zentralen Fragen

Zwei Probleme standen zur Diskussion: Relevanz und das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft. Was Letztere anging – von dem Ersteren ein Aspekt war –, schien eine Notwendigkeit zu bestehen, weshalb der Fokus auf das Gruppeninteresse auf den ersten Blick vielversprechend erschien. Diese Lösung erwies sich jedoch als fehlerhaft, was darauf hindeutet, dass sie nicht richtig formuliert worden war. Wie Irmingard Staeuble in ihrem Vortrag von 1968 bemerkte: »Theorie hat sich der Sache anzumessen. Da die Sache [...] aber nicht neutral, sondern durch die gesellschaftliche Totalität strukturiert ist, kommt Theorie nicht ohne einen realen Begriff von Gesellschaft aus« (zit. in Holzkamp 1972, 216).<sup>13</sup> Relevanz, so scheint es, ist bereits im Gegenstand der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit enthalten, wenn Wissenschaft, also die Wissenschaftler\*innen, sich mit ihm zu befassen beginnt. Die Relevanz des Wissens war aus dieser Sicht praktisch gleichbedeutend mit der Angemessenheit dieses Wissens. Wie Holzkamp später formulierte (1972, 284): »[I]n der bürgerlichen Gesellschaft ist der Erkenntnisgehalt der Sozialwissenschaften mit dem Grad und der Art seiner gesellschaftlichen Relevanz – wenn auch auf komplexe Weise – quasi innerlich verbunden.« Die »komplexe Weise« impliziert die von Staeuble erwähnte Gesellschaftstheorie.

Damit blieb jedoch ein wichtiges Problem ungelöst. Die Frage der persönlichen Relevanz konnte nicht einfach dadurch umgangen werden, dass man behauptete, Relevanz sei eine gesellschaftliche Frage. Das war schlicht nicht der Fall: *Persönliche* Relevanz bestand weiterhin. Schließlich waren es weit verbreitete Bedenken hinsichtlich der persönlichen Relevanz gewesen, die die Diskussion ausgelöst hatten. Was hier fehlte, war ein anderer Aspekt der Gesellschaftstheorie: jener, der mit dem Verhältnis zwischen Gesellschaft und Individuum zu tun hat.

Wenn wir uns der traditionellen Psychologie zuwenden, finden wir keine Lösung. Die von ihr angebotenen Gesetzmäßigkeiten sind im Wesentlichen ahistorisch und nicht sozial. Dies zeigt sich besonders in den verschiedenen Formen des Behaviorismus, welcher stolz auf die Allgemeingültigkeit seiner Verstärkungsgesetze ist. Diese Gesetzmäßigkeiten neigen tatsächlich dazu, so allgemein zu sein, dass jegliche Unterschiede zwischen den Arten, von den Wirbellosen bis hin zum Menschen, völlig ausgelöscht werden (vgl. Skinner 1956). Dies sollte kein Grund zu wissenschaftlicher Prahlerei sein, sondern im Gegenteil Anlass zu großer Besorgnis. Für die meisten von uns ist nicht relevant, in welchen Aspekten wir wie Tauben sind, sondern in welchen wir uns von ihnen unterscheiden. Die Gesetzmäßigkeiten von Verstärkungsplänen können uns offensichtlich nichts darüber sagen, was uns spezifisch menschlich macht. Tatsächlich sagen sie uns ebenso wenig über Tiere jeglicher Art. Indem

---

13 Siehe Anmerkung 8.

er sich für abstrakte Allgemeinheit statt Spezifität entschieden hat, musste der Behaviorismus einzelne Subjekte von ihrer phylogenetischen – und im Falle des Menschen von seiner historischen und gesellschaftlichen – Natur trennen.

Man könnte einwenden, dass dies nur auf den extremen Behaviorismus zutrifft. Aber dem ist nicht so. Wir können das gesamte Spektrum der sogenannten alternativen Psychologien durchgehen, von eklektischen über kognitive bis hin zu psychoanalytischen und humanistischen Ansätzen. Wir finden das gleiche Problem: die Isolation einzelner Subjekte aus ihrem historischen und gesellschaftlichen Kontext. Wenn die Gesellschaft ins Bild gebracht wird, wie es in der Tat oft der Fall ist, dann als äußerer Einfluss oder als Variable, welche die abstrakten, isolierten Individuen der Theorien außerhalb von Gesellschaft und Geschichte setzt.

Es überrascht nicht, dass auch in der Soziologie das Problem nicht gelöst, sondern einfach umgedreht wird. Kurz gesagt gibt es in den Mainstream-Sozialwissenschaften keine Theorie, die das Problem der gesellschaftlichen Natur des individuellen menschlichen Subjekts effektiv angeht. Das Endergebnis ist, dass das menschliche Subjekt entweder völlig subjektiviert oder völlig objektiviert und zudem in beiden Fällen abstrahiert und isoliert wird.

Dabei steht dieses Problem der gesellschaftlichen Natur des individuellen Subjekts, d.h. das Verhältnis der Subjektivität zur Gesellschaft, häufig im Zentrum unserer dringendsten Anliegen. Die Studierendenbewegung wurde durch ein solches Anliegen motiviert. Alle politischen Kämpfe für Demokratie, für den Sozialismus, für eine humanere Gesellschaft sind Ausdruck eines tiefsitzenden Bedürfnisses nach einem besseren Verständnis und einer Auseinandersetzung mit der Subjektivität in der Gesellschaft.

Die Tatsache, dass über ein Jahrhundert intensiver und umfassender Entwicklung der etablierten Sozialwissenschaften dieses Problem durch eine Vielzahl hochintelligenter und gutwilliger Menschen nicht nur nicht gelöst, sondern nicht einmal in einer breit organisierten Weise angegangen wurde, führt uns zu mindestens zwei Vermutungen. Einerseits müssen wir den Gedanken zulassen, dass ein solch kolossales Versagen uns auf einige grundsätzliche Fehler in unseren Grundannahmen und unserer Methodologie hinweist. Dies würde bedeuten, dass die notwendige Korrektur eine tiefgreifende Neubewertung und Rekonstruktion erfordert. Auf der anderen Seite liegt die Annahme nahe, dass das Scheitern nicht ganz zufällig war, sondern die Tendenz einer gesellschaftlichen Dynamik widerspiegelt, die ihrerseits selbst verstanden werden muss. Die notwendige radikale Kritik muss daher sowohl bewusst wissenschaftlich-methodisch als auch historisch-ideologisch sein. Dies fand bereits in der Hörmann-Staeuble-Debatte seinen Ausdruck: Nötig ist eine Kritik und Rekonstruktion, die uns zu einer *an sich kritischen* Psychologie führt – und nicht zu einer Psychologie, die durch die persönlichen Neigungen der Psycholog\*innen kritisch gemacht werden kann. Eine solche Kritik und Rekonstruktion ist der Inhalt der Kritischen Psychologie, die ich in den folgenden Kapiteln darstellen möchte.

## Teil II: Kritik

### 2. Philosophische Annahmen

Psycholog\*innen gehen ihrer Arbeit im Allgemeinen nach, ohne über die Grundannahmen nachzudenken, die dem, was sie tun, zugrunde liegen. Als Studierende lernen wir, wie man Psychologie macht. Wir erwerben Kenntnisse über Messinstrumente, über Validität und Reliabilität und über Methoden, um Beziehungen zwischen Variablen zu analysieren und zu allgemeingültigen Aussagen zu gelangen, die als psychologisches Wissen akzeptiert werden. Wir sind davon überzeugt, dass ein solches Vorgehen den Anforderungen der Wissenschaft entspricht. All dies bedeutet, dass wir bestimmte Annahmen über die Objekte unserer Untersuchungsverfahren treffen, über die Art des Wissens und darüber, wie unsere Methoden beides miteinander verbinden. Die Art der Wissenschaft, die wir auf diese Weise hervorbringen, ist durch die ihr zugrunde liegenden Annahmen vorbestimmt, und eine solche Wissenschaft kann grundsätzlich keine Daten oder andere Informationen liefern, die diese Annahmen widerlegen werden. Wenn unsere Wissenschaft fundamentale Mängel aufweist, wie Klaus Holzkamp und andere vermuteten, ist es unerlässlich, das vorausgesetzte Bezugssystem selbst zu reflektieren. Die Bemühungen der Westberliner Kritischen Psycholog\*innen, dies zu tun, möchte ich in diesem Kapitel zusammenfassen.

Wir haben gute Gründe anzunehmen, dass die philosophischen Annahmen unserer Wissenschaft nicht weniger wertfrei sind als unsere psychologischen Theorien. Wenn Letztere die Werte und Prioritäten widerspiegeln, die durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen wir tätig sind, bestimmt werden, scheint dies notwendigerweise auch für Erstere zu gelten. In diesem Zusammenhang spricht die Kritische Psychologie – in Übereinstimmung mit anderen, die die gegenwärtige Gesellschaftsordnung kritisieren, seien sie Marxist\*innen oder nicht – von jener vorgeblich wertfreien Philosophie und wissenschaftlichen Theorie als ›bürgerlich‹. Wenn wir uns einig sind, dass weder die Philosophie noch die Wissenschaft wertfrei sein kann, ist es sinnvoll, Denkweisen anhand der Werte, die sie repräsentieren, zu identifizieren. Die Gesellschaft, in der wir leben, ist eine durch eine kapitalistische Produktionsweise gekennzeichnete Gesellschaft, und diejenigen, die die Macht ausüben, sind entweder Teil der kapitalistischen Klasse oder Menschen, denen das Funktionieren des Kapitalismus am Herzen liegt. Der historische Aufstieg des Kapitalismus war gleichzeitig der Aufstieg einer neuen bürgerlichen Schicht, die als ›Bourgeoisie‹ bekannt wurde. Das Wesen des Kapitalismus und seiner herrschenden Klasse hat sich seit den Tagen des frühen Merkantilismus enorm verändert, jedoch bleibt die allgemeine Bezeichnung angemessen. Wir können

also erwarten, dass die vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Theorien und die ihnen zugrunde liegenden Philosophien bürgerliche Werte widerspiegeln. Ein guter Teil *kritischer* Theorie zielt genau darauf ab, dies zu zeigen und, wo nötig, Alternativen vorzuschlagen.

Andere dagegen sind der Meinung, dass es im gegenwärtigen politischen Klima eine schlechte Taktik ist, von Theorien und Philosophien als ›bürgerlich‹ zu sprechen. Dahinter mag eine gute Absicht stecken, aber was sind die Alternativen? Häufig werden die Begriffe ›traditionell‹ und ›Mainstream‹ vorgeschlagen. Ersterer leidet unter der Unbestimmtheit: Welche Tradition? Dies muss uns irgendwann wieder zu ›bürgerlich‹ bringen, denn dies ist die Tradition, über die wir sprechen. Der zweite Begriff kann uns in eine Art Verschleierung führen, in der wir die wichtige Unterscheidung verlieren zwischen zweifellos bürgerlichen Theorien, die *Mainstream* sind, und solchen, die es definitiv nicht sind. Die humanistische Psychologie und – an den nordamerikanischen Hochschulen – die Psychoanalyse sind Beispiele dafür. Beide sind bürgerlich, jedoch ist keine von beiden *Mainstream*. Letztendlich fördert das Vermeiden des Etiketts ›bürgerlich‹ die Leugnung von oder die Zaghaftigkeit in genau dem Punkt, den wir hervorzuheben versuchen: Psychologie *ist* eine politische, gesellschaftliche Praxis, und unsere Aufgabe ist es, dies in unserem Denken, unserer Praxis und unserer Sprache klar und deutlich zu machen.

Wenn wir uns kritisch mit bürgerlicher Philosophie und Theorie auseinandersetzen, wollen wir klar sagen, dass es nicht einfach darum geht, das Alte zu ›zerschlagen‹ und durch sein Gegenteil zu ersetzen. Bei Kritik geht es nicht einfach darum, die vorherrschenden Denkweisen zu verurteilen. Sie ist viel konstruktiver darauf ausgerichtet, ihre ›Einseitigkeit‹ aufzudecken. So zielt beispielsweise die sozialistische Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft nicht darauf ab, die Demokratie und die Freiheiten zu ›zerschlagen‹, die die bürgerliche Gesellschaft vom Feudalismus, den sie ersetzte, unterscheidet. Es geht darum, zu zeigen, dass die bürgerlichen Auffassungen von Demokratie und Freiheit angesichts der gewachsenen gesellschaftlichen Produktivkräfte einseitig und abstrakt sind und nur durch ihre Ausdehnung von der rein politischen Sphäre (z. B. das Wahlrecht) auf die wirtschaftliche Sphäre (z. B. das Recht auf gesellschaftlich nützliche Beschäftigung) vollständig und konkret werden können: Was nützt es mir, wenn ich wählen kann, aber keine Garantie für eine sinnvolle Beteiligung an den gesellschaftlichen Prozessen habe, die die Befriedigung individueller Bedürfnisse sicherstellen?

Ebenso können wir erwarten, dass es sozialwissenschaftliche Theorien und ihnen zugrunde liegende Philosophien deswegen gegeben hat, weil sie uns in irgendeiner wichtigen und nützlichen Weise gedient haben. Was an ihnen richtig ist, muss in unserer Kritik bewahrt werden. Wichtig ist, zu erkennen, dass es sich um ein *historisches* Problem handelt: Die Theorien und Philoso-

phien, die uns heute verstaubt vorkommen, waren einst selbst ›revolutionär‹ und ›fortschrittlich‹. In der Wissenschaft spielte etwa der ›Mechanismus‹, der heute beinahe durchgängig verurteilt wird (gleichwohl oft stillschweigend aufrechterhalten), eine bedeutende historische Rolle dabei, den Menschen mehr Kontrolle über ihr materielles Leben zu geben und den ideologischen Einfluss der feudalen Autorität zu brechen. Das Ziel einer kritischen Philosophie oder Wissenschaft ist es, dafür zu sorgen, dass der historische Prozess nicht ins Stocken gerät, sondern mit den erweiterten Möglichkeiten, die die historische Praxis schafft, Schritt hält.

## 2.1 Naiver Empirismus

Die bei weitem häufigste Wissenschaftsphilosophie, die die Grundlage der allgemeinen experimentellen Psychologie bis heute bildet, ist der naive Common-Sense-Empirismus, den wir über liberale Denker des 19. Jahrhunderts wie John Stuart Mill von John Locke ererbt haben.<sup>14</sup> Nach dieser Auffassung befasst sich die empirische Wissenschaft mit dem Erwerb von wahren Erkenntnissen über die Natur. Dieses Wissen basiert auf Beobachtung und Experiment. Anhand der Daten, die diese Methoden hervorbringen, werden durch Induktion Verallgemeinerungen vorgenommen, die in günstigen Fällen als Entdeckung eines Naturgesetzes gelten können. Gesetze werden als Ausdruck von etwas betrachtet, das in der Natur gegeben ist. Von Forschenden wird angenommen, dass sie nach Gesetzen suchen, und die Erfolgreichen finden sie. Die Forschungsarbeit wird hauptsächlich durch unvoreingenommene Erfahrung geleitet. Um diese Unvoreingenommenheit auf eine Weise zu gewährleisten, dass die Natur sozusagen für sich selbst sprechen kann, ist ein Großteil der Tätigkeit der Forschenden darauf ausgerichtet, ihre eigene Passivität sicherzustellen. Die gängigen Metaphern des ›Blicks in die Werkstatt der Natur‹ und des ›Aufspürens der Geheimnisse der Natur‹ spiegeln diesen naiven Empirismus wider.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Keine seriöse Philosoph\*in hat sich für einen so naiven Empirismus eingesetzt wie den, der implizit in die Psychologie des 20. Jahrhunderts – vor allem in Nordamerika – eingegangen ist. Der naive Empirismus kommt manchmal dem ›britischen Empirismus‹ nahe, insbesondere der von John Locke vertretenen Version. Eine hilfreiche Zusammenfassung dieser Position findet sich in Hamlyn (1967). Einige wichtige Kritikpunkte hierzu werden in den letzten drei Absätzen von Hamlyns Artikel dargelegt. Die vorliegende Darstellung des naiven Empirismus basiert auf Holzkamp (1972, 80f.).

<sup>15</sup> Kurt Danziger hat dieses Verständnis von Wissenschaft folgendermaßen beschrieben: »Die traditionelle Sichtweise basiert auf einem Modell der Wissenschaft, das an die Geschichte von Dornröschen erinnert. Die Objekte, mit denen sich die psychologische Wissenschaft beschäftigt, finden sich allesamt voll ausgebildet in der Natur. Der Prinz-Untersuchungsleiter muss sie nur finden und mit dem Zauberkuss seiner Forschung erwecken [...] In der Vergangenheit mögen die Auswirkungen eines naiven Empirismus den Forschenden eine im Wesentlichen passive Rolle zugewiesen haben, so als ob sie lediglich beobachten oder registrieren müssten, was sich außerhalb von ihnen abspielt« (1990: 2; eigene Übers.).

Holzcamp kritisiert diese Position nicht wegen ihrer Betonung der sorgfältigen Beobachtung oder wegen ihrer Erwartungen an wahres Wissen. Vielmehr kritisiert er, dass der naive Empirismus keinen Raum für eine Reflexion der Frage nach Relevanz lässt. Die Natur wird als ein ontologisch gegebener, bereits existierender, geordneter Kosmos von Gesetzen verstanden, wobei die Aufgabe der Wissenschaft darin besteht, auf einem kleinen Stückchen davon Fuß zu fassen und dann durch weitere Beobachtung und Experimente zu einer immer umfassenderen Darstellung der unabhängig gegebenen Naturgesetze zu gelangen. Alles hängt davon ab, Methoden anzuwenden, die objektiv sind – im Sinne des Ausschlusses subjektiver Beurteilung. Wenn angemessene methodische Regeln befolgt werden, *kann es keine inhaltlich irrelevanten wissenschaftlichen Fragen geben*. Jede noch so unscheinbare neue Information ist ein Stein im Mosaik und hat einen gültigen Platz in der gesetzmäßigen Struktur der Natur. Sie trägt daher notwendigerweise, wenn auch nur minimal, zur Bereicherung unseres wahren Wissens bei. Fragen nach den Interessen, welche die Forschung verfolgt, haben eine einfache Antwort. Es gibt nur ein legitimes Interesse in der wissenschaftlichen Forschung, und das ist der Erwerb von Wissen über die Natur. Der Gegenstand der Forschenden besteht in der Natur, der sie mit einer Haltung objektiver Neugierde begegnen. Wenn wissenschaftliche Forschung aus anderen als wissenschaftlichen Gründen, etwa aus politischen, betrieben wird, werden ihre Ergebnisse durch außerwissenschaftliche Einflüsse ungültig und von der Wissenschaftsgemeinde nicht ernst genommen.

Anfang des 20. Jahrhunderts schien die *Naivität* dieser Position vielen Forschenden so offensichtlich, dass ihre bloße Beschreibung eine ernsthafte Kritik überflüssig machte. Diese Ansicht ist heute sogar noch weiter verbreitet. Die Vorstellung einer wertfreien Wissenschaft, die diese Sichtweise mit sich bringt, wird heute allgemein abgelehnt.<sup>16</sup> Es ist offensichtlich, wie Holzcamp betont, dass ein naiver Empirismus nicht einmal in der Lage ist, die einschlägigen Fragen nach Relevanz und Interessen zu stellen, geschweige denn sie zu beantworten.

Erwähnenswert ist noch, dass dies auch jene Wissenschaftsphilosophie ist, die – in mehr oder weniger expliziter Form – Fragen der Subjektivität im vermeintlichen Interesse der Objektivität historisch aus dem Bereich der wissenschaftlich-psychologischen Belange gedrängt hat. Das Ergebnis war die problematische und zwiespältige Haltung der Psycholog\*innen –

<sup>16</sup> Die Vorstellung einer völligen Wertneutralität wird heute allgemein abgelehnt. Die Frage allerdings, welche Stellung Werturteile in der sozialwissenschaftlichen Forschung haben sollten, war und ist immer wieder Gegenstand von Debatten. Hier sind insbesondere die Auseinandersetzungen um Max Webers Postulat der Werturteilsfreiheit (der sogenannte Werturteilsstreit, vgl. Keuth 1989: 6ff.) sowie der sogenannte Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (vgl. Dahms 1994) zu nennen. Bei Letzterem standen sich Vertreter der Kritischen Theorie (Adorno, Habermas) und des Kritischen Rationalismus (Popper, Albert) gegenüber.

wie etwa bei John B. Watson, dem Begründer des Behaviorismus –, dass entweder Subjektivität nicht wirklich existiere und es ein Fehler sei, darüber zu sprechen (wenn dem so ist: Warum haben wir dann so viele Ausdrücke dafür?), oder dass sie zwar existiere, aber außerhalb der Domäne der Wissenschaft als etwas liege, das mit objektiven Methoden ausgeschlossen werden sollte (und so im Interesse eines reduktiven Monismus die größte Form dualistischer Metaphysik schuf). Kurz gesagt, der naive Empirismus ist trotz seiner alltäglichen, unmittelbaren Anziehungskraft eine Position, die (1) inkohärent ist und (2) die Entwicklung einer angemessenen Psychologie behindert hat.

## 2.2 Logischer Empirismus

Es gibt eine andere Version des Empirismus, die wahlweise als logischer Empirismus, logischer Positivismus oder einfach als Positivismus bezeichnet wird und die von theoretisch orientierten Psycholog\*innen – in Anerkennung der Angreifbarkeit des naiven Empirismus – mehr oder weniger offiziell übernommen wurde und sowohl die Theorie als auch die Methodik der Psychologie im 20. Jahrhundert geprägt hat.<sup>17</sup> In dieser Position wird die Doktrin des vorgeordneten Primats der Erfahrung aufgegeben, gemeinsam mit Mills Konzeption der Induktion als Prinzip der Wissensgenerierung. Holzkamp:

»Man kam zu der Einsicht, dass Wissenschaft niemals mit der Erfahrung beginnen kann, da man immer schon Selektionsprinzipien, d. h. theoretische Konzeptionen, haben muss, ehe man wissen kann, was unter allem grundsätzlich Beobachtbaren man tatsächlich beobachten will. Die Natur könne einem nicht sagen, was man an ihr beobachten soll, sondern der Forscher selbst müsse vorgängig wissen, was er beobachten will. Deswegen müsse auch der Prozess des induktiven Verallgemeinerns von der Erfahrung aus als logisch unmöglich angesehen werden. – Naturgesetze können nach Auffassung des logischen Empirismus nichts in der Natur Vorfindliches sein, da Natur stets in raumzeitlicher Besonderung vorliegt, also nur in singulären Urteilen, Jetzt- und-hier-Aussagen, beschreibbar ist, während Naturgesetze per definitionem Allgemeingültigkeit beanspruchen. Naturgesetze stammen demnach vom Forscher, sie sind Annahmen über die Natur, aber keine Naturgegebenheiten. Wissenschaft ist in der Sicht des logischen Empirismus ein System von Sätzen, die im Verhältnis von Begriffspyramiden oder axiomatischen Systemen zueinander stehen und nach dem Prinzip der Widerspruchsfreiheit aufgebaut sein müssen. Die Sphäre des Sprachlichen im weitesten Sinne wurde dabei häufig – im Anschluss an Wittgensteins (1960) logisch-philosophischen

<sup>17</sup> Eine zugängliche Behandlung der verschiedenen Formen des logischen Positivismus (logischen Empirismus) und der Kritik daran findet sich in dem Artikel von Passmore (1967). Zum Positivismus im Allgemeinen siehe Abbagnano (1967). Die Darstellung im vorliegenden Kapitel basiert auf Holzkamp (1972: 81ff.).

Traktat – als prinzipiell nicht transzendierbar betrachtet: Wissenschaft besteht aus Sätzen und nur aus Sätzen. Aus dieser Festlegung entstanden dem logischen Empirismus beträchtliche Schwierigkeiten bei der Klärung der Frage, auf welche Weise die wissenschaftlichen Sprachsysteme denn in der Realität verankert sein könnten.« (Holzkamp 1972/2009: 89f., vgl. dazu auch Tolman 1991a)

Laut dem logischen Positivismus erfolgte die Realitätsverankerung mutmaßlich durch die speziellen Beschreibungen sinnlicher Erfahrungen, die als Protokollaussagen bezeichnet wurden. Der logische Positivismus war jedoch nie in der Lage, für andere vollständig zu klären, wie sich Protokollaussagen in dieser Hinsicht von anderen Arten von Aussagen unterscheiden.

Aus dem Bestreben heraus, die Fallstricke der Metaphysik zu vermeiden, nahm der logische Empirismus ein strenges Kriterium für Sinnhaftigkeit an, nach dem Aussagen nur dann wissenschaftlich sinnvoll sind, wenn sie selbst Protokollaussagen sind oder sich eindeutig aus ihnen ableiten lassen. Die einzigen wirklich wissenschaftlichen Probleme sind diejenigen, die sich auf Protokollaussagen reduzieren lassen. Dieses empirische Kriterium der Sinnhaftigkeit hat mehrere Versionen und Modifikationen durchlaufen. Die operationale Definition stellt die Form dar, die Psycholog\*innen am vertrautesten ist (siehe Rogers 1991). Holzkamp weist darauf hin:

»Der Prozess der wissenschaftlichen Forschung – und damit im Zusammenhang die Kriterien für die Geltung wissenschaftlicher Sätze – stellt sich für den logischen Empirismus wesentlich anders dar als für den naiven Empirismus: Wissenschaft hat notwendigerweise stets die Form von Satzsystemen, wobei diese Satzsysteme Präzisierungen und Modifikationen von alltagssprachlichen Systemen darstellen. Durch logische Umformung werden aus diesen Satzsystemen empirische Hypothesen hergeleitet. Die empirischen Hypothesen sind Allgemeinaussagen geringsten Generalisierungsgrades innerhalb eines Sprachsystems. Diese Hypothesen müssen die Bedingung erfüllen, dass aus ihnen Protokollsätze o.Ä. hergeleitet werden können oder – in der genannten neueren Version – dass sie operationalisierbar sind. Die Hypothesen müssen nun verifiziert werden. Ob bzw. in welchem Maße eine solche Verifikation vorliegt, hängt davon ab, wie weit die aus den Hypothesen hergeleiteten Vorhersagen eintreffen, wie weit also die gewonnenen Beobachtungsdaten mit den Bestimmungen der Hypothesen in Einklang stehen.« (Holzkamp 1972/2009: 90f.).

An diesem Punkt wendet sich der logische Empirismus dem Prinzip der Induktion zu. Dieses ist jedoch wesentlich anders bestimmt als im naiven Empirismus. Es wird nicht mehr als ein Verfahren zur Generierung von Naturgesetzen anhand von Erfahrung gesehen, sondern nur noch als ein Prinzip zur Feststellung der Gültigkeit allgemeiner Aussagen. Somit werden Gültigkeitsansprü-

che für bestimmte hypothetische Vorhersagen auf zuvor gewonnene Beobachtungsdaten gestützt: Je mehr eine Hypothese in der Vergangenheit bestätigt wurde, desto größer ist ihr Vorhersagewert. Daran wird deutlich, dass das induktive Verfahren keine absolut schlüssigen, sondern nur wahrscheinliche Vorhersagen liefern kann. Folglich wurde versucht, das Induktionsverfahren mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitstheorie zu formalisieren.

Gegenüber den zuversichtlichen Erwartungen des naiven Empirismus bezüglich der Naturgesetze und wahrer wissenschaftlicher Erkenntnis formuliert der logische Empirismus einen deutlichen und wichtigen Unterschied. Bildlich gesprochen sahen sich die Forschenden in einem Käfig von Aussagensystemen gefangen, aus dem heraus der Kontakt mit der Realität nur mit größter Mühe oder gar nicht hergestellt werden konnte. Eine Folge davon war, dass Versuche, die tatsächliche Gültigkeit wissenschaftlicher Aussagen festzustellen, zunehmend vernachlässigt wurden und sich Forschende, die den Weg des logischen Empirismus weiter beschritten, stattdessen mit Regelsystemen beschäftigten, die die tautologische Transformation von einem Satz von Aussagen in einen anderen regeln. In der Psychologie ist der sichtbarste Ausdruck davon die anhaltende Fixierung auf Messtechniken und statistische Analyse.

Die Probleme, die durch eine Wissenschaftstheorie entstehen, welche sich auf methodologische Überlegungen beschränkt und sich weigert, Fragen von Substanz und Interesse zu bearbeiten, sind im logischen Empirismus noch deutlicher als im naiven Empirismus. Die Vorstellung des naiven Empirismus, der zufolge empirische Bedingungen letztlich zu schlüssigen Erkenntnissen führen, wird aufgegeben. An ihre Stelle tritt ein System, in dem unzählige in sich konsistente Aussagensysteme möglich sind und empirisch überprüft werden können. Regeln für die Wahl eines in sich konsistenten Aussagensystems gegenüber einem anderen lassen sich aus dem konzeptionellen Rahmen des logischen Empirismus nicht ableiten. Den Forschenden bleibt somit ein breiter Spielraum für Willkür, und die wissenschaftliche Tätigkeit wird – außer in prozeduralen Fragen – in erheblichem Maße der rationalen Kontrolle entzogen.

Die Unvernunft einer rein formalen, methodenorientierten Wissenschaftstheorie wird im logischen Empirismus jedoch durch seine Konzeption der Hypothesenüberprüfung verdunkelt. Soweit ein wissenschaftliches Aussagensystem durch verifizierte Hypothesen gestützt wird, kann es in gewissem Sinne als wahr, d. h. als in der Realität verankert verstanden werden. So ist es nach wie vor, wenn auch nur in begrenztem Maße, möglich, sich auf den Erwerb von Wissen und Wahrheit als das eigentliche Interesse der wissenschaftlichen Tätigkeit zu berufen und Vorwürfe der Irrationalität und Willkür bei der Auswahl von Forschungsinhalten durch den Verweis auf wissenschaftliche Wahrheit zu konterkarieren. Dennoch, im besten Fall erzeugt dieser methodenzentrierte wissenschaftliche Ansatz den Anschein der Selbst-

rechtfertigung; er hilft der Psychologie nicht dabei, die menschliche Subjektivität besser zu reflektieren oder den menschlichen Bedürfnissen besser gerecht zu werden.

### 2.3 Falsifikationstheorie

Eine dritte Position, die in der Psychologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einflussreich war, ist die Falsifikationstheorie von Karl Popper (1961, 1966). Sie basiert auf einer Kritik an der Hypothesenüberprüfung des logischen Empirismus. In der Psychologie und den Sozialwissenschaften waren die Probleme der Verifikationstheorie erkannt worden, und daher fand Poppers scheinbar radikale Kritik viel Unterstützung.<sup>18</sup>

Sowohl für den naiven als auch für den logischen Empirismus hängt die Verifikation von Hypothesen vom Prinzip der Induktion ab, obwohl das, was damit erreicht werden soll, wie wir bereits festgestellt haben, von jeder der beiden Positionen ganz anders verstanden wird. Es lässt sich jedoch nachweisen, dass das Induktionsprinzip selbst in der schwächeren Version des logischen Empirismus tatsächlich nicht haltbar ist. Es ist logisch nicht zu begründen, warum der Vorhersagewert einer Hypothese in dem Maße steigen sollte, wie sie in der Vergangenheit empirisch bestätigt worden ist. Die damit zusammenhängenden Argumente sind immer zirkulär oder fragwürdig, und wie Popper gezeigt hat, können Berufungen auf die Wahrscheinlichkeitstheorie das Problem nicht beheben.

Auf der Grundlage einer Kritik an der Gültigkeitsprüfung des Induktionsprinzips, wie sie die Basis für die Hypothesenüberprüfung bildete, kam Popper zu einer radikalen Ablehnung aller Behauptungen, nach denen die Wissenschaft Wahrheit oder Wissen liefert. Er kam zu dem Schluss: »Unsere Wissenschaft ist nicht Wissen [...]: sie kann weder Wahrheit noch Wahrscheinlichkeit erreichen« (Popper 1966: 228). Insofern diese Schlussfolgerung akzeptiert wird – und Poppers Argument, das strikt dem Kanon der deduktiven Logik folgt, ist zwingend –, wird Forschenden die letzte Möglichkeit verwehrt, zu behaupten, ihre Motive seien schlicht und einfach die Gewinnung von echten wissenschaftlichen Erkenntnissen oder von Wahrheit. Popper lehnte die Überprüfung von Hypothesen ab und ersetzte sie durch ›Falsifikation‹.

Poppers Argument basierte auf der klassischen Logik. Wissenschaft war für ihn – wie für den logischen Empirismus – ein System von Aussagen mit unterschiedlichem Grad an Allgemeingültigkeit, in dem der Bezug zur Realität, wie auch immer dieser definiert sein mag, durch singuläre Aussagen hergestellt wird. Er nannte diese singulären Aussagen ›Basissätze‹ (seine Version der Protokollaussagen).

<sup>18</sup> Die vorliegende Darstellung der Falsifikationstheorie basiert auf Holzkamp (1972: 85ff.).

Wenn ein Basissatz als wahr bestimmt wird, kann daraus abgeleitet werden, dass das übergeordnete System, aus dem die Aussage erschlossen wurde, dadurch verifiziert wird? Nein, eine solche Schlussfolgerung ist ausgeschlossen, weil die Wahrheit einer bestimmten Aussage keinerlei Auswirkungen auf die allgemeinen Aussagen hat, aus denen sie abgeleitet wurde. Popper veranschaulicht dies an einem Beispiel aus der klassischen Logik: Aus »Dieser Schwan ist weiß« folgt nicht logisch, dass »alle Schwäne weiß sind« oder dass »einige Schwäne weiß sind«, oder sogar, dass »die Wahrscheinlichkeit, dass andere Schwäne weiß sind, jetzt erhöht ist«. Die Überprüfung eines einzelnen Urteils sagt absolut nichts über die Richtigkeit allgemeiner Aussagen aus, selbst wenn sie als Wahrscheinlichkeitsaussagen formuliert sind.

Anders verhält es sich jedoch, wenn es um die Falsifikation allgemeiner Aussagen geht. Zwar lassen sich allgemeine Aussagen nicht aus Einzelaussagen ableiten, sie können aber durch diese widerlegt werden. Aufgrund des *Modus tollens* der klassischen Logik kann die Wahrheit einer bestimmten Aussage als die Falschheit einer allgemeinen Aussage angesehen werden. Dies setzt natürlich voraus, dass die allgemeine Aussage als uneingeschränkte Gesamtaussage formuliert ist, die in ihrem Wahrheitsanspruch keine Ausnahme zulässt. Angenommen, unsere Aussage lautet: »Alle Schwäne sind weiß«. Wenn der Basissatz »Dieser Schwan ist schwarz« als wahr festgestellt werden kann, ist die übergeordnete Aussage notwendigerweise falsch.

Ausgehend von der Annahme einer Asymmetrie zwischen Verifikation und Falsifikation kam Popper zu dem Schluss, dass empirische wissenschaftliche Theorien so formuliert werden müssen, dass sie möglichst falsifizierbar sind. Theorien und theoretische Annahmen können dann in Bezug auf den Grad ihrer Falsifizierbarkeit geordnet werden.

Die Falsifikationstheorie Poppers beruht auf der Möglichkeit, Kriterien für die Wahrheit von Basissätzen zu spezifizieren, denn nur wenn diese als wahr festgestellt werden, kann das System übergeordneter allgemeiner Aussagen als widersprüchlich und damit als falsch erkannt werden. Nach Popper (1966: 60ff.) kann über die Gültigkeit von Basissätzen jedoch nicht abschließend, sondern nur vorläufig entschieden werden, und zwar nur dann, wenn gemäß den methodischen Spielregeln eine Übereinstimmung zwischen verschiedenen Beobachtenden über deren Annahme oder Ablehnung erzielt wird. Diese Übereinstimmung ist für einige Basissätze leichter zu erreichen als für andere. Wenn keine feste Übereinstimmung über die Gültigkeit eines bestimmten Basissatzes erreicht werden kann, werden weitere Aussagen formuliert, die der zu prüfenden Theorie widersprechen können, bis eine regelkonforme Übereinstimmung gefunden wird. Das Finden einer solchen Aussage erhöht den Grad der Falsifizierbarkeit der Theorie. In dem Maße, in dem eine Einigung über die Ablehnung von Aussagen erzielt wird, die der Theorie widersprechen würden, gilt die Theorie als vorläufig bestätigt. Holzkamp konstatiert:

»Poppers Falsifikationskonzeption stellt – wie man sich leicht deutlich machen kann – einen weiteren Rückzug der Wissenschaftslehre von den Ansprüchen der Wissenschaft, ›Wahrheiten‹ oder ›Erkenntnisse‹ zu liefern, dar. Ein wissenschaftliches Satzsystem, das bisher nicht falsifiziert worden ist, kann damit nach Popper in keiner Weise als irgendwie ›realitätsverankert‹ angesehen werden. Es sind vielmehr beliebig viele andere Satzsysteme möglich, die ebenfalls dieses Kriterium erfüllen und dabei mit dem ersten Satzsystem durchaus mehr oder weniger unvereinbar sein können. Die – in den Basissätzen repräsentierten – ›Tatsachen‹ sind keine von der jeweiligen Theorie unabhängige Instanz, sondern stellen notwendigerweise stets schon Interpretationen der Realität im Lichte der vorgängigen Theorie dar. Das Falsifikationskriterium schränkt zwar die Beliebigkeit des Beibehaltens von einmal aufgestellten wissenschaftlichen Satzsystemen ein, aber auch aus diesem Kriterium sind keine Gesichtspunkte dafür zu gewinnen, welche Satzsysteme überhaupt erst einmal formuliert und der Prüfung unterzogen werden sollen. Die Frage, welche von allen möglichen Theorien über reale Verhältnisse formuliert werden sollen, nach welcher Werthierarchie das Untersuchenswürdige aus allem grundsätzlich Untersuchbaren ausgewählt werden muss, ist von Poppers Theorie her nicht diskursiv zu diskutieren, sondern bleibt im Bereich des Irrationalen.« (Holzkamp 1972/2009: 95f.).

Popper sah dieses Problem. Aber er kam nicht zu dem Schluss, dass seine Wissenschaftstheorie deshalb nur ein Skelett sei, das durch weitere philosophische Überlegungen zu seinen zentralen Themen oder zugrunde liegenden Interessen konkretisiert und modifiziert werden müsse, um es für eine Steuerung durch die Vernunft zugänglicher zu machen. Stattdessen entschied er sich für eine Art ›Flucht in die Psychologie‹:

»Das Aufstellen der Theorien scheint uns einer logischen Analyse weder fähig noch bedürftig zu sein: An der Frage, wie es vor sich geht, daß jemandem etwas Neues einfällt – sei es nun ein musikalisches Thema, ein dramatischer Konflikt oder eine wissenschaftliche Theorie –, hat wohl die empirische Psychologie Interesse, nicht aber die Erkenntnislogik.« (Popper 1966: 6)

Indem er die Wissenschaftstheorie auf Methodologie und Logik reduzierte, schloss Popper die Frage nach dem Ursprung wissenschaftlicher Theorien von der wissenschaftlichen Betrachtung aus. Dementsprechend entzog er sich den damit verbundenen Fragen nach Relevanz und Interessen. Auf diese Weise konnte er jenen Psycholog\*innen, die sich mit diesen Fragen in Bezug auf Subjektivität befassen wollten, nichts bieten.

## 2.4 Das Problem der Subjektivität

Diese Versionen der bürgerlichen Wissenschaftsphilosophie in der Psychologie erweisen sich alle, trotz einzelner Stärken, als immanent problematisch. Soweit es ihnen gelingt, ihre Probleme innerhalb ihrer eigenen Grenzen zu lösen, erscheinen sie von den gewöhnlichen Erwartungen und der tatsächlichen Wissenschaftspraxis her betrachtet umso abstrakter und unwirklicher. Wie Holzkamp immer wieder betont hat, ist keine von ihnen in der Lage, sich mit Fragen zu befassen, die die wesentlichen Anliegen entweder der Wissenschaft oder der Relevanz in jeder ihrer möglichen Bedeutungen berühren. Das gilt für den naiven Empirismus ebenso wie für den logischen Empirismus und die Falsifikationstheorie: Holzkamps Kritik wird nur in dem Maße deutlich, wie wir vom einen zum anderen übergehend erkennen, dass die Unzulänglichkeiten letztlich einem allgemeinen Prinzip zu folgen scheinen.

Wichtiger für die Psychologie ist jedoch, dass diese Positionen völlig dabei versagen, mit dem Problem der Subjektivität angemessen umzugehen. Ihre Einseitigkeit hat die Subjektivität durchgehend der Objektivität geopfert. Wenn der naive Empirismus keinen Raum für Fragen nach Relevanz ließ, konnte er auch keinen Raum für Subjektivität finden. Die Gesetze, mit denen er sich beschäftigte, waren diejenigen der Natur, die unabhängig vom beobachtenden Geist waren, und das einzige Wissen, das es zu bewerten galt, war das Wissen um solche Gesetze, also objektives Wissen. Die Regeln waren klar: Wenn die Natur ihre Gesetze den Beobachtenden offenbaren sollte, mussten diese so ungestört, so passiv, so neutral, so nicht-subjektiv wie möglich sein. Diese Art des Denkens führte bereits im 19. Jahrhundert zu den plumpesten Formen des Behaviorismus.<sup>19</sup>

Es ließe sich leicht zeigen, dass der naive Empirismus, wie alle Empirismen, kein Materialismus im engeren Sinn war, auch wenn viele seiner Anhänger\*innen materialistische Anschauungen teilten und die meisten Kritiker\*innen bei der fachlichen Abgrenzung weiter für Verwirrung gesorgt haben (vgl. Tolman 1991c). Sicherlich gab es genug Ähnlichkeit mit dem philosophischen Materialismus, dass ein solcher Nachweis wie Haarspalterei anmutete. Für den logischen Empirismus ist der Unterschied jedoch klarer. Mit der umstrittenen Ausnahme von Otto Neurath sahen sich Anhänger\*innen dieser Position selbstbewusst nicht in der Tradition des Materialismus. Viele von ihnen leugneten sogar den Realismus (z.B. Moritz Schlick), und einige wenige gingen sogar so weit, sich offen zum Solipsismus zu bekennen (z. B. Rudolph Carnap).<sup>20</sup> Was unsere Frage nach der Subjektivität betrifft, so ist dies sicherlich keine Spitzfindigkeit. Der logische Empirismus lehnte im Prinzip

19 Implikationen speziell für die Psychologie des menschlichen Subjekts werden in Kapitel 4 behandelt.

20 Neurath, Schlick und Carnap waren prominente Mitglieder des neopositivistischen Wiener Kreises. Neurath stellte in seiner Affinität zum Marxismus eine Ausnahme dar. Unter anderem

alle naiven Vorstellungen von einer Verankerung in der geistesunabhängigen Realität ab. Er vertrat die Ansicht, dass Bereiche der Erfahrung wie Sinnesindrücke und Sprache nicht transzendierbar seien. Der mit dieser Gruppe verbundene ›Physikalismus‹ wird nicht selten als gleichbedeutend mit einer Art Materialismus verstanden, aber für diejenigen, die ihn vertraten, war er alles andere als materialistisch. Das ›Physikalische‹ bezog sich hier nicht auf die physikalische Natur, sondern auf die physikalische Sprache, d. h. die Sprache der Physik. Die konsequente Reduktion der psychischen Phänomene war daher keine Reduktion auf physikalische, materielle Ereignisse (wie es für den reduktiven Materialismus, etwa für den Tierpsychologen Jacques Loeb der Fall war),<sup>21</sup> sondern auf die Beschreibung in der Sprache der Physik. Mit anderen Worten, die vorgeschriebene Sprache für Protokollaussagen war schlichtweg die der Physik.

Die Ironie all dessen liegt darin, dass der logische Empirismus für die bekennenden Solipsist\*innen eine im Wesentlichen subjektivistische Wissenschaftstheorie war. Viele der strengen Regeln, die sie sich selbst auferlegten, waren eine direkte Folge davon. Die einzige Unterscheidung zwischen objektiv und subjektiv, die ihnen blieb, war eine methodologische. Die Vorschriften darüber, was aussagekräftig war und was nicht, was als Wissenschaft galt und was nicht usw., sollten allesamt der Beliebigkeit des grassierenden Subjektivismus entgegenwirken. Während einige Theoretiker\*innen, etwa in der Gestaltpsychologie, darin einige Möglichkeiten für die Entwicklung von etwas sahen, das einer Theorie der Subjektivität ähnelt, behandelte die Mehrheit, ganz wie die naiven Empiriker\*innen, Subjektivität weiterhin als einen Paria, den es aus einer vom gewöhnlichen, alltäglichen Denken abgehobenen Wissenschaft zu tilgen galt.

Poppers Falsifikationstheorie setzte diese Tendenz im Grunde fort. Sie stellte sogar noch geringere Ansprüche an ihre theoretische Fundierung. Im Gegensatz zum logischen Empirismus, der versuchte, die Beschränkungen einer strengen Ordnung oder Rationalität innerhalb der Grenzen seines subjektivistischen Systems aufrechtzuerhalten, unterwarf sich Popper einer Irrationalität, deren Perspektive zuvor nur Entsetzen ausgelöst hatte. In gewisser Weise kann die Falsifikationstheorie als eine zumindest partielle *reductio ad absurdum* des logischen Empirismus angesehen werden. Es ist offensichtlich, dass im Unterschied zu einer subjektivistischen Wissenschaft auch hier eine Wissenschaft der Subjektivität keine Basis findet.

Allen diesen Positionen gemeinsam ist eine eingeschränkte Betonung der individuellen Erfahrung und eine Opferung der Subjektivität dieser Erfah-

---

versuchte er, einen ›sozialen Behaviorismus‹ auf der Grundlage des historischen Materialismus zu begründen.

21 Loeb war sowohl Sozialist als auch leidenschaftlicher Materialist. Er wurde in Deutschland ausgebildet und lehrte Physiologie an der Universität von Chicago. John B. Watson war einer seiner Schüler.

rung entweder zugunsten der Objektivität oder zugunsten der Irrationalität, welche dem Objektivismus verhasst ist. Man könnte einwenden, dass unsere Kritik neuere Entwicklungen in der empirischen Philosophie übersehen hat. Jäger et al. (1979) stellen jedoch fest, dass der ›harte Kern‹ der empirischen Philosophie zwar den traditionelleren Versionen kaum noch ähnelt, sich aber zunehmend auf die Formalismen von Physik und Mathematik stützt, die beide nicht mehr viel über Subjektivität (oder über Geschichte, die, wie wir sehen werden, für das Verständnis von Subjektivität wichtig ist) aussagen können. Mit diesen Positionen gibt es daher noch weniger Hoffnung für das Individuum, das gestrandet und vom gesellschaftsgeschichtlichen Kontext isoliert ist, der, so er überhaupt anerkannt wird, als externer und sogar fremder Einfluss behandelt wird. Der Subjektivität des Individuums wird dementsprechend nur der abgewertete Status einer irrationalen Einmischung in die Erkenntnis von wirklichem Wissen zugewiesen. Eine Psychologie, die sich in dieser Atmosphäre entwickelt, muss mit den bereits festgestellten Schwierigkeiten bei der Behandlung des konkreten menschlichen Subjekts belastet sein.

### 2.5 Jenseits des Mainstreams: Phänomenologie

Natürlich waren Holzkamp und die anderen, die sich an der Freien Universität Berlin um die Entwicklung einer kritischen Psychologie bemühten, nicht die Einzigen oder Ersten, die diese Probleme erkannt haben. In den 1990er Jahren gab es eine wachsende Zahl alternativer Philosophien und Psychologien als Lösungen für die von uns skizzierten Probleme. Tatsächlich war der Konstruktivismus, der Holzkamp in den 1960er Jahren beschäftigte, bereits eine solche Alternative, auch wenn er diesen später ablehnte, weil er sich für viele der gleichen Kritikpunkte wie der Empirismus als anfällig erwies, insbesondere hinsichtlich seiner Betonung der internen wissenschaftlichen Logik unter Ausschluss von Fragen nach der sozialen und persönlichen Relevanz.

Es gibt andere Alternativen, die von der Kritischen Psychologie positiver wahrgenommen wurden und die wir hier nicht diskutieren können. Eine davon sei jedoch wegen ihres starken Engagements für eine angemessene Beachtung menschlicher Subjektivität erwähnt. Das ist die Phänomenologie.

Innerhalb der Phänomenologie lassen sich viele unterschiedliche Positionen identifizieren, wobei die meisten gemeinsame Ursprünge in den Arbeiten von Brentano und Husserl und in jüngerer Zeit von Merleau-Ponty haben, allerdings mit erheblichen Unterschieden zwischen ihnen. Wir werden uns auf die Phänomenologie beschränken, die in den Arbeiten von Carl Graumann (1984) vertreten ist, weil Klaus Holzkamp spezifisch auf sie eingegangen ist.<sup>22</sup>

<sup>22</sup> Die folgende Darstellung basiert auf Holzkamp (1984). Es ist wichtig, an dieser Stelle anzuerkennen, dass Holzkamp nicht behauptet, eine vollständige Kritik der Phänomenologie im Allgemeinen angeboten zu haben. Seine Anmerkungen bezogen sich, wie erwähnt, haupt-

Im Mittelpunkt der phänomenologischen Analyse, so Holzkamp, steht die nicht reduzierbare Grundstruktur der Lebenswelt, das Mensch-Welt-Verhältnis, das wir mit der spezifisch menschlichen Existenzweise verbinden. Die Phänomenologie geht von der unmittelbar gegebenen, menschlichen Lebenswelt aus und entledigt sich ihrer besonderen Inhalte durch Verfahren der Einklammerung und Reduktion (Graumann nennt dies ›Strukturanalyse‹). Das zentrale Strukturmerkmal ist dabei die intentionale Bezogenheit des Subjekts auf eigenständige Objekte. ›Intentionalität‹ impliziert ein bestimmtes ›Ich‹ als ›Intentionalitätszentrum‹, von dem aus ich mich ins Verhältnis zu einer Welt setze, die unabhängig von mir existiert, d. h. zu der ich mich verhalte.

Dieses ›Verhalten-zu‹ impliziert auch, dass ich den jeweils anderen als sich zu mir ›verhaltend‹ wahrnehme und ihn damit als weiteres Intentionalitätszentrum in Unabhängigkeit von, aber im Verhältnis zu mir erlebe. Das heißt, ich werde ihn oder sie als mich wahrnehmend wahrnehmen. (Personalpronomen der ersten Person lassen sich hier nicht vermeiden. Ihre Verwendung spiegelt die Tatsache wider, dass die Phänomenologie im Gegensatz zum traditionellen Empirismus von der Unreduzierbarkeit der ersten Person als Ausgangspunkt der Analyse ausgeht.) Aufgrund dieser reziproken Struktur konstituiert sich unsere Erfahrung als genuin sozial oder genauer gesagt als intersubjektiv. Zugleich gelten das ›Verhalten-zu‹ und die Intersubjektivität auch für mein eigenes Selbst: Ich kann mich zu mir selbst als Subjekt verhalten, d. h., da der andere für mich ein anderer ist, bin ich selbst ein anderer für den anderen. Im Zusammenhang mit dieser Rückbezogenheit und Dezentrierung impliziert Intentionalität die Reflexivität unserer intersubjektiven Welt- und Selbstbeziehungen.

Wenn ich mich als Intentionalitätszentrum betrachte, wird die Realität, zu der ich mich verhalte, immer aus dem bestehen, was von mir beabsichtigt ist. Als erfahrende Person nehme ich daher immer einen bestimmten Standpunkt mit einer bestimmten Perspektive auf die Welt und auf mein Selbst ein. Dieser Standpunkt und diese Perspektive definieren dann die Grenzen meiner Erfahrung. Die Erfahrung einer von mir unabhängigen Welt ist nur in dem Maße möglich, wie mir ihre Merkmale von meinem situierten Standpunkt und meiner Perspektive aus zur Verfügung stehen. Da die Wirklichkeit selbst daher immer größer sein wird als alles, was ich bereits erkannt oder aktiv wahrgenommen habe, kann meine Erfahrung der Welt und meines Selbst so verstanden werden, dass sie einen Horizont birgt, hinter dem unbegrenzte, noch unerfahrene Möglichkeiten liegen. So gesehen wird die Realität für jede Person von uns zu einem Möglichkeitsraum,

---

sächlich auf Graumanns Version; insofern als Graumann aber der phänomenologischen Tradition treu war, treffen Holzkamps Schlussfolgerungen auch auf diese zu. Holzkamp und seine Kolleg\*innen weisen jedoch offen darauf hin, dass sie noch nicht die Art von gründlicher Untersuchung der Phänomenologie durchgeführt haben, die sie eindeutig verdient.

innerhalb dessen wir erfahren und handeln, und die Intentionalität wird zu einer Möglichkeitsbeziehung zu unserer Welt und zu uns selbst. Alternativen und Möglichkeiten für Handlung und Erfahrung werden dann für jede einzelne Person durch den ihr gegebenen Möglichkeitsraum definiert. Die Bandbreite und das Ausmaß dieser Möglichkeiten hinsichtlich des Verhältnisses zur Welt und zu uns selbst machen das aus, was wir gewöhnlich als unsere Freiheit betrachten.

Da die Realität immer über das hinausgeht, was ich als Individuum beabsichtige, d. h., weil die intentionale Beziehung immer eine Möglichkeitsbeziehung ist, wird mein Möglichkeitsraum durch das begrenzt, was jenseits davon liegt. Im Allgemeinen ist es das, was von mir (noch) nicht verstanden oder begriffen wird. Es wird jedoch nicht als bloße Ignoranz empfunden, sondern als etwas, das meinen Absichten zuwiderläuft, als ein zufälliges Eindringen unsichtbarer Ereignisse in meine absichtsvoll geordnete Erfahrung oder als der Widerstand der Realität, der mich zwingt, meine absichtsvolle Ordnung entsprechend umzustrukturieren.

Der antizipatorische Aspekt meiner intentionalen Möglichkeitsbeziehung zur Welt, zu anderen und zu meinem Selbst kann in meiner Erfahrung als umfassende Dimension der Zeitlichkeit verallgemeinert werden. Mein eigenes Leben, lokalisiert in Raum und Zeit, stellt einen Bezugspunkt für die besonderen, sich überschneidenden und überlappenden Zeitlichkeiten dar, die ich in der Existenz anderer Menschen und der Ereignisse und Prozesse der Welt erlebe. Durch die Reflexion der Rückbezogenheit auf mich selbst erlangt meine Selbsterfahrung den Charakter einer phänomenalen Geschichtlichkeit, in der meine Vergangenheit als verwirklichte oder verpasste Chancen und meine Zukunft als mehr oder weniger offene Möglichkeiten erscheint. Die unbeabsichtigte und undurchdringliche Wirklichkeit, die an meinen Möglichkeitsraum grenzt, erscheint in diesem Zusammenhang als die erfahrene Endlichkeit meiner Lebensspanne: der letzte, unveränderliche Rahmen für die zeitliche Strukturierung meiner phänomenalen Biografie.

Der Einfluss der Phänomenologie auf die Kritische Psychologie war signifikant und wird in vielen ihrer Fachbegriffe erkennbar (z. B. die zentrale Bedeutung der Theorie der ›Möglichkeitsbeziehung‹ in der Kritischen Psychologie). Innerhalb des kritisch-psychologischen Ansatzes hat die phänomenologische Analyse eine wichtige Funktion: Sie stellt eine Art »Minimalwissenschaft« (Holzkamp 1984: 47) dar, die – wie z. B. auch die formale Logik – analytische Werkzeuge bereitstellt, die von jeder speziellen oder fundierten Wissenschaft verlangt werden. Das bedeutet auch, dass die phänomenanalytischen Strukturaussagen in allen weitergehenden Bestimmungen (kategorialer, theoretischer und methodischer Art) »auf keinen Fall ›unterschritten‹ werden dürfen« (ebd.). Holzkamp erkennt also die wesentliche Richtigkeit der Phänomenologie als eine von der Kritischen Psychologie

geforderte Analyseebene an. Die Phänomenologie als bürgerlich zu kritisieren wäre damit ebenso verfehlt, wie die formale Logik in dieser Weise zu kritisieren: »Sie liegen in ihrem minimalwissenschaftlichen Status quasi noch unterhalb der Spezifikationsebene, wo diese Kritik greifen könnte« (ebd.: 52). Der begrenzte Geltungsbereich phänomenologischer Strukturanalyse wird am Begriff der Freiheit deutlich: Holzkamp argumentiert, dass neben der Bestimmung des Bewusstseins als bewusstes ›Verhalten-zu‹ jede konkret sinnvolle Konzeption ebenso ein Verständnis von Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit beinhalten muss. Die infrage stehenden Notwendigkeiten seien aber nicht in der Struktur der Subjektivität, sondern der Gesellschaft gegeben und historisch bedingt; die phänomenologisch vermutete Subjektstruktur hingegen nicht. Holzkamp zitiert Marx und schreibt: »Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit ist dem Individuum also [...] nicht einfach ›gegeben‹, sondern ›aufgegeben‹« (ebd.: 25). Dies erfordert eine konkrete Theorie der Geschichte und Gesellschaft, die die Phänomenologie nicht liefert. Der zentrale methodische Ansatzpunkt der phänomenologischen Analyse, die Unreduzierbarkeit der subjektiv erlebten individuellen Lebenswelt, wird somit von der Kritischen Psychologie geteilt, gleichzeitig allerdings um den Aspekt der Vermittlung mit dem gesellschaftlichen Prozess erweitert. Holzkamp verweist darauf, dass »die Strukturen unserer Erfahrung von uns zwar nicht ›hintergangen‹ werden können, aber ›überschritten‹ werden müssen, weil der Mensch ja nicht nur ›erfährt‹, sondern handelnd die Bedingungen schaffen oder kontrollieren muß, unter denen er überhaupt erst einmal leben und sodann erst als Lebender auch Erfahrungen (mit der und der Struktur) machen kann« (ebd.: 48).

Ein methodologisches Problem, auf das Holzkamp hinweist, besteht in der möglichen Unbestimmtheit bzw. Beliebigkeit phänomenologischer Strukturbestimmungen. Es ist möglich, dass eine Person, die den phänomenologischen Standpunkt einnimmt, leugnet, dass es gemeinsam geteilte Erfahrungsstrukturen gibt. Innerhalb des Rahmens dieser Position wäre es schwierig, eine solche Leugnung zu widerlegen. Selbstverständlich *gibt* es jedoch eine weitgehende Übereinstimmung. Das Problem ist, dass die Phänomenologie an sich diese Übereinstimmung nicht erklärt und dies auch nicht ohne die entsprechende Theorie der Geschichte und der gesellschaftlichen Existenz tun kann.

Während die Phänomenologie für die Kritische Psychologie auf einer bestimmten Ebene eine wichtige Rolle spielt, kritisiert Holzkamp jedoch jene theoretischen Positionen wie etwa die Ethnomethodologie (siehe Kapitel 3), die, blind für die eigentümliche Einseitigkeit der Phänomenologie, diese fälschlicherweise als einen Standpunkt betrachten, der sich aus sich selbst heraus zu einer grundlegenden Gesellschaftstheorie entwickeln kann.

## 2.6 Dialektischer Materialismus

Die philosophische Position, die eine kritische Psychologie um Holzkamp einnahm, noch bevor sie zu einer selbstbewussten Kritischen Psychologie (mit großem »K.«) wurde, war der marxistische dialektische Materialismus.<sup>23</sup> Die

23 Die Selbstidentifikation des dialektischen Materialismus als »Materialismus« (offenbar initiiert durch Friedrich Engels) war von Anfang an problematisch. Die Bezeichnung ist deshalb eigenartig, weil viele der von dieser Position angestrebten Ziele denen des traditionellen Materialismus direkt zuwiderlaufen. Es war natürlich richtig, sich dem »Idealismus« zu widersetzen, aber erforderte das die Annahme einer gegenteiligen Position? Das wäre sehr »undialektisch«. Ist die Position, von der wir sprechen, nicht eigentlich eine »Versöhnung« des Gegensatzes zwischen traditionellem Idealismus und Materialismus? Denn als Marx selbst begann, diese Position aus seiner Kritik an Hegel heraus zu formulieren, bezeichnete er sie nicht als »Materialismus«, sondern als »rationelle Dialektik«.

Ich denke, das ist ein wichtiger Punkt, schon allein deshalb, weil das Etikett dazu geführt hat, dass der Marxismus in vielen Köpfen, außerhalb wie innerhalb des Mainstreams, mit dem traditionellen Materialismus verwechselt wird und so als Grundlage für Kritik und Ablehnung aus völlig falschen Gründen dient. Am bedauerlichsten ist, dass selbst marxistisch orientierte Personen an dieser Verwirrung teilgenommen haben, was wesentlich zur Schematisierung und Dogmatisierung des dialektischen Materialismus in den kommunistischen Ländern beigetragen hat. Die Angelegenheit ist daher alles andere als trivial.

Ich bin persönlich erst kürzlich zu dem Schluss gelangt, dass der Marxismus kein »Materialismus« in irgendeinem gewöhnlich angenommenen Sinn ist und sein kann (man beachte, dass Antony Flew in seinem oben zitierten Eintrag den besonderen Sinn des Wortes betonen musste). Dies ist nicht der Ort, um das Argument in allen erforderlichen Einzelheiten zu erläutern. Ich denke jedoch, dass es sich lohnt, zwei kurze Punkte zur Untermauerung meines Anliegen vorzubringen.

Erstens hat die klassische griechische Philosophie die Unmöglichkeit der Art von Materialismus verstanden, die behauptet, dass die Materie genetisch und logisch allem vorausgeht. Sie war der Ansicht, dass reine Materie völlig unvorstellbar sei. Wir begegnen ihr nie in irgendeiner Weise, sondern nur in der *Form*. Platon antwortete darauf, indem er den Vorrang der Form erklärte, aber Aristoteles war vernünftiger (dialektischer), indem er der *Substanz* den Vorrang gab, die als Einheit von Materie und Form betrachtet werden konnte – eine Position, die als *Hylemorphismus* bekannt ist. Wenn dies von der vorliegenden Frage weit entfernt zu sein scheint, sollte Folgendes bedacht werden: Wenn ich etwas weiß, d. h. eine Idee davon habe, geht es normalerweise nicht um die Idee (es sei denn, ich bin etwa in der theoretischen Physik tätig), sondern um die Form. Wenn die Materie immer und notwendigerweise nur als *geformte* Materie vorkommt – und es ist ihre Form, um die es bei meinen Ideen hauptsächlich geht (Aristoteles glaubte, dass Ideen die Form der Sache ohne ihre Materie sind) –, scheint es nicht viel Sinn zu ergeben, eine Priorität der Materie geltend zu machen, die es erfordert, dass wir unsere Ideen genetisch und/oder logisch aus ihr ableiten.

Man mag einwenden, dass Marx keinen derart gereinigten, abstrakten Begriff der Materie im Sinn hatte. Ich stimme dem zu. Seine Vorstellung von Materie war in hohem Maße eine Vorstellung von *geformter* Materie, und er wusste sehr wohl, dass sie nur analytisch von der Idee der Materie getrennt werden konnte. Ganz genau! Warum dann diese Position mit einem Etikett bezeichnen, das eine lange Geschichte der Assoziation mit genau derjenigen Dummheit hat, der sie sich widersetzt?

Ich bin nicht allein mit meinem Anliegen, aber ich werde hier nur einen prominenten Verbündeten erwähnen: Antonio Gramsci, einen der kreativsten marxistisch Denkenden dieses Jahrhunderts, der sich intensiv mit den Problemen der menschlichen Subjektivität beschäftigt hat. Seine philosophischen Schriften finden sich vor allem in seinen *Gefängnisheften*

Ursprünge dieser Wahl finden sich in den im vorigen Kapitel beschriebenen bildungsbezogenen Aktivitäten der Rote-Zellen-Bewegung.

Eine Definition des dialektischen Materialismus, die die Aspekte, die uns hier interessieren werden, ökonomisch und angemessen berührt, findet sich in Antony Flews *A Dictionary of Philosophy*:

»Eine metaphysische Position, die von vielen Marxist\*innen vertreten wird. Sie behauptet, dass Materie primär oder grundlegend ist, und legt allgemeine Gesetze fest, die die Bewegung und Entwicklung aller Materie bestimmen. Als solche unterscheidet sie sich vom *historischen Materialismus*, der marxistischen Geschichtstheorie, die sich mit den spezielleren Gesetzen befasst, die die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Denkens regeln. Bei der Behauptung des Vorrangs der Materie vertritt der dialektische Materialismus keine reduktive Theorie, d. h., er behauptet nicht, dass alles, was existiert, *nichts anderes als* Materie ist. Vielmehr ist er bestrebt, sich dem Idealismus entgegenzustellen: Seiner Ansicht nach ist die Materie kein Produkt des Geistes, sondern der Geist ist das höchste Produkt der Materie. Das erklärt, wie marxistische Philosophiehistoriker\*innen der Meinung sein können, dass z. B. Locke und Spinoza Materialisten waren. Beide Philosophen glaubten, dass der Geist so real wie die Materie ist, aber sie waren »Materialisten« in dem Sinne, dass sie keine Idealisten waren [in dem Sinne, dass die äußere Welt irgendwie vom Geist geschaffen wird oder nicht unabhängig vom Geist existiert]. Der dialektische Materialismus vertritt die Auffassung, dass die Gesetze, die die Materie regieren, nicht mechanistisch, sondern dialektisch sind. In Anlehnung an Hegel stellt er folgende Gesetze auf: (a) das Umschlagen von Quantität in Qualität und umgekehrt,

---

(1971, dt. 1991ff.), in denen er den Marxismus als »Philosophie der Praxis« bezeichnete. Einige der Personen, die dem dialektischen Materialismus anhängen, sind über diesen Begriff verwirrt und behaupten, er habe ihn benutzt, um sich der Aufmerksamkeit der Gefängniszensur zu entziehen. Aber niemand, der die einschlägigen Texte liest – selbst jemand, der mit diesen Fragen nicht so vertraut ist –, würde sich von einer solch offenkundigen List täuschen lassen. Hätte ein so intelligenter und kluger Mann wie Gramsci nicht eine wirksamere Verkleidung als diese erfinden können? Die Antwort ist, glaube ich, dass dies nicht als Verkleidung, sondern als Korrektur in Bezug auf die Begriffe gedacht war. Seine vernichtende Kritik an Bucharins »Handbuch« des historischen Materialismus liefert reichlich Beweise für seine Verachtung des mechanischen Materialismus, den er im Herzen von Bucharins Werk fand (und der in offiziellen Lehrbüchern des dialektischen und historischen Materialismus immer wieder reproduziert wurde). Gramscis Korrektur der Terminologie scheint nicht unwesentlich durch das Bedürfnis motiviert gewesen zu sein, sich vom dogmatischen, mechanischen Marxismus zu distanzieren. Wie sonst, dachte er vielleicht, konnte er erwarten, ernst genommen zu werden?

Ich schlage nicht vor, die Terminologie in diesem Buch zu korrigieren. Die Kritische Psychologie hat sich damit begnügt, sich selbst als »materialistisch« zu bezeichnen, und ich kenne keine Hinweise, dass sie in dieser Frage einen Sinneswandel vollzogen hätte. Ich denke jedoch, sie würde zumindest darauf bestehen, dass wir im Hinterkopf behalten, dass »materialistisch« hier, wie Flew angedeutet hat, einen ganz besonderen Sinn hat, welcher dem des traditionellen Materialismus entgegensteht.

(b) Kampf und Einheit der Gegensätze [...]; (c) das Gesetz der Negation der Negation (d. h. die Ansicht, dass sich die Realität durch Widersprüche sowie die Aufhebung von Widersprüchen entwickelt, wobei die Aufhebungen neue Widersprüche hervorbringen).« (Flew 1979: 94f.; Material in eckigen Klammern hinzugefügt, basierend auf Flews Eintrag über ›Idealismus‹ 1979: 160; eigene Übers.)

Im Gegensatz zu den traditionellen Empirismen, die die Psychologie ein Jahrhundert lang oder mehr in ihrer Entwicklung effektiv dominiert haben, ist der dialektische Materialismus eine Philosophie, die sich direkt mit den Problemen der Relevanz und des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft befasst. Obwohl aus der obigen Beschreibung nicht unmittelbar ersichtlich, ist es auch eine Philosophie, die sich konsequent mit dem Problem der individuellen menschlichen Subjektivität befasst hat. Holzkamp (1984: 24) spricht in diesem Zusammenhang von Marx als einer Art Proto-Phänomenologen. Am wichtigsten ist, dass die Gegenstände dieser Auseinandersetzungen in einer Weise dargestellt werden, dass sie nicht einfach als postuliert angesehen werden, sondern als aus den Prinzipien der allgemeineren Theorie her- oder abgeleitet. Im dialektischen Materialismus beispielsweise wird die Phänomenologie als notwendiger Teil einer allgemeineren Theorie der konkreten menschlichen Existenz verortet.

Holzkamp betonte jedoch, dass eine adäquate Theorie der menschlichen Subjektivität nicht einfach aus der bestehenden marxistischen Philosophie herausgehoben werden kann. Obwohl das Problem der Subjektivität erkannt und Bedenken darüber geäußert werden, fehlt in den klassischen marxistischen Texten weitgehend eine Theorie der Subjektivität als solcher. Dem dialektischen Materialismus wird, kurz gesagt, das *Potenzial* einer adäquaten Theorie der Subjektivität attestiert, es muss jedoch erst noch verwirklicht werden. Dies ist die Aufgabe, der sich die Kritische Psychologie gestellt hat.

## 2.7 Die gegenwärtige Lage des Marxismus

Ist die Kritische Psychologie mit ihrem Engagement für den Marxismus von der Geschichte überholt worden? Während noch vor 1990 über ein Drittel der Weltbevölkerung in Gesellschaften lebte, die viele als ›marxistisch‹ ansahen, lässt sich dies heute, wenn überhaupt, nicht mehr von vielen behaupten. Der Marxismus, so heißt es, ist vollständig zusammengebrochen. Ist das wahr? Ich glaube nicht.

Was wir haben zusammenbrechen sehen, sind einige gesellschaftliche und ideologische Systeme, die aus vielen Gründen unhaltbar geworden sind. Nicht zuletzt wurde ihnen von Mächten, die den Rest der Welt beherrschten, von Anfang an eine enorme Feindseligkeit entgegengebracht. Dass diese Gesellschaften jedoch von innenpolitischer Inkompetenz und Korruption

geplagt wurden, lässt sich kaum leugnen. Noch enttäuschender ist, dass die offensichtlichen Bemühungen, ihre Bevölkerung zum Sozialismus zu erziehen, so gänzlich fehlgeschlagen sind. Der Sozialismus war auf eine bedingungslose Loyalität gegenüber dem Staat reduziert worden. Dabei wurde der Marxismus verhärtet und dogmatisiert. So diente er nicht als Mittel zum Verständnis realer menschlicher, historischer Lebensprozesse, sondern als bloße Rechtfertigung der bestehenden Ordnung. Aber wenn die Wirtschaft, die politischen Ordnungen und die Indoktrination scheiterten, scheint es kaum vernünftig, den Marxismus als solchen zu beschuldigen. Das käme einer Schuldzuweisung an das Christentum für den Zusammenbruch des Feudalsystems gleich, für den es die philosophische und ideologische Rechtfertigung lieferte. Das Christentum ist nicht mit dem Feudalismus zusammengebrochen. Die Reformationen zielten darauf ab, das christliche Establishment und seine Ideologie von seinen eigennützigen Verzerrungen zu befreien und die religiöse Lehre wieder mit Leben zu erfüllen, um sie befreiender und für das Leben der einfachen Leute relevanter zu machen. Das Christentum hat damals aus seinen Irrungen und Wirrungen gelernt und tut dies auch heute noch. Es scheint nicht unvernünftig, dasselbe von einer anderen Weltanschauung zu erwarten (von der sich sogar das weltliche Christentum, etwa die Theologie der Befreiung Lateinamerikas, inspirieren ließ). Wenn die Welt der menschlichen Erfahrung in der Vergangenheit ein Prozess war, den man informativ beschreiben konnte, z. B. im Sinne des Gesetzes des Umschlags von Quantität in Qualität, so scheint es heute kaum vernünftig anzunehmen, dass aufgrund der jüngsten Ereignisse in den ›kommunistischen‹ Ländern die Welt jetzt irgendwie besser mit anderen Begriffen beschrieben werden kann. Im Gegenteil, viele Menschen mit marxistischen Überzeugungen (und sogar einige mit nicht-marxistischen: vgl. McLellan 1991) würden darauf bestehen, dass das beste theoretische Werkzeug zum Verständnis des ›Zusammenbruchs des Kommunismus‹ der Marxismus selbst ist.

Entgegen den Gerüchten, die von einigen hämischen Gegner\*innen der Kritischen Psychologie verbreitet werden, ist ihr also der philosophische Teppich nicht unter den Füßen weggezogen worden.

### 3. Soziohistorische Theorie

Obwohl sich Psychologen hauptsächlich mit dem Verhalten oder der geistigen Funktionsweise von Individuen befassen, gründen sie alle auf einer Art soziohistorischen Theorie, die wiederum die theoretische Form unterstützt, in der sich die Psychologie darstellt. Selbst wenn man die sozialen und historischen Kontexte des Individuums für irrelevant hält, stellt dies an sich schon eine soziohistorische Theorie dar und wird einen prägenden Einfluss auf die sich daraus ergebende Psychologie haben.

In ihrer Kritik an der bürgerlichen Psychologie geht die Kritische Psychologie, entsprechend ihrer Übernahme des dialektischen Materialismus auf der philosophischen Ebene, vom *historischen Materialismus* aus. Die Kritik hat zwei Aspekte. Der erste ist eine *konzeptuelle* Kritik, die sich unter anderem darauf bezieht, dass die bürgerliche Psychologie die Relevanz von sozialen Klassen und Klassengegensätzen nicht berücksichtigt und die gesellschaftlichen Verhältnisse auf eine unmittelbare soziale Interaktion reduziert, d. h., dass sie die anderen Menschen in unserem Leben einfach als eine weitere Klasse von Reizobjekten behandelt.

Der zweite Aspekt der Kritik ist *methodologisch* und richtet sich auf die Art und Weise, in der die Methoden der Psychologie die individualistischen Annahmen und die in der bürgerlichen Ideologie abgebildeten Herrschaftsverhältnisse reproduzieren – woraus die Unfähigkeit resultiert, ein Verständnis der Person in kapitalistischen Klassenverhältnissen zu erzeugen, wie es die Menschen benötigen würden, um ihr Leben bewusst in die Hand zu nehmen und diese Verhältnisse kollektiv zu verändern (Holzkamp 1983: 27).

#### 3.1 ›Sozial‹ versus ›gesellschaftlich‹

Für die Kritische Psychologie ist die begriffliche Unterscheidung zwischen ›sozial‹ und ›gesellschaftlich‹ von besonderer Bedeutung. Das Wort ›sozial‹ bezieht sich auf die soziale Existenz im weitesten Sinn des Wortes. Wir sprechen etwa von sozialen Tieren und sozialen Organisationsformen von Tieren. Auch der Mensch und seine Organisationen sind sozial. Wir haben soziale Ereignisse wie Feste und leben in Gemeinschaften. Aber Menschen und ihre Organisationen sind nicht *nur* sozial. Die sozialen Beziehungen zwischen Tieren sind in der Regel weitgehend in der Biologie der betreffenden Spezies verankert. Allein auf der Grundlage der Kenntnis einer Spezies können wir mit beträchtlicher Genauigkeit vorhersagen, wie Ratten, Löwen und Hunde interagieren, Dominanzhierarchien entwickeln, ihre Jungen aufziehen usw. Es scheint keine große Rolle zu spielen, ob diese Ratten, Löwen oder Hunde in Kanada, Argentinien oder China leben. Es scheint auch keine große Rolle zu spielen, ob wir von Ratten, Löwen und Hunden sprechen, die heute oder vor tausend Jahren gelebt haben.

Betrachtet man jedoch den Menschen in derartigen räumlich-zeitlichen Zusammenhängen, so kommt man zu ganz anderen Schlussfolgerungen. Die Art und Weise, wie wir miteinander umgehen, uns gegenseitig beherrschen und unsere Kinder aufziehen, spiegelt sehr stark wider, wo und wann wir leben. Die Informationen, die uns in diesen Handlungszusammenhängen leiten, sind nicht so sehr in unserer Biologie verankert – obwohl diese zweifellos wichtig ist –, sondern in unserer *Kultur*. Die organisierten Verbände von Menschen, die die Kultur faktisch tragen, werden *Gesellschaften* genannt. Da die für unser Überleben wichtigen Informationen kultureller Natur sind, können sie sich von Zeit zu Zeit und von Ort zu Ort oder von Gesellschaft zu Gesellschaft dramatisch und schnell verändern. Dies erklärt sowohl die bestehenden kulturellen Unterschiede als auch die *Geschichte*, die im Gegensatz zur biologischen Evolution die Weise darstellt, wie wir Veränderungen in der Kultur im Laufe der Zeit auffassen. Kurz gesagt: Menschen haben kulturelle Existenzweisen, während Ratten keine haben; Menschen leben in Gesellschaften, während Ratten in Sozialverbänden leben; Menschen haben Geschichte, während Ratten von der biologischen Evolution abhängen. Das unterscheidet den Menschen erheblich, ja sogar *qualitativ* von allen anderen Tierarten. Das ist der Unterschied zwischen ›sozial‹ und ›gesellschaftlich‹.<sup>24</sup>

Aus Holzkamps Sicht ist diese Unterscheidung wesentlich, denn wie wir sehen werden, ist damit das hervorgehoben, was an psychologischen Prozessen und insbesondere an der Subjektivität eindeutig menschlich ist, eben, dass sie gesellschaftlich und nicht nur sozial sind. Das Problem subjektiver Interessen stellt sich bei Ratten oder gar bei subhumanen Primaten nicht. Wie die Erfahrung in einer sozialen Bewegung wie der deutschen Studierendenbewegung deutlich zeigt, sind subjektive Interessen Anliegen, die zur gesellschaftlichen und historischen Existenz gehören. Die Subjektivität stellt eine Kategorie dar, die gleichzeitig wissenschaftlich und politisch ist.

### 3.2 Die Kritik im Überblick

Holzkamp formuliert sein Problem wie folgt:

»Der Springpunkt aller Kontroversen um eine adäquate Fassung des Problems der Subjektivität und ihrer Ontogenese ist die Problematik der Bestimmung des *Verhältnisses zwischen Subjektivität und Gesellschaftlichkeit der Individuen*: Ist individuelle Subjektivität auf gesellschaftliche Verhältnisse reduzierbar oder diesen gegenüber eine eigenständige Instanz? Wie ist im Falle der

<sup>24</sup> Angesichts dieser Unterscheidung stellt unsere Bezeichnung der Soziologie, Anthropologie, Politischen Ökonomie, Geschichte und Psychologie als Sozialwissenschaft eine Fehlbezeichnung dar. Obwohl im Deutschen der Begriff ›Sozialwissenschaft‹ üblich ist, kritisieren viele ›Sozialwissenschaftler\*innen‹, dass er eine ungewollte Reduzierung des Gesellschaftlichen auf das Soziale impliziert, und würden daher den Begriff der ›Gesellschaftswissenschaft‹ vorziehen.

Eigenständigkeit der Subjektivität ihre *Differenz* zu den gesellschaftlichen Verhältnissen mit dem gleichwohl bestehenden *Zusammenhang* zwischen Gesellschaftlichkeit und Subjektivität in Einklang zu bringen? Oder, spezieller: Wenn als Resultat der ontogenetischen Entwicklung das in irgendeinem Sinne ›vergesellschaftete‹ bzw. ›sozialisierte‹ Subjekt herauskommt, wie ist dabei die erreichte *individuelle Vergesellschaftung* genau zu bestimmen, wie der *frühkindliche Ausgangszustand* des Vergesellschaftungsprozesses und wie die *Verlaufsgesetzlichkeit des ontogenetischen Übergangs* vom Ausgangszustand zum Resultat der individuellen Vergesellschaftung?« (Holzkamp 1979: 12)

Es sind Fragen wie diese, die gestellt und beantwortet werden müssen, wenn eine kritische Theorie der menschlichen Subjektivität entwickelt werden soll. Es sind Fragen wie diese, die die bürgerliche Psychologie eher selten stellt, geschweige denn beantwortet.

Es ist jedoch mehr erforderlich, als nur die richtigen Fragen zu stellen. Es müssen Methoden zur Verfügung stehen, um solche Fragen auf eine überprüfbare Art und Weise zu beantworten und echtes Wissen zu erzeugen. Holzkamp orientiert sich hier an Marx und Hegel, die die Ansicht vertraten, dass Erklärungen nicht aus willkürlichen Prämissen, sondern aus realen Sachverhalten abgeleitet werden müssen:

»Die Voraussetzungen, mit denen wir beginnen, sind keine willkürlichen, keine Dogmen, es sind wirkliche Voraussetzungen, von denen man nur in der Einbildung abstrahieren kann. Es sind die wirklichen Individuen, ihre Aktion und ihre materiellen Lebensbedingungen, sowohl die vorgefundenen wie die durch ihre eigne Aktion erzeugten. Diese Voraussetzungen sind also auf rein empirischem Wege konstatierbar.« (Marx und Engels 1846/1970: 42; orig. 1846/1969: 20)

In Bezug auf die soeben aufgeführten Fragen greift Holzkamp das hegelianisch-marxistische Verständnis auf:

»Die Beantwortung derartiger Fragen impliziert, wenn sie wissenschaftlichen Charakter haben soll, die Explikation des *Begründungszusammenhangs* bzw. der *Ableitungsgrundlage*, durch welche man zu den jeweiligen Bestimmungen des Verhältnisses zwischen Subjektivität und Gesellschaftlichkeit kommt.« (Holzkamp 1979: 12)

Das Konzept der Ableitung hat seine Ursprünge und Begründungen in der klassischen deutschen Philosophie, insbesondere bei Hegel. Es ist weder mit der rein ›formalen‹ Ableitung der klassischen Logik zu verwechseln noch mit der ihr entstammenden Ableitung der hypothetisch-deduktiven Methode der empirischen Psychologie (vgl. Holzkamp 1983: 68ff.). Wie im Zitat von Marx und Engels angedeutet, bedeutet Ableitung, die Notwendigkeit eines Entwicklungsprozesses aufzudecken. Dabei geht es entweder um die Notwendigkeit der Entwicklung eines Zustands aus einem anderen oder eines den

Zustand fassenden Begriffs aus dem Zustand selbst. Letztere Ableitung ist das Ergebnis menschlicher Aktivitäten mit Gegenständen, etwa wenn ein Kind die Elastizität durch das Spielen mit Gummibändern begreift.

Die Kritik an der bürgerlichen Sozialwissenschaft richtet sich also auf ihre Methodologie:

»[...] sowohl in der ›Psychologie‹ wie in der ›Soziologie‹ [fehlt] weitgehend jede wissenschaftlich begründete Basis für die Ableitung wissenschaftlich begründeter Bestimmungen des Verhältnisses von Subjektivität und Gesellschaftlichkeit der Individuen« (Holzkamp 1979: 13).

### 3.3 Bürgerliche Psychologie

Holzkamps Kritik an der traditionellen bürgerlichen Psychologie beginnt mit der Beobachtung, dass sie »Individuen aus ihrem konkreten gesellschaftlich-historischen Lebenszusammenhang [isoliere], [...] sie als abstrakte Verhaltensseinheiten in einer reduktiv ihrer historischen Bestimmtheit entkleideten Umwelt [fasse]« (Holzkamp 1979: 14). Dies impliziert, was Holzkamp eine »Anthropologie des abstrakt-isolierten Individuums« nennt – eine Reihe von meist verdeckten Annahmen über die menschliche Natur, die in praktisch allen traditionellen Sozialwissenschaften enthalten sind. Diese Annahmen haben keinen klareren Ausdruck gefunden als in dem »nomothetischen Variablenmodell<sup>25</sup>, das die unreflektierte Grundlage der Methodologie der experimentellen Psychologie bildet:

»Wissenschaftlich-psychologische Forschung ist gemäß diesem Schema gleichbedeutend mit der Überprüfung von Annahmen über Zusammenhänge zwischen experimentell hergestellten Ausgangsbedingungen (unabhängigen Variablen) und daraufhin bei den ›Versuchspersonen‹ registrierbaren Verhaltensweisen (abhängigen Variablen). Die Individuen erscheinen dabei als ›Umschaltstellen‹, in welchen nach gewissen (den Inhalt der jeweiligen Theorie ausmachenden) allgemeinen Gesetzmäßigkeiten die Ausgangsbedingungen in Verhaltensweisen transformiert werden. Die Lebensverhältnisse der Menschen werden hier in der theoretischen Begrifflichkeit nur so weit abgebildet, wie sie unmittelbare Einwirkungen der Individuen darstellen, also unter Absehung von Bestimmungen, die über die Erfassung von direkten Bedingungen organismischer Veränderungen hinaus die objektive Beschaf-

25 Das Wort »nomothetisch« ist gleichbedeutend mit »nomologisch« und bezieht sich auf Methoden, Theorien oder Modelle, die darauf abzielen, allgemeingültige Gesetze zu entdecken oder zu beschreiben. Es wird kontrastiert mit »idiografisch«, was sich auf Beschreibungen konkreter Einzelfälle bezieht. Der Begriff »Variablenmodell« wird im Rahmen dieses Kapitels erläutert. Zwar geht der Begriff, wie wir ihn hier verwenden, auf Holzkamp zurück, er wurde jedoch von Herbert Blumers Essay über die »Soziologische Analyse und die ›Variable‹« inspiriert (Nachdruck Blumer 1969).

fenheit der Lebenswelt der Individuen charakterisieren. Die Lebensäußerungen der Individuen werden demgemäß ebenfalls nur in Termini erfaßt, durch die sie als – durch die ›Umschaltstelle‹ des Organismus modifizierte – Resultate unmittelbarer Einwirkungen auf den Organismus erscheinen. Daraus ergibt sich die charakteristische, um Begriffe zur Kennzeichnung der individuellen ›Umschaltprozesse‹ erweiterte ›Variablen-Sprache‹ der traditionellen Psychologie, womit schon durch die Grundbegrifflichkeit die historisch-gesellschaftliche Konkretheit der Lebensverhältnisse und Handlungsweisen der Individuen ausgeblendet ist und die den unmittelbaren situativen und biographischen Rahmen überschreitenden Zusammenhänge zwischen individueller und gesellschaftlicher Lebenstätigkeit unerfaßbar bleiben« (vgl. Holzkamp 1978: 164f.)

Was sich uns stattdessen darstellt, ist ein abstrahiertes Individuum, reduziert auf eine oder mehrere Reaktionsweisen, wie sie mit einer ebenfalls auf eine oder mehrere situative Variablen reduzierten Welt korrelieren.

Im Hinblick auf unser gegenwärtiges Anliegen bedeutet dies, dass das Begriffssystem der Psychologie den gesellschaftlichen Charakter des Individuums als Faktor bereits auf der Ebene seiner Grundlagen ausschließt, z. B. durch die Art und Weise, wie es seinen Gegenstand konzeptuell erfasst. Dies hat zur Folge, dass das Verhältnis von Subjektivität und Gesellschaftlichkeit von vornherein unzugänglich, ja unvorstellbar wird. Eine Psychologie, die ihren Gegenstand in Form von Variablen definiert, ist, kurz gesagt, nicht einmal in der Lage, die richtigen Fragen zu stellen, geschweige denn angemessene Antworten zu liefern (Holzkamp 1979: 14f.).

Das Kuriose an diesem Zustand ist, dass er von der traditionellen Psychologie nicht bestritten, sondern vielmehr als eine notwendige Folge der wissenschaftlichen Arbeitsteilung angesehen wird. Wie die Definition der Psychologie in praktisch jedem aktuellen Lehrbuch zeigt, befasst sich die Psychologie mit individuellen Fragen (früher Verhalten, heute Verhalten und Kognition) und nicht mit Fragen der Gesellschaft, was als Aufgabe der Soziologie, der Wirtschaftswissenschaften oder der Politikwissenschaft zugewiesen wird. Gesellschaftsrelevante Themen aus diesen Disziplinen können und werden jedoch oft in die Psychologie eingebracht, müssen aber zunächst in die Sprache der Variablen übersetzt werden. Zum Beispiel kann der sozioökonomische Status, verstanden als eine messbare, unabhängige Variable, in einem psychologischen Experiment über Verhaltens- oder kognitive Prozesse verwendet werden. Konzepte wie dieses können auch als abhängige Variablen erscheinen, wie im Fall von Einstellungen oder sogenannten prosozialen Verhaltensweisen. Aber allein die Tatsache, dass solche gesellschaftlichen Dimensionen erst in die Variablen-sprache der Psychologie übersetzt werden müssen, lässt bereits vermuten, dass sie an sich für die Zwecke der *psychologischen* Erklärung *bedeutungslos* sind:

»Die Gesetze, nach denen (gemäß den traditionell-psychologischen Theorien des Lernens, der Kognition, der Motivation etc.) die unabhängigen Variablen in die abhängigen Variablen transformiert werden, erscheinen demgemäß als *ahistorische Invarianzen*, die gegenüber dem Umstand, ob und wie man die hier in Zusammenhang gebrachten Variablen mit gesellschaftlich-historischem Inhalt versieht, total ›gleichgültig‹ sind. Die Individuen im Netz unmittelbarer Einwirkungen und deren gesetzmäßiger Verknüpfung mit Verhaltensweisen sind hier also als *aus sich heraus verständliche Letztheiten* aufgefaßt; die Berücksichtigung gesellschaftlicher Lebensbedingungen o.ä. ist demgegenüber eine äußerliche Zutat.« (Holzkamp 1979: 15)

Diese Kritik erstreckt sich nicht nur auf die allgemeine experimentelle Psychologie, sondern auch auf die sogenannte Sozialpsychologie, in der sie vielleicht noch deutlicher wird. Auch diese Psychologie steht im Bann der Denkweise des nomothetischen Variablenmodells. Andere Menschen werden dementsprechend als unabhängige Variablen eingeführt und stellen damit lediglich ein Angebot von Ausgangsbedingungen für das Verhalten des Subjekts dar. Dies kann jedoch durch die Anerkennung einer Art von Reziprozität oder Interaktion erschwert werden. Aber auch hier werden nur die unmittelbaren Einflüsse von Individuen auf das Verhalten der anderen in Dyaden oder Gruppen berücksichtigt. Gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen den aufgezeichneten Einflüssen und dem daraus resultierenden Verhalten werden als ahistorische Invarianzen behandelt, und die gesellschaftlichen, historischen Dimensionen des beobachteten ›sozialen‹ Verhaltens werden ausgeschlossen. Alternativ werden sie, wenn sie in Betracht gezogen werden, in die Sprache der Variablen übersetzt und damit ihrer gesellschaftlichen, historischen Konkretheit beraubt. Als Variablen behandelt, werden die gesellschaftlichen, historischen Dimensionen der individuellen Aktivität gegenüber den psychologischen Gesetzen, deren Existenz unabhängig von ihnen vermutet wird, eliminierbar und irrelevant:

»Die von der ›Sozialpsychologie‹ untersuchten zwischenmenschlichen Beziehungsstrukturen sind als *aus sich heraus verständliches Bedingungsgefüge unmittelbarer wechselseitiger Einwirkungen der Individuen aufeinander* (und ihrer gesetzmäßigen Transformation in Verhaltensweisen) *im Ganzen von den gesellschaftlichen Lebensbedingungen isoliert*, das ahistorisch-nomothetische Variablenschema ist an keiner Stelle relativiert oder durchbrochen.« (Holzkamp 1979: 16)

Die traditionelle Psychologie ist folglich durch ihre eigenen konzeptuellen und methodischen Voraussetzungen unfähig, die für das Verständnis der Subjektivität so wesentliche Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft zu erfassen. Die verborgene Anthropologie der Psychologie postuliert das Individuum als abstrakt und isoliert. Die gesamte theoretische Struktur der Disziplin basiert auf diesem Postulat. Daher ist sie konstitutionell nicht in der Lage, Daten oder Erkenntnisse über etwas zu produzieren, das außerhalb der

künstlichen Grenzen liegt, die diese Anthropologie auferlegt. Sie nimmt eine selbstbestätigende Position ein innerhalb einer sorgfältig abgeschirmten Welt unabhängiger Variablen, abhängiger Variablen und all der verschiedenen Formen der statistischen Analyse, die dazu dienen, sie in einer Form zueinander in Beziehung zu setzen, die so abstrakt ist wie die Art und Weise, in der sie ursprünglich produziert wurden.

### 3.4 Strukturfunktionalistische Soziologie

Soziologische Positionen, die kein Interesse an Individuen als solchen beanspruchen und folglich ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf soziale Strukturen und Prozesse als Ganzes (wie Staat und Religion) richten, brauchen uns hier nicht zu interessieren. Die prominentesten Positionen in der Disziplin, sowohl jene im Zentrum des Mainstreams als auch viele näher der Peripherie, drücken ein theoretisches Interesse für das Individuum aus und bieten, zumindest oberflächlich betrachtet, vielversprechendere Perspektiven als die Psychologie. Holzkamp untersucht drei davon, die er als repräsentativ für die Soziologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ansieht, und stellt fest, dass sie hinter ihren Versprechungen zurückbleiben. Die Positionen, die wir kurz untersuchen werden, sind der Strukturfunktionalismus von Talcott Parsons, der einen prägenden Einfluss auf die US-Soziologie ausübte, sowie zwei phänomenologisch orientierte Theorien: die Ethnomethodologie und der symbolische Interaktionismus.

Talcott Parsons' frühe Kritik an Positivismus und Utilitarismus konzentrierte sich auf viele der gleichen Probleme wie Holzkamps Kritik an der empiristischen Psychologie, nämlich Reduktionismus, Mechanismus und das Versagen, die strukturelle Natur der Gesellschaft zu erfassen. Die Haupteinflüsse auf Parsons' Denken waren Weber, Pareto und Durkheim, die ihrerseits von derselben antiempiristischen, deutschen idealistischen Denktradition beeinflusst waren, auf die auch die historischen Wurzeln der Kritischen Psychologie zurückgehen.

Parsons' Hauptanliegen bestand darin, eine umfassende Gesellschaftstheorie zu entwickeln. Er verstand, dass dies ohne ein gleichzeitiges Verständnis der Rollen, die die einzelnen Handelnden innerhalb der gesellschaftlichen Struktur spielen, nicht möglich war. Lewis Coser fasste die zentralen Gesichtspunkte von Parsons' Gesellschaftstheorie als menschliches Handeln wie folgt zusammen:

- »a) Agierende, fähig zum zielgerichteten Handeln, keinesfalls sich bloß verhaltende oder reagierende Körper; (b) Handlungsziele, die die Agierenden anstreben; (c) Wahlmöglichkeiten bezüglich der Mittel zum Erreichen der Ziele; (d) situative Beschränkungen, die sowohl von biologischen als auch von Umweltbedingungen herrühren und die der Auswahl der Mittel und der Verwirklichung der Ziele Grenzen setzen; und (e) Normen- und Wertgefüge, welche die Wahl der Agierenden in Bezug auf Mittel und Ziele lenken.«  
(Coser 1977: 563; eigene Übers.)

Parsons betonte auch die Rolle der Sozialisation bei der Entwicklung der individuellen Persönlichkeit durch Identifikation, Verinnerlichung und Rollenübernahme. Dieser Teil seiner Theorie spiegelte starke freudianische Einflüsse wider.

Holzcamp behauptet jedoch, dass, Parsons Absichten zum Trotz, »eine genuin ›soziologische‹ Konzeption individueller Vergesellschaftungsprozesse gar nicht vorliegt« (Holzcamp 1979: 21). Stattdessen findet man, dass psychoanalytische Ideen einfach in die soziologische Theorie importiert werden. Holzcamp beschreibt das Ergebnis:

»So stehen sich zwei Arten von Begriffen gegenüber: ›Soziologische‹ Begriffe zur Kennzeichnung des sozialen bzw. kulturellen Systems: Wert, Norm, Institution, Rolle etc. und ›psychologische‹ Begriffe zur Kennzeichnung individueller Prozesse, wie ›Bedürfnisdispositionen‹ (im psychoanalytischen Sinne), Identifizierung, Objektbesetzung, Verinnerlichung, Über-Ich« (Holzcamp 1979: 21).

Holzcamp stellt weiter fest, dass Parsons den letztgenannten Ideen ›gewisse Anklänge‹ an die Lerntheorie wie Belohnung und Bestrafung (positive und negative Sanktionen) hinzufügt. Dies lässt Holzcamp darauf schließen, dass Parsons unreflektiert

»die wissenschaftliche ›Arbeitsteilung‹, gemäß welcher die Psychologie für das Individuum ›zuständig‹ ist und die Soziologie für die ›Gesellschaft‹, voraussetzt und reproduziert, und es wird dadurch auch die Problematik der Grundoperation ›einzelwissenschaftlich-psychologischer Gegenstandskonstituierung, die gedankliche Abhebung des ›abstrakt-isolierten‹ Individuums von seinen konkret-gesellschaftlichen Lebensbedingungen, voll übernommen.« (Holzcamp 1979: 21)

Das Ergebnis ist eine Art interdisziplinärer *Eklektizismus*, in dem die individuellen und gesellschaftlichen Aspekte menschlichen Handelns, die durch die sogenannte wissenschaftliche Arbeitsteilung auseinandergerissen wurden, nun wieder zusammengefügt und nach außen hin miteinander in Beziehung gesetzt werden. Die Sozialisation ist der zentrale Prozess, der dann als Bindeglied zwischen Individuum und Gesellschaft gesehen wird. Doch: »Die Frage, welche Bestimmungsmomente der individuellen Subjektivität selbst es sind, durch welche der Mensch zu einem ›gesellschaftlichen Wesen‹ werden [...] kann, bleibt nach wie vor schon als Frage unbegriffen« (Holzcamp 1979: 21).

Das Problem besteht darin, dass das psychische Individuum, ob gewollt oder ungewollt, als ein im Wesentlichen *biologisches*, mit Trieben und Bedürfnissen ausgestattetes Wesen verstanden wird, das nun in die Gesellschaft gestoßen wird. Um dieses biologisch-psychologische Wesen in ein gesellschaftliches umzuwandeln, sind dann Sozialisationsprozesse erforderlich.

»Die ›psychologische‹ Begrifflichkeit, mit welcher die menschliche Individualität erfaßt werden soll, steht demgemäß mit der ›soziologischen‹ Begrifflichkeit zur Kennzeichnung der Gesellschaft in keinem ausgewiesenen Ableitungszusammenhang, von einem wissenschaftlichen Verständnis des Verhältnisses Individuum/Gesellschaft kann hier also keine Rede sein.« (Holzkamp 1979: 22)

Wie Holzkamp das Problem zusammenfasst, spielt es keine Rolle, ob man, mit Parsons, von einem durch einen Sozialisationsprozess an die bereits bestehenden Anforderungen der Gesellschaft anpassungsfähigen Individuum ausgeht und so ein potenziell harmonisches, reibungsloses Verhältnis zwischen beiden schafft oder ob man, wie Freud, dem Individuum die Gesellschaft als unveränderlich gegenüberstellt, sodass die Gesellschaft das Individuum nur frustrieren und unterdrücken kann. Wie unterschiedlich sie auch erscheinen mögen, jede dieser Positionen postuliert die getrennte Existenz von Gesellschaft und Individuum und versucht dann, die Mittel zu entdecken, anhand deren die beiden miteinander in Beziehung treten. »Es ist evident«, schreibt Holzkamp, »daß allein mit der Prämisse eines solchen Widerspruchs noch *keine wissenschaftlich begründete Ableitung* des Verhältnisses Subjektivität/Gesellschaftlichkeit geleistet ist« (1979: 22). Warum sollte das Individuum zum Beispiel überhaupt sozialisierbar sein? Was hat es mit den individuellen Trieben auf sich, dass sie in Opposition zu *der* Gesellschaft geraten und von ihr verdrängt werden? Angesichts der Anthropologie des isolierten Individuums bleibt uns nur, Antworten auf Fragen wie diese zu postulieren. Die Annahmen, auf denen unsere Psychologie und Soziologie beruhen, schließen wissenschaftliche Antworten aus (vgl. Holzkamp 1979: 22).

### 3.5 Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie

Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie sind Positionen in der Soziologie, die eine stärker phänomenologische Basis haben. Sie betonen explizit die eher subjektiven Aspekte der Sozialisation wie z. B. Interpretations- und Bedeutungsprobleme. Wie Parsons sind auch sie mit der deutschen idealistischen – im Gegensatz zur empiristischen – Tradition verbunden, wenn auch auf etwas anderen Wegen als etwa Mead und die Phänomenologie.

Die Ausgangsvoraussetzung dieser Positionen ist die Existenz irreduzibler individueller Bedürfnisse. Diese bilden die Grundlage aller Selbst- und Weltinterpretationen, die letztlich die Bedeutungssysteme bilden, durch die weitere Interpretationen vorgenommen werden. Bedeutungen und Bedürfnisse bilden die Grundlage von Erwartungen, die das Handeln leiten. Die Individuen sind zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse voneinander abhängig, sodass eine Einigung über die Erwartungen notwendig ist. Dies geschieht durch den Prozess der *symbolisch vermittelten Interaktion* (oder etwas Vergleichbarem), der darauf abzielt, gemeinsame Interpretationen zu erreichen. Er bringt

individuelle Bedürfnisse in die soziale Sphäre und bewirkt Interpretationsmodifikationen, die durch Kompromisse eine Reziprozität der Auffassungen erreichen und somit eine optimale Bedürfnisbefriedigung der Teilnehmenden ermöglichen sollen. Die Gesellschaft spielt dabei verschiedene Rollen. Sie stellt die Sprache für das Dolmetschen und die Kommunikation zur Verfügung. Sie ist der Gegenstand der Interpretation, durch den die sozialen Beziehungen für die Subjekte eine besondere Bedeutung erhalten. Darüber hinaus stellt sie für jedes Individuum eine Art bereits bestehendes, verselbständigt System von Interpretationen und Erwartungen bereit, das sich den Interpretationen und Erwartungen der Individuen widersetzt. Die Gesellschaft lässt nur einen gewissen Spielraum zu und kann Hindernisse für die Kommunikation, gemeinsame Bedeutungen und Vereinbarungen schaffen, was eine optimale Befriedigung von Bedürfnissen begrenzt oder unterdrückt.

Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Subjektivität und Gesellschaft identifiziert Holzkamp (1979: 23f.) zwei Tendenzen im symbolischen Interaktionismus und in der Ethnomethodologie: Erstens werden gesellschaftliche Beziehungen als Muster unmittelbar interaktiver Deutungs-, Kommunikations- und Einigungsprozesse verstanden, die letztlich auf individuellen Bedürfnissen und Erwartungen beruhen. Damit wird das Verhältnis zwischen Subjektivität und Gesellschaft nicht in einer neuen Weise thematisiert. Es geht hier lediglich um eine partielle Subjektivierung der Gesellschaft durch ein grundsätzlich ungesellschaftliches Individuum, das erst in zweiter Linie mit anderen, ähnlich ungesellschaftlichen Individuen in Interaktion tritt. Diese Reduktion der gesellschaftlichen Beziehungen auf die unmittelbaren wechselseitigen Einflüsse der Individuen aufeinander ist nur eine andere Version der Sozialpsychologie, die zwar nicht den nomothetischen Anspruch des Parson'schen Strukturfunktionalismus hat, auf die aber dennoch alle Kritiken zutreffen, die wir bereits gegen diese Position vorgebracht haben.

Zweitens wird die Gesellschaft auf individuelle Prozesse der Interaktion und Kommunikation reduziert. Soweit sie nicht als überindividuelles Deutungssystem subjektiviert wird, fungiert die Gesellschaft nur als die *negative Seite* des persönlichen Deutungssystems und erscheint somit als eine Art fremder, blinder und bedeutungsloser Widerstand gegen die bedeutungsgebende Tätigkeit der menschlichen Subjektivität. Die totale Trennung von subjektiven und gesellschaftlichen Determinanten wird folglich reproduziert, aber sozusagen von der anderen Seite her. Die Einschränkung und Behinderung subjektiver und intersubjektiver Deutungs- und Erwartungssysteme durch die Gesellschaft erscheint daher als ein *unerklärlicher Zufall*.

Holzkamp kommt zu dem Schluss, dass einige interessante und wichtige Schritte phänomenologischer Art zwar durch den symbolischen Interaktionismus und ähnliche Positionen unternommen werden, uns jedoch einem wissenschaftlichen Verständnis des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Subjektivität nicht wesentlich näher bringen.

### 3.6 Überblick: Zentrale Gesichtspunkte der Kritik

Was uns in traditionellen (wie auch weniger traditionellen) bürgerlichen Theorien immer wieder begegnet, ist die verborgene Anthropologie des abstrakt-isolierten Individuums. Die meisten psychologischen Theorien versuchen keineswegs, diese Anthropologie zu überwinden; sie verstehen es nicht einmal als Problem. Sie fallen auf die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Wissenschaften zurück und übernehmen weder Verantwortung dafür, Funktionsweisen der Gesellschaft darzulegen, noch dafür, die notwendigen Beziehungen zwischen den Individuen, die sie als ihren Gegenstand beanspruchen, und der Gesellschaft, in der diese leben, aufzuzeigen. Viele soziologische Theorien nehmen eine umgekehrte Position ein. Sie untersuchen soziale Prozesse, zu denen die Individuen zwar gehören, aber sie fühlen sich deshalb nicht verpflichtet, etwas über das Individuum, geschweige denn über seine Subjektivität auszusagen. Es bleibt eine dritte Gruppe von Theorien, die das Problem zwar erkennen und versuchen, die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft zu klären, aber, wie wir gesehen haben, das Problem nur weiter verstärken. Bei ihrem Versuch, die beiden Ebenen zusammenzuführen, werden die *notwendigen* Verbindungen, wie sie sich aus der von Holzkamp als unabdingbar erachteten *Ableitung* ergeben, nie aufgedeckt. Das Ergebnis ist eine Art Individuum-Gesellschaft-Dualismus, der beides abstrahiert und verdinglicht. Dann werden Gesetze der Interaktion (à la Descartes) geltend gemacht, um die beiden Seiten wieder zusammenzubringen. Das Ergebnis ist ein Eklektizismus, eine Position, welche die beiden Seiten als notwendig anerkennt, aber die Qualität ihrer notwendigen Verbindung nicht begreift.

Hierbei geht es nicht bloß um fehlende theoretische Eleganz, sondern um die grundlegende Unfähigkeit, menschliche Subjektivität zu erfassen, deren Schlüssel nach Holzkamp in der notwendigen Verbindung zwischen Individuum und Gesellschaft liegt. Dies wird vielleicht deutlicher im nächsten Kapitel, das sich mit der Ebene der speziellen psychologischen Theorien befasst. Größere Klarheit wird aber erst dann herrschen, wenn wir eine konkrete Alternative sehen, der die Teile III und IV dieses Buches gewidmet sind.

### 3.7 Historischer Materialismus

Die Kritische Psychologie hat sich auf der philosophischen Ebene der Analyse für den dialektischen Materialismus entschieden. Auf der Ebene der gesellschaftlich-historischen Theorie übernimmt sie daher die Theorie, die sich aus jener Philosophie ableitet und die mit Gesellschaft und Geschichte befasst ist, nämlich den historischen Materialismus. Dies war Marx' Theorie der menschlichen Gesellschaft. Sie lässt sich durch zwei wichtige Merkmale

kennzeichnen: (1) die Betonung der Geschichte als ein Prozess, dessen Verständnis die Ableitung oder Erklärung bestehender Verhältnisse erlaubt, und (2) die grundsätzliche Annahme einer dialektischen Einheit von Individuum und Gesellschaft, welche das Potenzial zur Überwindung der Anthropologie des abstrakten Individuums (und der abstrakten Gesellschaft) in sich birgt, die Holzkamps Kritik als charakteristisch für die Sozialwissenschaften gezeit hat.

Der historische Materialismus liefert die Grundlage für Holzkamps Schlussfolgerung, dass die wesentliche Ursache für die Probleme der traditionellen Psychologie und Soziologie, die zu einer Gegenüberstellung von subjektiven und gesellschaftlichen Bestimmungen führen, das Fehlen einer adäquaten Ableitungsgrundlage für die Analyse ihres Verhältnisses ist. Wie lässt sich eine solche Ableitungsgrundlage dann finden?

Nach Holzkamp (1979: 29ff.) besteht ein notwendiger Schritt in diese Richtung darin, eine Betrachtung der historischen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie in den Analysen in *Zur Kritik der politischen Ökonomie* und *Das Kapital* gezeigt wird, in unsere Darstellung einzubringen. Die Kritik von Marx war nicht nur eine Beschreibung der ›Anatomie‹ der kapitalistischen Produktionsweise, sondern sie erreichte eine qualitativ neue Ebene der Gesellschaftsanalyse, die sich dadurch auszeichnet, dass das Subjekt der Erkenntnis in signifikanter Weise in die Analyse eingebracht wurde. Das Subjekt der Analyse der bürgerlichen Gesellschaft ist – da es ein Aspekt der bürgerlichen Gesellschaft ist – ebenso historisch bestimmt.

Die bürgerliche Gesellschaft muss anhand ihrer eigenen Bewegungs- und Entwicklungsgesetze verstanden werden, d. h. Produktion und Reproduktion. Wenn das Erkenntnissubjekt ein Aspekt dieser Bewegung und Entwicklung ist, steht es den gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozessen nicht äußerlich gegenüber, sondern wird durch sie bestimmt. Gleichzeitig ist es das bewusste Subjekt des eigenen Lebens- und Erkenntnisprozesses. Bei der Analyse der bürgerlichen Gesellschaft in ihren verschiedenen Formen und Phasen ist zu ergründen, wie das wissenschaftliche Bewusstsein als Erkenntnissubjekt integraler Bestandteil des gesellschaftlichen Prozesses sein und gleichzeitig die ihm dadurch gesetzten Grenzen überschreiten kann.

Wenn wir diesen Zusammenhang konkret verstehen wollen, müssen wir von der Grundvoraussetzung ausgehen, die den historischen Kern der bürgerlichen Gesellschaft ausmacht, nämlich, wie Marx in seinen Analysen zeigen konnte, dass die gesellschaftliche Arbeit als Grundlage für das Überleben der Gesellschaft die Form voneinander unabhängiger Privatproduzent\*innen annimmt. Weil in kapitalistischen Gesellschaften die gesellschaftlichen Produkte der Arbeit für den Tausch auf dem Markt produziert werden, nehmen sie die Form von Waren an, und innerhalb der gesellschaftlichen Beziehungen erscheinen die Individuen in der scheinbar ungesellschaftlichen Form privater Warenbesitzer\*innen, die durch Geld als universellem Äquivalent miteinander

der verbunden sind. Waren werden auf der Grundlage ihres Wertes getauscht, d. h. der objektivierten Form der gesellschaftlich durchschnittlichen Arbeitszeit, die für ihre Produktion notwendig ist. Alles und jedes kann in seinem abstrakten *Tauschwert* quantitativ verglichen werden und ermöglicht so den Warentausch. Dem Tauschwert steht der *Gebrauchswert* gegenüber, der durch konkret-nützliche Arbeit geschaffen wird und der der Ware ihre Qualität verleiht.

Hinter den Tauschbeziehungen in der ›Zirkulationssphäre‹ steht die ›Produktionssphäre‹, in der die gesellschaftliche Zusammenarbeit in Klassen aufgeteilt ist – einerseits die Klasse der Privateigentümer\*innen der Produktionsmittel sowie deren Agent\*innen und andererseits die Klasse derjenigen, die einzig und allein ihre Arbeitskraft besitzen und nur durch den Zugang zu den Produktionsmitteln überleben können. Die Arbeiter\*innen als freie Privatbesitzer\*innen ihrer Arbeitskraft treffen, scheinbar aus freiem Willen, auf Kapitalist\*innen in der Sphäre der Zirkulation, wo die Tauschverhältnisse der Äquivalenz voll und ganz auf die menschliche Arbeitskraft angewandt werden. Der Vertrag, der in scheinbarer Freiheit zwischen der arbeitenden und der kapitalistischen Klasse geschlossen wird, mystifiziert die tatsächliche Situation, nämlich dass die Arbeitenden, um ihre individuellen Existenzen zu erhalten, ihre Arbeitskraft an die Kapitalist\*innen, die das Eigentum an den Produktionsmitteln besitzen, verkaufen und einen Mehrwert für sie produzieren *müssen*. Und sie müssen dies nach den Regeln der kapitalistischen Produktionsverhältnisse tun.

Hinter diesem Verhältnis scheinbar freier und gleichberechtigter ›Privatparteien‹ auf dem Marktplatz verbirgt sich ein Verhältnis der gesellschaftlichen Ausbeutung. Diejenigen, die vom Lohn abhängig sind, unterliegen der Herrschaft des Kapitals und werden vom Kapital nicht als menschliche Subjekte angesehen, sondern nur als Mittel zur Schaffung von Mehrwert eingestellt oder entlassen. Dieser Widerspruch zwischen scheinbar freien Arbeitenden und ihrer tatsächlichen Unfreiheit bildet die Grundlage einer bürgerlichen Ideologie, die die ausbeuterischen interpersonalen Beziehungen einseitig als solche freier und gleichberechtigter ›Privatparteien‹ in der Sphäre der Zirkulation darstellt.

Der spezifische Charakter des Gesellschaftlichen in seiner bürgerlichen Form besteht also darin, dass es sich in der Form des Privaten darstellt. »Das Private läßt sich auffassen als eine selber spezifische gesellschaftliche Form der Negation des Gesellschaftlichen« (Haug 1977: 81). Damit ist

»die bürgerliche Gesellschaft in ihrer Bewegung und Entwicklung durch den Grundwiderspruch bestimmt [...], gesellschaftlicher Produktionsorganismus und zugleich anorganisch-atomistisches Chaos zu sein: gesellschaftliche Produktion unter der Herrschaft des Privateigentums [...] Ebenso gesetzmäßig wie diesen Grundwiderspruch entwickelt die kapitalistische Produktions-

weise die Bedingungen für den ›Widerspruch‹ auf dem spezifischen Niveau bewußten Handelns in Gestalt der Arbeiterklasse, ihrer Organisationen und Kämpfe. So produziert die kapitalistische Produktionsweise zugleich ihr ausgebeutetes menschliches Element [...] auf ständig wachsendem Vergesellschaftungsniveau als werdendes selbstbewußtes Element der höheren Gesellschaftsformation.« (Haug 1977: 82)

### 3.8 Die Herstellung von Bewusstsein

Die Widersprüche in der kapitalistischen Produktionsweise führen zu widersprüchlichen Formen des Bewusstseins als ›bewusstes Sein‹, das gleichzeitig vom Sein bestimmt wird und es bestimmt. Die Kategorie, die den Schlüssel zu einem wissenschaftlichen Verständnis des Bewusstseins liefert, das spontan bei bürgerlichen Wirtschaftsformationen entsteht, ist die Kategorie der ›objektiven Gedankenformen‹ (Marx 1867/1971: 90). Da die Individuen ihr Leben in bestimmten ökonomischen Formationen aktiv aushandeln müssen, lernen sie die objektiven Regeln für das Handeln innerhalb dieser Formationen. Ihr Bewusstsein ist weder autonom, noch sollte es als mehr denn das verstanden werden, was es tatsächlich ist, nämlich bewusst in einer bestimmten ökonomischen Formation zu handeln.

Unter dem Gesichtspunkt des Lebens und Handelns in diesen Formationen unterliegt das Denken *notwendigerweise* der Logik der jeweiligen Formation. Es muss also angepasst sein, wenn das Individuum erfolgreich in ihr tätig sein will. Diese Unterordnung des Bewusstseins ist also kein Ausgangspunkt, sondern ein Ergebnis. Durch sie stellt die ökonomische Formation die objektiven Formen des Denkens her. Da es auf diese Weise der unmittelbaren ökonomischen Praxis unterworfen ist, ist das Denken in dieser Form immer ›angemessen‹:

»Es ist vom Standpunkt alltäglicher Tauschpraxis nicht unangemessen, den Wert als etwas Dingliches oder als ein Verhältnis von Sachen aufzufassen, wird er doch in dieser Form tatsächlich gehandhabt. Falsch wird dieses formimmanent funktionale Bewußtsein, sofern es sich verallgemeinert zum vermeintlichen Bewußtsein *über* die Dinge und Zusammenhänge. Es bleibt umfaßt von den objektiven ökonomischen Formen und weiß nichts von dieser Umfassung, sondern reproduziert sie spontan-bewußtlos.

Die Erklärung des spontanen Alltagsbewusstseins in der bürgerlichen Gesellschaft als strukturiert durch solche objektiven Denkformen erklärt zugleich seine untergeordnete, in aller Form ›vereinnahmte‹ Richtigkeit wie seine gesetzmäßige Falschheit – daher der wichtige Marxsche Begriff des *notwendig falschen Bewußtseins*, an dem nicht, wie so oft der Fall, nur das *Falsche* betont werden sollte, sondern auch und in erster Linie die *Notwendigkeit*, die zunächst praktische Lebensnotwendigkeit für die Individuen ist« (vgl. Haug 1977: 83f.).

Die objektiven, widersprüchlichen Denkformen, die aus der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehen, manifestieren sich in der Lebenspraxis der Individuen als Denken *in* den scheinbar privaten Formen des gesellschaftlichen Lebens. Letztere werden blind im individuellen Bewusstsein reproduziert und dadurch ›naturalisiert‹ und erwecken den Anschein, charakteristisch für das menschliche Leben überhaupt zu sein. Sie manifestieren sich auch in der gesellschaftlichen Praxis, in der *über* diese Formen nachgedacht und damit die Möglichkeit geschaffen wird, über die Privatsphäre und die historische Form der Ausbeutung hinauszusehen. Diese alternativen Denkweisen spiegeln sich auch in der Wissenschaft wider, wo der Gegensatz zwischen dem Denken *in* und dem Denken *über* die privaten Formen der kapitalistischen Produktionsweise als Gegensatz zwischen bürgerlicher und kritischer Wissenschaft erscheint. Letztere hebt somit die alltägliche Praxis auf eine höhere Ebene des ›methodischen‹ Bewusstseins, das nach der Art von Kohärenz sucht, die in die Praxis zurückführen, sie verändern und erweitern kann.

### 3.9 Hin zu einer kritischen Wissenschaft

Die Wissenschaft in der bürgerlichen Gesellschaft ist unkritisch, wenn sie spontan die vorgeblich natürlichen Formen der bürgerlichen Existenz reproduziert. Aber sie kann sich nicht allein auf die Reproduktion beschränken. Es liegt in der Natur und der gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft, über die bloße Reproduktion hinauszugehen, d. h. gegen Barrieren anzugehen und sie zu überwinden. Die bürgerliche Wissenschaft muss dann, je nach der historischen Situation und dem Untersuchungsgegenstand, bestehende gesellschaftliche Grenzen erweitern. Aber wir müssen zwischen Barrieren oder Grenzen *in* der bürgerlichen Gesellschaft und denen *von* der bürgerlichen Gesellschaft unterscheiden. Letztere kann die Wissenschaft nicht verletzen, ohne sich in eine kritische Wissenschaft zu verwandeln (vgl. Haug 1977: 86f.). Die kritische Wissenschaft unterscheidet sich von der bürgerlichen Wissenschaft dadurch, dass sie nicht

»als ideeller Parallelvorgang zur privaten Aneignung« existieren kann, sie »ist nur möglich als Teil einer bewußteinsmäßig vorgeifenden umfassenden menschlichen Aneignung des historischen Produkts. Wissenschaftlich die Hervorbringungen in der Geschichte begreifen, drängt zu entsprechenden Hervorbringungen in der Geschichte. Warum das *Bewußtgemachte* bewusst *machen?*« (Haug 1977: 86)

Kritische Wissenschaft entsteht also aus einem bestimmten Entwicklungsstand der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Widersprüchen. Sie ist jedoch in ihrem Denken und ihrer Praxis nicht bürgerlichen Formen unterworfen: Sie nimmt diese gerade als Gegenstand ihres Denkens auf und geht in ihrer Praxis über die von ihnen gesetzten Grenzen hinaus.

Ausgehend von diesem Verständnis der Kritik der politischen Ökonomie können wir den allgemeinen Charakter der traditionellen Psychologie und Soziologie als bürgerlich genauer spezifizieren: Diese Wissenschaften zeichnen sich durch ihr Denken *in* den Formen bürgerlicher Privatbeziehungen aus. Ihre Möglichkeiten der realen Erkenntnis – so sehr es ihnen auch gelungen sein mag, Barrieren *in* der bürgerlichen Gesellschaft zu überwinden – finden ihre absolute und unüberwindbare Grenze in den Beziehungen der Privatsphäre, die die Barrieren *von* der bürgerlichen Gesellschaft sind und die diese Wissenschaften reproduzieren. Die Grenzen können für die bürgerliche Psychologie und Soziologie noch genauer definiert werden, insofern sie das menschliche Individuum als ihren Gegenstand betrachten:

»Das Forschungsobjekt ist Bürger derselben Welt und findet sich in derselben Grundsituation. [...] Auch das Forschungsobjekt ist zunächst den Formen unmittelbar unterworfen, die jedem Individuum von der Gesellschaft als sein ›Sozialraum‹ vorgegeben sind. Für das Forschungsobjekt des Psychologen, der ein anderes Subjekt zum Gegenstand hat, spitzt sich das Problem besonders zu. Derselben Formbestimmtheit unterworfen wie sein Gegenstandsobjekt, sieht er gleichsam unter der Formbestimmung durch. Dieses Unterworfensein seiner Sichtweise bleibt ihm notwendig unbewußt; um sich dessen bewußt zu werden, müßte er es durchbrechen. Gerade die ›Selbstverständlichkeit‹, mit der ihm die Dinge so erscheinen, ist Symptom des Unterworfenseins unter diese Formen.« (Haug 1977: 78)

Wegen ihrer blinden Reproduktion bürgerlicher Formen des Privatlebens kann die bürgerliche Psychologie und Soziologie, soweit sie sich mit menschlichen Individuen beschäftigt, nur einzelne Subjekte untersuchen, wie sie durch die bürgerlichen Formen, also als ›Private‹, bestimmt werden. Da sie sich der historischen Bestimmtheit der Privatformen durch die bürgerliche Gesellschaft nicht bewusst sind, setzen sie die ›Privatheit‹ notwendigerweise mit der menschlichen Existenzweise im Allgemeinen gleich.

Die verborgene Anthropologie des abstrakt-isolierten Individuums kann nun im Sinne der vorangegangenen Analyse als in der unbewussten gedanklichen Reproduktion der realen *Abstraktheit* und *Isolation* des Individuums *in* der bürgerlichen Gesellschaft begründet angesehen werden. Die Isolierung der Individuen aus den konkreten gesellschaftlichen und historischen Kontexten ihres Lebens wird hier als gedankliche Reproduktion ihrer ungesellschaftlich erscheinenden, sich selbst negierenden Gesellschaftlichkeit offenkundig, wie sie historisch durch bürgerliche Formen der Privatheit bestimmt ist. Damit wird deutlich, dass die begriffliche Trennung und äußerliche Gegenüberstellung von *dem* Individuum und *der* Gesellschaft in der bürgerlichen Psychologie und in verwandten Konzeptionen der bürgerlichen Soziologie tatsächlich der unbewusste theoretische Ausdruck der scheinhaften Trennung von privaten

und gesellschaftlichen Prozessen in der Realität der bürgerlichen Gesellschaft ist. Das Unvermögen der bürgerlichen Psychologie und Soziologie, mit dem Verhältnis von Subjektivität und Gesellschaftlichkeit der Individuen angemessen umzugehen, ist daher nur die wissenschaftliche Widerspiegelung der Tatsache, dass bürgerliche Privatindividuen ihren gesellschaftlichen Zusammenhang negieren und sich in der tatsächlichen Kontingenz und Turbulenz widerstreitender Interessen unabhängiger Privatproduzent\*innen befinden (vgl. Holzkamp 1979: 33f.).

### 3.10 Implikationen für die Psychologie

Spezifische Theorien in der Psychologie, denen es an einem angemessenen Wissen *über* Gesellschaft und Geschichte als solche fehlt, werden auch ihre eigene Einbettung in gesellschaftliche Denkweisen, insbesondere in die bürgerliche Ideologie, nicht erfassen. Es ist daher zu erwarten, dass psychologische Theorien nicht nur blind für ihren eigenen ideologischen Charakter sind, sondern auch die historischen Verhältnisse, aus denen sie selbst hervorgehen, aktiv reproduzieren. Unter diesen Umständen wäre es ein Fehler, den wesentlichen Irrtum dieser Theorien als ein Versagen bei der korrekten Darstellung der Realität zu sehen: Ihr Fehler besteht darin, die bürgerliche Realität, wie getreu sie auch immer dargestellt wird, als *die* Realität zu betrachten.

Daraus folgt, dass solche Theorien nicht als Grundlage für die Kritik an bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen dienen können. Wie die Kritische Psychologie es ausdrückt, werden sich ihre Kritiken immer auf Fragen *innerhalb* der bürgerlichen Gesellschaft beziehen; Fragen *über* diese Gesellschaft sind ihnen nicht möglich.<sup>26</sup> Der historische Materialismus liefert uns die Theorie *über* die bürgerliche Gesellschaft, die das Potenzial für die Entwicklung einer wirklich kritisch-psychologischen Theorie aufweist. Im nächsten Kapitel wenden wir uns nun spezifischen psychologischen Theorien zu.

<sup>26</sup> Nach Holzkamp (1979: 32) sei »gesellschaftliche Praxis als Denken ›über‹ diese Formen« gleichzeitig zu verstehen als »Handeln über die in ihrer historischen Form als Ausbeutungsverhältnisse erfaßten Privatverhältnisse hinaus«. »Denken über« ist daher nicht nur kontemplativ, sondern eine Voraussetzung für bewussten sozialen Wandel. Dies ist ein wesentlicher Widerspruch in der bürgerlichen Wissenschaft: Sie kann sich nicht ganz auf das Denken in bürgerlichen Formen beschränken, wenn sie ihren wissenschaftlichen Auftrag erfüllen soll. Sie wird daher immer in entgegengesetzte Richtungen gezogen und wird immer eine *potenzielle* Bedrohung für die ideologische Korrektheit darstellen.

#### 4. Psychologische Theorien im Einzelnen

Wenn wir mit unserer Kritik auf den Ebenen der Philosophie und Gesellschaftstheorie auf dem richtigen Weg sind, sollte die Kritik an bestimmten psychologischen Theorien nicht allzu kompliziert sein. Die Unzulänglichkeiten auf diesen beiden grundlegenden Ebenen haben Konsequenzen für die Sozialwissenschaften: (1) In Ermangelung eines angemessenen Verständnisses von Gesellschaft und Geschichte reproduzieren sie blind, aber notwendigerweise das tatsächlich isolierte Individuum in der bürgerlichen Gesellschaft als abstrakt-isoliertes Individuum in der einen oder anderen theoretischen Form; (2) sie sind schlichtweg außerstande, Subjektivität als Ausdruck des konkreten Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft zu begreifen. Vor diesem Hintergrund können wir kaum erwarten, dass diese Mängel (sozusagen auf wundersame Weise) auf der Ebene der Einzeltheorien behoben werden. Ganz im Gegenteil. Nachdem wir nun auf das theoretische Problem und seine Natur aufmerksam gemacht wurden, können wir erwarten, dass wir ihre Fehler deutlicher sehen werden.

Dieser Punkt kann hier nicht anhand eines Überblicks über das gesamte Spektrum der psychologischen Theorien veranschaulicht werden. Der Schwerpunkt wird auf zwei Mainstream-Positionen beschränkt – den Behaviorismus und die Kognitive Psychologie – sowie auf die Psychoanalyse, die zwar durch die akademische Psychologie an den Rand gedrängt wurde, aber dennoch wichtig bleibt. Diese drei Positionen repräsentieren ausreichend unterschiedliche Ansichten innerhalb des Spektrums, um zu veranschaulichen, wie sich das Problem durchzieht.

Es sollte zur Kenntnis genommen werden, dass es Psychologien gegeben hat, die weniger anfällig für unsere Kritik sind als die von uns gewählten (und tatsächlich werden wir bereits im Fall der Psychoanalyse auf eine interessante Ambivalenz stoßen). Ein Beispiel dafür ist die Völkerpsychologie von Wilhelm Wundt, die eine gewisse kritische Aufmerksamkeit erfahren hat (siehe z. B. Danziger 1983, 1990; Maiers 1988; Holzkamp 1991b: 86ff.). Ein anderes ist die Arbeit von Lewin vor seiner ›Amerikanisierung‹ (siehe z. B. de Rivera 1976; Strivers und Wheelan 1986; Danziger 1990: 173ff.; Holzkamp 1991a: 79). Diese Positionen sollen hier nicht untersucht werden, aber es ist sinnvoll zu erwähnen, dass ihre (aus unserer Sicht) etwas weniger problematische Natur nicht ohne Bezug zum Hintergrund des deutschen Idealismus ist, den sie mit dem Marxismus und der Kritischen Psychologie teilen.

Der letzte Teil dieses Kapitels ist einem methodischen Problem gewidmet, das den bürgerlichen psychologischen Theorien des Mainstreams gemeinsam ist und mit ihrer Unfähigkeit zusammenhängt, Subjektivität zu begreifen. Es handelt sich dabei um theoretische Unbestimmtheit, d. h. die Unfähigkeit, Unterschiede zwischen scheinbar konkurrierenden Einzeltheorien (z. B. zwischen Lerntheorie und psychoanalytischer Erklärung der Neurose) aufzulösen.

Wie wir sehen werden, muss dieses Problem gelöst werden, wenn wir das Menschenbild des abstrakt-isolierten Individuums durchbrechen wollen, und seine Lösung wird, wie die des Subjektivitätsproblems, aus Methoden entwickelt werden, die auf den Annahmen des historischen Materialismus beruhen.

#### 4.1 Behavioristisch-funktionalistische Psychologie

Es gibt gute historische Gründe für die Trennung von behavioristischen und funktionalistischen Theorien in der Psychologie. Zur Unterscheidung der beiden Positionen können wir auf den etwas unterschiedlichen geschichtlichen Werdegang sowie verschiedene Grade metaphysischer Toleranz und bestimmte spezifische Aussagen verweisen. Es gibt aber auch gute historische Gründe, sie einander zuzuordnen. Sicherlich hatten sich in den 1940er Jahren, wenn nicht schon früher, die tatsächlichen Unterschiede, die beispielsweise bei einem Vergleich von John Dewey und John Watson festgestellt werden konnten, in bloße Unterschiede in der Terminologie aufgelöst. Woodworths Beharren auf der S-O-R-Formel anstelle der eher trockenen S-R-Formel markierte keinen *wesentlichen* Unterschied zwischen den Positionen, ebenso wenig wie Woodworths größere Toleranz gegenüber teleologischer Sprache.

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war die bürgerliche amerikanische Psychologie, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg fast weltweit durchsetzen sollte, durch und durch behavioristisch, egal wie sie sich selbst bezeichnete. Dies wird nirgendwo deutlicher als in der universellen Anwendung von behavioristischen Methoden, die auf unabhängigen Variablen (Stimulusbedingungen), abhängigen Variablen (Verhaltensantworten) und der Zuverlässigkeit ihrer Verbindungen basieren, wie sie mit einer Vielzahl von statistischen Verfahren untersucht werden, die Variationen der Regressionsanalyse darstellen (Korrelationskoeffizient, t-Tests, Varianzanalysen, Regressionsanalysen usw.). Die Unterschiede zwischen den mittlerweile akademisch akzeptierten psychologischen Theorien drehten sich um Fragen, in welchem Maße z. B. welche Variablen Aufmerksamkeit verdienen, wie sie gemessen werden könnten und welche Sprache für die Diskussion der sich daraus ergebenden Korrelationen erlaubt sein sollte (z. B. hypothetische Konstrukte versus intervenierende Variablen).

Allein in diesen inzwischen vertrauten Methoden können wir leicht die ideologische Anthropologie des isolierten Individuums beobachten. Das Subjekt eines normalen Experiments wird (scheinbar) zufällig ausgewählt. Er oder sie wird in eine möglichst sterile Umgebung gebracht (die sogenannte »experimentelle Situation«). Vom Subjekt werden ein oder mehrere Messwerte ermittelt, woraufhin das Subjekt entlassen wird. Die Daten der einzelnen Subjekte, die bereits eine recht hohe Abstraktion darstellen, werden dann addiert, und es werden Durchschnittswerte, Mittelwerte oder Mediane berechnet. Der Test der Hypothese (nur die Nullhypothese wird wirklich getestet) wird durch den Vergleich von Unterschieden zwischen Gruppenmittelwerten (systematische

Varianz) und Unterschieden zwischen den Versuchspersonen (Fehlervarianz) durchgeführt. Wir bewegen uns also von der ersten Abstraktion hin zu noch feineren Abstraktionen. Die eigentliche Bewegung geht von der ganz konkreten Ebene eines tatsächlichen menschlichen Lebens zu einer Abstraktionsebene, auf der keine konkrete individuelle Existenz mehr erkennbar ist. Es ist keine unangemessene Behauptung, dass unsere Methoden das Individuum zunächst isolieren und dann bis zur Unkenntlichkeit abstrahieren. Wie bereits erwähnt, verbessert die Sozialpsychologie das Bild nicht. Die Verwendung einer anderen Person oder die Interaktion mit einer Gruppe als unabhängiger Variable stellt keine Anerkennung oder Berücksichtigung des gesellschaftlichen Charakters des Individuums dar.

Mit dem Bild des psychologischen Standardexperiments vor Augen wird ein weiteres wichtiges Merkmal deutlich. Dies ist der Ausschluss der Subjektivität. Wie viele Versuchspersonen wurden nicht zugelassen und wie viele Experimente wurden verfälscht, weil sie durch die Versuchsperson ›falsch‹ verstanden wurden oder diese sich gegen die experimentelle Aufgabe gewehrt hat? Experimentelle Kontrollen dienen dazu, die Passivität der Versuchspersonen zu erhöhen und ihre Eigenheiten zu verringern. Gerade die Subjektivität des einzelnen Subjekts wird als sachfremd betrachtet und muss durch ›Konstanthaltung‹ kontrolliert werden. Aber wie steht es mit ›Nachbesprechungen‹ und anderen Gesprächsformen, die nach dem Experiment mit Versuchspersonen im Hinblick auf ihre Erfahrungen mit der Aufgabe durchgeführt werden? Diese sorgen kaum für eine grundlegende Anerkennung der zentralen Bedeutung der menschlichen Subjektivität. Sie werden meist einfach nur verwendet, um der Versuchsleitung zu bestätigen, dass die experimentellen Kontrollen wirksam waren.

Die experimentelle Methode wird uns später noch mehr beschäftigen. Einige Dinge sind schon jetzt klar: (1) Die oben beschriebene Methode (oder eine Variante davon) wird in der akademischen Psychologie nahezu universell angewandt; (2) es ist eine Methode, die direkt aus dem behavioristischen Verständnis des psychologischen Gegenstandes als Korrelation von Input- und Output-Variablen folgt (das Subjekt als ›Umschaltstelle‹); (3) es ist eine Methode, die auf die Isolierung des einzelnen Subjekts von seiner konkreten Lebenssituation abzielt; (4) sie schließt das subjektive Element als Störfaktor ausdrücklich aus.

Diese Einschätzung ist natürlich nicht besonders neu. Es hat in der Geschichte der funktionalistisch-behavioristischen experimentellen Psychologie wahrscheinlich nie eine Zeit gegeben, in der nicht jemand das Problem erkannt und sich bemüht hat, es zu korrigieren. Der Aufstieg der ›dritten Kraft‹ in den 1960er Jahren, bestehend aus humanistischen, existenziellen und phänomenologischen Psychologien, war nur ein dramatisches Aufbegehren gegen diese im Wesentlichen antihumanen Methoden und das abstrakte Wissen, das sie hervorbringen. Mit der vorliegenden Untersuchung soll das

Problem nicht einfach nur konstatiert, sondern erklärt werden, warum die ›Sozial-Wissenschaften sowohl in ihren Theorien als auch in ihren Methoden die tatsächliche Isolierung und Abstraktion des Individuums in den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft notwendig reproduzieren. Dies erlaubt uns, Kritik nicht nur als Zurückweisung eines falschen Ansatzes zu formulieren, sondern sie positiv zu wenden und den Grundstein für eine angemessenere Psychologie zu legen, die zur Selbstermächtigung des Subjekts beiträgt.

B. F. Skinner stellt hier so etwas wie ein Paradoxon dar. Man kann ihn zwar zu Recht als die zentrale Gestalt des behavioristischen Denkens in der Psychologie des 20. Jahrhunderts bezeichnen, aber er ist auch ein Kritiker eines großen Teils des traditionellen psychologischen Denkens und insbesondere der traditionellen statistischen Methode. Seine Kritik an der Standardmethode und sein Eintreten für die individuelle Analyse scheint ein Korrektiv für die von uns kritisierten abstrahierenden, isolierenden Effekte darstellen zu können. Diese Hoffnungen werden jedoch bald enttäuscht durch die Erkenntnis, dass sein Argument nicht die (durch Standardmethoden erzeugte) Isolierung oder Abstraktion des Subjekts betrifft, sondern dessen mangelnde Kontrolle. Wie Skinner es in seinem Buch von 1953 formulierte:

»[Unsere] Kritik richtet sich auf die Verwendung von Statistiken in einer Verhaltenswissenschaft. Eine Vorhersage über das *durchschnittliche* Verhalten eines Individuums ist, im Umgang mit einem bestimmten Individuum [...], oft von geringem oder gar keinem Wert. In Bezug auf das Individuum ist eine Wissenschaft im Allgemeinen nur insofern hilfreich, als sich ihre Gesetze auf Individuen [...] beziehen. [Eine] Wissenschaft kann sich auch mit dem Verhalten des Individuums befassen, und ihr Erfolg dabei muss eher anhand ihrer Leistungen als von a priori erhobenen Behauptungen bewertet werden.« (Skinner 1953: 19; eigene Übers.)

Aus diesem Zitat ist klar ersichtlich, dass Skinner das Verhalten von Individuen vorhersagen möchte, um mit ihnen ›umzugehen‹. Was versteht er unter dem ›Umgang‹ mit ihnen? Beim weiteren Lesen wird deutlich, dass es darum geht, »Verhalten zu formen und aufrechtzuerhalten« (1953: 91ff.). Aber können wir als Individuen das nicht für uns selbst tun? Das mag *so erscheinen*, aber letztlich »ist die Gesellschaft für den größeren Teil des selbstkontrollierten Verhaltens verantwortlich. Wenn dies richtig ist, bleibt nur wenig Entscheidungskompetenz beim Einzelnen« (1953: 240). Im weiteren Verlauf erfahren wir, dass Skinner mit ›Gesellschaft‹ offenbar andere Menschen im Allgemeinen, andere Menschen im Besonderen oder bestimmte Gruppen anderer Menschen meint.

Nichts in Skinners Psychologie deutet darauf hin, dass er sich merklich von Watsons Zielbestimmung der Psychologie entfernt hat, nämlich der Vorhersage und Kontrolle individuellen Verhaltens. Die meisten Untersuchungen,

die sich auf Skinners Schriften berufen, bestätigen dies. Die bahnbrechende Anwendung von Techniken zur Verhaltensänderung, welche bei schizophrenen Menschen in einem Krankenhaus in Saskatchewan durch Ayllon und Azrin (1963, 1964) durchgeführt wurden, erwies sich als sehr effektiv im ›Umgang‹ mit den Erkrankten. Sie linderte zwar nicht deren Beschwerden, aber sie ›verbesserte ihr Leben‹, indem sie die Konflikte zwischen ihnen und dem Krankenhauspersonal verringerte. Kurz gesagt, im Rahmen der Verhaltensmodifikation wird mit Subjekten so ›umgegangen‹, dass sie den Anforderungen der bestehenden Autoritätsverhältnisse angepasst werden.

Einige ›liberalere‹ Verfahren der Verhaltensmodifikation betonen den Gebrauch von Verhaltenstechniken durch die Menschen selbst. Dies hat den Anschein, als würde mehr Kontrolle in die Hände konkreter Personen gelegt werden. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass der Gebrauch dieser Techniken die Menschen lediglich in die Herstellung und Aufrechterhaltung ihrer eigenen Konformität mit den bestehenden Verhältnissen einbindet.

Eine Lektüre von *Walden Two* (Skinner 1948) macht all dies hinreichend deutlich, aber es geht doch nichts über eine kleine Erfahrung aus erster Hand. Als graduerter Student nahm ich Ende der 1950er Jahre an einer Führung durch das Verhaltenslabor einer großen Einrichtung für Menschen mit Lernschwierigkeiten teil. Der dortige Chefwissenschaftler hatte sich in seinem skinnerianisch-behavioristischen Kollegium einen beträchtlichen Ruf hinsichtlich der Arbeit an Verstärkungsplänen erworben. Schon damals, in der Unschuld meiner Jugend, war ich erschrocken, als ich sah, dass das Laboratorium aus einer Reihe kleiner, absolut kahler Räume bestand, d. h. kahl bis auf eine Hebelvorrichtung an einer Wand sowie einen kleinen Behälter in der Nähe, der für die Entgegennahme einer Verstärkung in Form von Süßigkeiten gedacht war (die Art von mit Zucker überzogener Schokolade, die ›in der Hand nicht schmilzt‹). Der Assistent war ausgesprochen stolz auf die Hebel, für die er Auswringhebel der vom Hausmeisterpersonal ausgemusterten Wischmopps (genial) umgestaltet hatte. Das Einzige, was diese Räume – außer der Größe – von den bekannteren Boxen für Ratten und Tauben unterschied, war ein einzelner kleiner Stuhl, auf dem das Subjekt saß. Es liegt auf der Hand, dass das Hauptmerkmal der Ergebnisse von Kindern mit Lernschwierigkeiten ihre Ähnlichkeit mit denen von Tauben und Ratten war.

Skinner selbst zeigte bei mehr als einer Gelegenheit großen Stolz auf diese Art von Allgemeingültigkeit, trotz seiner erklärten Sorge um das Individuum. Ein bekanntes Beispiel dafür findet sich in einem Artikel von 1956, in dem er der Leser\*innenschaft drei kumulative Lernkurven, nebeneinanderliegend und unbeschriftet, vorlegt. In dem Text schreibt er: »Eine von ihnen stammt von einer Taube [...], eine von einer Ratte [...], und eine von einem Affen [...] Taube, Ratte, Affe, welche gehört wozu? Es spielt keine Rolle«. Solange man in der Lage ist, mit dem Organismus ›umzugehen‹, scheint es nicht so wichtig zu sein, um welche Art von Organismus es sich handelt. Wie

wird eine so vortreffliche Allgemeinheit erreicht? Es gibt nur eine Antwort darauf: durch Isolation und Abstraktion des Subjekts. Ist dies die Art von Wissen (abstraktes Wissen), die Art von Allgemeingültigkeit (abstrakte Allgemeingültigkeit), die z. B. einzelnen Subjekten eine größere Verfügung über die Bedingungen ihres eigenen Lebens ermöglicht? Unwahrscheinlich! Wenn dadurch jemand ermächtigt wird, dann die Personen, die mit den Subjekten ›umgehen‹, sie ›behandeln‹, sowie diejenigen, in deren Interesse der ›Umgang‹ bzw. die ›Behandlung‹ erfolgt.

Es ist bemerkenswert, dass Skinner die Frage der Subjektivität nicht einfach nur ignoriert, sondern ›theoretisierend‹ aus dem Weg geräumt hat. Dies tat er in genau der Form, die in der historisch-materialistischen Analyse des letzten Kapitels identifiziert wurde, nämlich in Form der Privatheit. In seinem Buch von 1953 widmete er ein ganzes Kapitel dem Thema ›Private Vorgänge in einer Naturwissenschaft‹. Er begann das Kapitel wie folgt:

»Wenn wir sagen, dass das Verhalten eine Funktion der Umwelt ist, dann bedeutet der Begriff ›Umwelt‹ vermutlich jeder Vorgang im Universum, der den Organismus beeinflussen kann. Aber ein Teil des Universums ist in der eigenen Haut [...] des Organismus eingeschlossen. Ein privater Vorgang kann sich durch seine begrenzte Zugänglichkeit auszeichnen, nicht aber, soweit wir wissen, durch eine besondere Struktur oder Charakteristik.« (Skinner 1953: 257; eigene Übers.)

Skinner entwickelt dann eine Theorie privater (d. h. innerer) Vorgänge, in der er ihre grundsätzliche Ähnlichkeit mit öffentlichen Vorgängen behauptet. Das bedeutet für ihn, dass beide Arten von Vorgängen durch Stimuli und konditionierte Verhaltensreaktionen vollständig verständlich sind. Der einzige Unterschied, wie er erwähnt, ist die Zugänglichkeit. Dies schafft eine Reihe interessanter Probleme. Wenn das Kind zum Beispiel einen Herd als heiß identifiziert, kann die Reaktion von erfahrenen Erwachsenen bestätigt und entsprechend verstärkt werden. Wenn das Kind einen privaten, inneren Vorgang wie z. B. Zahnschmerzen feststellt, ist der Erwachsene weniger in der Lage, dieses Urteil zu bestätigen oder zu widerlegen. Das Ergebnis ist, dass wir als Privatpersonen in unseren öffentlichen Reaktionen sicherer (verlässlicher) werden als in unseren privaten Reaktionen.

Das daraus resultierende Problem hinsichtlich unserer privaten Vorgänge und Reaktionen führt zu einem weiteren theoretisch-methodischen Ergebnis. Es hat mit der Frage zu tun, welche Rolle private Vorgänge in unserem öffentlichen Leben spielen. Die traditionelle Sichtweise, so Skinner, besteht darin, dass wir auf der Grundlage eines Gefühls oder einer Idee, d. h. eines privaten (inneren) Vorgangs, handeln. Dabei gibt es zwei Probleme. Erstens ist der private Vorgang weder verlässlich noch den Beobachtenden (die mit den Betroffenen ›umgehen‹) zugänglich, weswegen er eine schlechte Grundlage für die Verhaltensvorhersage und -kontrolle bildet. Zweitens ist

er, unabhängig von der Verlässlichkeit des potenziell beschreibbaren privaten Ereignisses,

»bestenfalls ein Glied in einer Kausalkette, und meistens ist er nicht einmal das. Wir mögen denken, bevor wir handeln, in dem Sinne, dass wir uns im Verborgenen verhalten, bevor wir uns offen verhalten, aber unser Handeln ist kein ›Ausdruck‹ der verborgenen Reaktion oder der Folge davon. Beide sind den gleichen [externen, öffentlichen] Variablen zuzuordnen.« (Skinner 1953: 279; eigene Übers.)

Hinsichtlich Verhaltensvorhersage und -kontrolle folgt daraus, dass der private (innere) Vorgang überflüssig ist und ignoriert werden kann. Der einzige zuverlässige Prädiktor ist der öffentliche Reiz. Subjektivität ist also eine unvollkommene und unnötige Wiederholung oder Fortsetzung von äußeren Ereignissen. Warum unnötig? Warum unvollkommen? Weil sie privat ist! Eine recht elegante Entsorgung einer potenziell ärgerlichen Angelegenheit.

Es ist beeindruckend, dass Skinner eine Theorie der Gesellschaft zu haben *scheint*, aus der er Subjektivität *abzuleiten scheint*. Es bedarf jedoch keiner sehr genauen Untersuchung, um zu erkennen, dass Gesellschaft in seiner Theorie nichts anderes ist als eine ahistorische Verkettung isolierter Individuen, gefasst als private Einheiten, die äußerlich miteinander verbunden sind, und in der der Idealzustand ein schlichtweg reibungsloser ist. Skinner begann praktisch mit einer abstrahierten und isolierten Vorstellung vom Individuum, schuf daraus seine Theorie der ›Gesellschaft‹ und injizierte diese dann wieder in das Individuum. Im Ergebnis sind sowohl die Theorie als auch die Ableitungen nichts als Schein, bloße Oberflächenerscheinungen der wirklichen Gesellschaftstheorie und des deduktiven Verfahrens, um das es uns geht.

Die Kritische Psychologie hat eine Kritik des Behaviorismus ausgearbeitet, die viel zu detailliert ist, um sie hier zu berücksichtigen. Vieles davon ist in Holzkamps Buch über *Lernen* (1993) zusammengefasst. Die Kritik geht auf die erste Ausgabe des *Forum Kritische Psychologie* aus dem Jahr 1975 zurück (*Kritische Psychologie I*), die einer Diskussion über Verhaltenstherapie gewidmet war. Eva Jaeggi (1975) bot eine apologetische Verteidigung der Verhaltenstherapie an, im Wesentlichen aus Gründen der Nützlichkeit. Irma Gleiss äußerte eine Kritik in der von uns bereits formulierten Art:

»Das abhängige und passive Element dieser Beziehung ist das Individuum. Die Gesellschaft dagegen ist das aktive, bewegende, vom Individuum unabhängige Element. Dementsprechend erscheint sie als Summe äußerer Reizgegebenheiten, die zwar Kontingenzen für das Verhalten der Menschen darstellen, ihnen selbst jedoch äußerlich bleiben.« (Gleiss 1975: 444)

Wolfgang Maiers (1975) formulierte eine noch ausführlichere Kritik an der Verhaltenstherapie und betonte ihre ahistorische und nicht-gesellschaftliche Grundlage.

## 4.2 Kognitive Psychologie

Hätte die sogenannte ›kognitive Wende‹ der späten 1960er Jahre eine echte Alternative zur vorher dominierenden behavioristisch-funktionalistischen Psychologie geboten, wäre hier eine gesonderte Kritik daran erforderlich. Tatsächlich bot sie aber keine solche Alternative an, wodurch sich unsere Aufgabe hier darauf reduziert, zu zeigen, dass es wirklich der gleiche alte Wein in neuen Schläuchen ist (auch die Schläuche sind manchmal gleich, nur wurden die Etiketten geändert). Der vielleicht unmittelbarste und offensichtlichste Hinweis darauf besteht in der Tatsache, dass die Kognitionspsychologie weiterhin das Variablenmodell verwendet, das für die behavioristisch-funktionalistische Psychologie charakteristisch ist, ohne dass es über seine weitere Verfeinerung hinaus wesentliche Änderungen gibt. Dies ist wichtig, weil das Variablenmodell für Methode und Theorie logisch und notwendigerweise mit der Anthropologie des abstrakt-isolierten Individuums verknüpft ist. Individuen werden abstrahiert, indem sie als bloße Schaltkästen für Messgrößen dargestellt werden – oder schlimmer noch, indem sie auf eine bloße Ansammlung solcher Variablen reduziert werden. Sie sind isoliert, weil dieses Modell es versäumt, das Verhältnis zwischen den Individuen und ihren gesellschaftlichen, historischen Kontexten anders zu behandeln als jede andere Sammlung von Variablen. Wie aus unseren bisherigen Darlegungen bereits deutlich geworden sein sollte, ist das Variablenmodell das eigentliche Vehikel, mit dem diese Anthropologie fortgeführt und aufrechterhalten wird.

Die Theorien der Kognitiven Psychologie sind auch aufschlussreich. Was wir vorfinden, ist schlicht das variabilisierte behavioristisch-funktionalistische Input-Output-Modell, das in ausgefilterte hypothetische Konstrukte gekleidet ist, als es die eher zurückhaltende positivistische Psychologie traditionell zulässt.<sup>27</sup> Anstelle der eher dünnen Zwischenvariablen wie ›Antrieb‹, ›Verstärkungsgradienten‹, ›Habit-Familien-Hierarchien‹ und ›antizipierte Zielantworten‹ finden wir jetzt komplex verschönerte Metaphern wie ›Informationsverarbeitung‹ und ›Satzanalyse-Maschinerie‹. Die primitiveren Maschinen und ›Spültoiletten‹-Hydrauliksysteme der behavioristisch-funktionalistischen Psychologie wurden durch den Computer ersetzt. Das Individuum ist jedoch noch immer abstrakt und isoliert.

Die Bemühungen im Zusammenhang mit der sozialen Kognition, die uns theoretische Konzepte wie ›Einstellung‹, ›Attribution‹ und ›Impression

<sup>27</sup> Es besteht ein unbestreitbarer Zusammenhang zwischen der Zuwendung der Mainstream-Psychologie zum Variablenmodell (vgl. Anm. 25) und ihrem Positivismus. Es ist jedoch zu beachten, dass ein Bekenntnis zu einer positivistischen Weltanschauung nicht gleichzeitig eine Festlegung auf das Variablenmodell bedeutet. Die Psychologien von Oswald Külpe und Edward Titchener haben sich direkt von den positivistischen Lehren von Ernst Mach (Danziger 1979) inspirieren lassen, ohne jedoch das Variablenmodell zu übernehmen. Der Aspekt des Positivismus, der sich zum Variablenmodell entwickelte, war seine Betonung der Quantifizierung und Messung (siehe dazu Danziger 1990).

Management« lieferten, haben die Situation nicht verbessert (vgl. Gleitman 1991).<sup>28</sup> Es überrascht uns daher nicht, wenn wir in einer von einem Kognitionspsychologen verfassten Kritik an der Kognitionspsychologie lesen, dass sie uns entgegen der oft geäußerten Behauptung nicht vor den ›positivistischen Exzessen des Behaviorismus« gerettet hat, sondern viele davon in ihre eigene Tätigkeit übernahm:

»Wenn die positivistische Konzeption der Wissenschaft viele der Feinheiten der kollektiven epistemischen Praxis in wissenschaftlichen Gemeinschaften nicht erfasst, wie inzwischen allgemein anerkannt wird, dann muss der Kognitivismus auch als Ansatz für die individuelle menschliche Erkenntnis scheitern, und zwar aus denselben Gründen.« (Smythe 1991: 103; eigene Übers.).

Die Kognitionspsychologie hatte zu Subjektivität, wenn überhaupt, nur wenig zu sagen. Die Verwendung des Worts ›Bewusstsein« hat allerdings zugenommen. Wenn wir mit unserer Einschätzung bis hierher richtig liegen, sollten wir jedoch nicht erwarten, dass die Kognitive Psychologie uns in unserem Verständnis davon sehr weit gebracht hat. Dies scheint eine umfassende Untersuchung zum Stand der nordamerikanischen Psychologie von Ernest Hilgard zu bestätigen:

»Im letzten Viertel des [20.] Jahrhunderts standen [aufgrund der ›kognitiven Wende«] die Türen für die Erforschung des Bewusstseins in all seinen Erscheinungsformen wieder offen, aber es gab keine fest etablierten Konzepte, zu denen man zurückkehren konnte, und eine voll befriedigende Modernisierung der wissenschaftlichen Ansätze zum Bewusstsein blieb noch unerreicht.« (Hilgard 1987: 315; eigene Übers.)

Eines der auffallenden Merkmale der Kognitiven Psychologie ist das Ausmaß, in dem sie eine experimentelle Tradition wiederbelebt hat, die in Wundts Laboratorium für Experimentalpsychologie in Leipzig große Bedeutung hatte, die aber im zweiten oder dritten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts praktisch ausgestorben war. Ich spreche hier von dem, was man damals ›mentale Chronometrie« nannte. Die Technik wurde erstmals 1868 von dem niederländischen Physiologen Franciscus Donders entwickelt, basierend auf Helmholtz' Experimenten zur Geschwindigkeit der Nervenleitung (vgl. Boring 1950: 148f.). Sie begann mit Messungen der Reaktionszeit. Donders kam auf die Idee, den Untersuchungsplan so zu verkomplizieren, dass die Versuchspersonen mehr

28 Dass der Bereich der sozialen Kognition vielleicht nicht ganz so trostlos ist wie hier dargestellt, zeigt zumindest eine Sammlung von Arbeiten, die unter diesem Titel veröffentlicht wurde (Damon 1978). Die Arbeit von Jean Lave (1988) über die ›Sozialanthropologie der Kognition« kann als ein weiterer Lichtblick in der Dunkelheit angeführt werden. Ich nehme an, ein Großteil dieser Autor\*innen würde jedoch zustimmen, dass ihr Denken noch immer peripher zum Mainstream gehört, ihre Kritik am Mainstream aber viel mit jener der Kritischen Psychologie gemeinsam hat.

Arbeit zu leisten hatten. Zum Beispiel wurden sie nicht aufgefordert, einen einzigen Knopf zu drücken, wenn ein Licht aufleuchtete, sondern sie wurden gebeten, den Knopf ›a‹ zu drücken, wenn das Licht ›A‹ aufleuchtete, und den Knopf ›b‹, wenn das Licht ›B‹ aufleuchtete. Donders nannte dies ›Auswahl‹ im Gegensatz zu einer ›einfachen Reaktion‹. Im Allgemeinen dauerte dies etwas länger, sodass die Gesamtzeit subtraktiv in eine einfache Reaktionskomponente und eine Wahlkomponente zerlegt werden konnte. Daraus ergab sich, was Donders als ›mentale Konstanten‹ für jede der entsprechenden mentalen Funktionen ansah. Wundt entwickelte weitere Komplikationen, die mit einer langen Liste vermuteter psychischer Funktionen wie Diskriminierung, Wahrnehmung, Assoziation und Urteilsvermögen korrespondierten.

Die Ergebnisse der Jahrzehnte, welche der ›mentalischen Chronometrie‹ gewidmet waren, wurden von Heidebreder sorgfältig zusammengefasst:

»Die Idee war attraktiv und vielversprechend, da mit ihr jene erfreuliche Vereinfachung einherging, die sich aus der Reduzierung von komplexem Material auf feste, identifizierbare, quantitative Einheiten ergibt. Aber die anschließende Analyse der einfachen und komplexen Reaktionen ergab wenig oder keine Hinweise auf psychologische ›Konstanten‹.« (Heidebreder 1933: 89; eigene Übers.)

Bezeichnenderweise bestand Wundt selbst darauf, dass diese Form der experimentellen Praxis in der Psychologie niemals ein theoretisches Verständnis der ›höheren psychischen Prozesse‹ hervorbringen könne. Dazu bedürfe es einer eher deskriptiven Kultur- und Geschichtswissenschaft, einer *Völkerpsychologie*.

Was bis 1930 keine Rolle mehr spielte, war von der Kognitiven Psychologie schwungvoll wiederbelebt worden. Häufig wurden in Experimenten vermutete kognitive Funktionen als abhängige Variablen wieder einmal in einer Form von Reaktionszeit erfasst. Ein bekanntes Beispiel dafür ist ein Experiment von Shepard und Metzler (1971), bei welchem Versuchspersonen zweidimensionale Zeichnungen von zwei dreidimensionalen Objekten gezeigt wurden. Die Aufgabe des Subjekts war es, zu beurteilen, ob die beiden Objekte identisch waren oder nicht. Wo die Objekte tatsächlich identisch waren, wurden sie in unterschiedlichen Graden der Rotation dargestellt. Erfolgreiche Versuchspersonen berichteten, dass sie die erforderliche Abgleichung durch mentale Drehung einer der Figuren durchgeführt hätten, um zu sehen, ob sie mit der anderen kongruent war. Die Reaktionszeit wurde ebenfalls gemessen und korrelierte mit dem tatsächlichen Grad der Drehung der Bilder, d. h., die Beurteilung dauerte bei um 160 Grad gedrehten Figuren doppelt so lange wie bei nur um 80 Grad gedrehten Figuren. Diese Reaktionszeiten wurden als Bestätigung der introspektiven Berichte gewertet.

Dies ist ein zweifellos interessantes Experiment. Es ist genial konzipiert, und die Ergebnisse sind faszinierend. Es liefert auch einige offensichtlich wichtige Informationen über die Kognition, nämlich dass der Verstand oder das

Gehirn eine andere Art von räumlicher Verarbeitungskapazität hat als jener Bereich, der verbal kodierte Bedeutungen verarbeitet. Ergebnisse wie diese sagen jedoch so gut wie nichts über Subjektivität aus und erst recht nichts über Subjektivität im Zusammenhang mit Geschichte und Gesellschaft. Mit etwas mehr Einfallsreichtum hätte das Experiment eigentlich auch an Ratten oder Tauben durchgeführt werden können, die ebenfalls ziemlich gut in der Lage sein müssten, die für sie wichtigen Objekte aus verschiedenen Winkeln, d. h. in verschiedenen Rotationen, zu erkennen.

### 4.3 Psychoanalyse

Vom Standpunkt unserer Kritik aus betrachtet ist die Psychoanalyse eine sehr komplexe Angelegenheit. Sie stellt sich selbst (mittels des Unbewussten) als eine explizite Theorie des Bewusstseins und der Subjektivität dar. Für diejenigen, die sich für diese Themen interessieren, hat sie die Vorstellungskraft in einer Weise beflügelt und wird dies auch weiterhin tun, die sie deutlich von den vorherrschenden behavioristisch-funktionalistisch-kognitivistischen Psychologien unterscheidet. Die überwiegende akademische Reaktion auf die Psychoanalyse war durchweg feindselig und Behauptungen wurden laut, denen zufolge sie nicht wirklich wissenschaftlich sei und nur diejenigen anziehe, die für ihre literarischen oder mystischen Qualitäten empfänglich seien. Dieses Argument ist angesichts der historischen Realität nur schwer aufrechtzuerhalten. Die Psychoanalyse hat ihren Ursprung in der wissenschaftlichen Physiologie des 19. Jahrhunderts. Sie liefert Hypothesen, die bestätigt werden können, d. h., sie ist überprüfbar (siehe Flanagan 1984: 74ff.), und sie weist darüber hinaus eine der besten Erfolgsbilanzen aller existierenden Psychotherapien auf. Für die Behavioristen John Dollard und Neal Miller war die Psychoanalyse wissenschaftlich genug, ihr ein ganzes Buch (1950) zu widmen, um sie anderen behavioristisch orientierten Personen zugänglich zu machen – natürlich zu ihren Bedingungen.

Der wissenschaftliche Charakter der Psychoanalyse soll hier nicht infrage gestellt werden. Stattdessen wird unsere Diskussion zwei Ziele haben: (1) zu zeigen, wie die Psychoanalyse trotz ihrer anderen möglichen Tugenden immer noch die verborgene Anthropologie reproduziert, von der wir bereits gesprochen haben – d. h., sie ist eine bürgerliche Psychologie und keine kritische – weswegen ihre Theorie der Subjektivität von schwerwiegenden Verzerrungen geprägt ist; und (2) zu zeigen, dass sie dennoch als Wissenschaft in einer Weise beispielhaft ist, an der sich eine Kritische Psychologie orientieren sollte, wenn sie erfolgreich sein will.

Wir können direkt zum Kern unserer Kritik vordringen, indem wir uns mit Freuds *Das Unbehagen in der Kultur* (1930/1975) beschäftigen. In diesem Werk wurden Freuds Ideen über das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft am deutlichsten dargelegt. Seine Schrift *Die Zukunft einer Illusion*

(1927/1973) über das Wesen der Religion hatte eine freundliche Antwort von Romain Rolland hervorgerufen, der sein Bedauern darüber zum Ausdruck brachte, dass Freud noch immer nicht wirklich zum Kern der Sache, nämlich zur Quelle des religiösen Gefühls vorgedrungen war. Rolland machte dazu seinen eigenen Vorschlag, den Freud prompt ablehnte und sich sofort in seine eigenen Spekulationen in dieser Angelegenheit stürzte.

Kurz gesagt lautete Freuds Schilderung: Religion existiert als Trost für menschliches Elend und Leiden. Was ist die Quelle dieses Leidens? Es ist die Zivilisation selbst: »[...] einen großen Teil der Schuld an unserem Elend trage unsere sogenannte Kultur; wir wären viel glücklicher, wenn wir sie aufgeben und in primitive Verhältnisse zurückfinden würden« (Freud 1930/1975: 23; orig. 1930: 445). Tatsächlich beginnt Freuds Analyse mit dem Individuum, das seiner Ansicht nach biologisch mit zwei gegensätzlichen Instinkten, dem Eros und dem Todestrieb, ausgestattet ist. Das Individuum wird in die Gemeinschaft mit anderen getrieben, um die aus dem Eros resultierenden sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen und sich vor der Selbsterstörung zu schützen, wobei Letzteres durch die Umleitung von Aggressionen auf andere erreicht wird. Die »Evolution der Zivilisation« ist nach Freud nichts anderes als der »Kampf zwischen Eros und Tod, Lebenstrieb und Destruktionstrieb [...], wie er sich an der Menschenart vollzieht« (1930/1975: 59; orig. 1930: 481). Gegen Ende des Buches wird der Punkt weiter ausgearbeitet:

»So haben auch die beiden Strebungen, die nach individuellem Glück und die nach menschlichem Anschluß, bei jedem Individuum miteinander zu kämpfen, so müssen die beiden Prozesse der individuellen und der Kultur-entwicklung einander feindlich begegnen und sich gegenseitig den Boden bestreiten. Aber dieser Kampf zwischen Individuum und Gesellschaft ist nicht ein Abkömmling des wahrscheinlich unversöhnlichen Gegensatzes der Urtriebe, Eros und Tod, er bedeutet einen Zwist im Haushalt der Libido, vergleichbar dem Streit um die Aufteilung der Libido zwischen dem Ich und den Objekten, und er läßt einen endlichen Ausgleich zu beim Individuum, wie hoffentlich auch in der Zukunft der Kultur, mag er gegenwärtig das Leben des Einzelnen noch so sehr beschweren.« (Freud 1930/1975: 78; orig. 1930: 502)

Dies ist vielleicht die optimistischste Sichtweise, die im gesamten Buch zum Ausdruck kommt, aber sie offenbart auch die Natur von Freuds Analyse. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von der Auffassung Skinners. Sie beginnt mit einigen Annahmen über die Natur der individuellen Psyche und erstellt aus diesen Annahmen eine Theorie der Gesellschaft, die sie dann wieder in das Individuum einführt. Es ist ein reicherer und interessanterer Ansatz als der von Skinner, aber er hat den gleichen Charakter. Das Endergebnis ist ein Bild des von der Gesellschaft abstrahierten Individuums, das grundlegend isoliert und schließlich im Wesentlichen gezwungen ist, äußerliche Beziehungen zu anderen herzustellen; eine Reproduktion des Hobbes'schen »Krieges aller

gegen alle«, der in Freuds Darstellung als expliziter ›Krieg eines jeden gegen die Gesellschaft‹ erscheint (Skinner ist etwas optimistischer hinsichtlich der möglichen Verringerung der Reibung). Damit wird die verborgene Anthropologie des bürgerlichen Denkens wieder offensichtlich.

Freud selbst macht den Zusammenhang zwischen diesen Ideen und der bürgerlichen Form der gesellschaftlichen Existenz deutlich. Er wendet sich ausdrücklich gegen den sozialistischen Vorschlag, das Privateigentum an den Produktionsmitteln abzuschaffen. Natürlich tut er dies nicht aus politischen, sondern aus angeblich wissenschaftlich-psychologischen Gründen:

»[S]eine [Sozialismus/Kommunismus] psychologische Voraussetzung vermag ich als haltlose Illusion zu erkennen. Mit der Aufhebung des Privateigentums entzieht man der menschlichen Aggressionslust eines ihrer Werkzeuge, gewiß ein starkes, und gewiß nicht das stärkste. An den Unterschieden von Macht und Einfluß, welche die Aggression für ihre Absichten mißbraucht, daran hat man nichts geändert, auch an ihrem Wesen nicht.« (Freud 1930/1975: 50; orig. 1930: 472)

Nein, die Ungerechtigkeiten im System sollten in Ruhe gelassen werden, denn sie sind natürlich, weil »die Natur durch die höchst ungleichmäßige körperliche Ausstattung und geistige Begabung der Einzelnen Ungerechtigkeiten eingesetzt hat, gegen die es keine Abhilfe gibt« (1930/1975: 50ff.; orig. 1930: 472). Tatsächlich meint Freud, dass eine Einmischung in diesen natürlichen, wenn auch zugegebenermaßen miserablen Zustand wahrscheinlich nur etwas viel Schlimmeres bewirken würde. *Laissez faire!*

Es sollte daher niemanden überraschen, dass Marxist\*innen Freud kritisch gegenüberstanden (für eine detailliertere, spezifisch kritisch-psychologische Kritik siehe Holzkamp-Osterkamp 1976). Aber die Beziehung zwischen marxistischen und freudianischen Sichtweisen ist nicht ganz so einfach, wie unsere Darstellung nahelegt. Tatsächlich gibt es in marxistischen Kreisen seit Anfang des 20. Jahrhunderts eine anhaltende Debatte über diese Beziehung, die sich mit aller Vehemenz bis in unsere Zeit erstreckt. Im Kontext der Kritischen Psychologie hat Holzkamp (1984) einen interessanten und aufschlussreichen Beitrag zu dieser Debatte geleistet. Gemäß der marxistischen Standardkritik an Freud teilte er im Prinzip die Auffassung, »die Psychoanalyse sei in wesentlichen Aspekten biologistisch, individualistisch, psychologisiere gesellschaftliche Konflikte, postuliere einen universellen Gegensatz zwischen der unterdrückenden Gesellschaft und dem ungesellschaftlich-triebbestimmten Individuum, leiste dem Irrationalismus Vorschub usw.« (1984: 15). Er wies weiter darauf hin, dass die Kritische Psychologie in ständiger Opposition nicht nur zu freudianischen, sondern auch zu freudo-marxistischen Auffassungen stand (vgl. Braun 1979).

Als Gegner der Psychoanalyse genießt Holzkamp große Anerkennung. Seiner Ansicht nach bleiben jedoch zwei wichtige Fragen zu klären. Erstens:

Wenn die Psychoanalyse von fortschrittlich denkenden Menschen, mit marxistischen wie mit nicht-marxistischen Überzeugungen, so schlüssig und vernichtend kritisiert wird, warum debattieren wir dann noch darüber? Warum ist sie nicht tot und begraben wie die Theorie des Phlogistons in den Naturwissenschaften oder die Phrenologie in der Psychologie? Was macht die Psychoanalyse so zählebig?

Zweitens: Warum fühlen sich gerade die Menschen der progressiven politischen Linken nach wie vor so sehr zur Psychoanalyse und ihrem rätselhaften Dasein hingezogen? Warum die ständigen Wiederbelebungen von Wilhelm Reich? Warum die große Zahl der neueren Freudo-Marxismen? Es gibt keine anderen Psycholog\*innen, die die Aufmerksamkeit der politischen Linken derart auf sich gezogen haben: Man hört nichts vom Skinnero-Marxismus, Hullo-Marxismus oder gar Maslowio-Marxismus (und Maslow war ein selbsternannter Sozialist)!

Überlegungen wie diese werfen eine damit verbundene und noch allgemeinere Frage auf: die nach Freuds breiterer Anziehungskraft auf Gelehrte und Forschende außerhalb der Psychologie, etwa in Literaturwissenschaft, Kunst, Sprachwissenschaft, Religionswissenschaft, Ethnologie und Soziologie. Auch hier wurde keinen anderen Psycholog\*innen des 20. Jahrhunderts ein gleichwertiges Interesse entgegengebracht. Holzkamp fühlt sich zu der ersten Schlussfolgerung gezwungen, dass unter Berücksichtigung aller offensichtlichen Schwächen und Mängel der Psychoanalyse etwas von grundlegender Bedeutung vorhanden zu sein scheint, das es zu identifizieren gilt.

Holzkamp stellt zunächst einen signifikanten Unterschied zwischen dem modernen behavioristisch-funktionalistischen Ansatz zum Bewusstsein und dem der klassischen deutschen Psychologie (des 19. Jahrhunderts) fest. Während Bewusstsein und Subjektivität für die Psychologie des 20. Jahrhunderts wegen ihrer Betonung von Vorhersage und Kontrolle zu einem Problem wurden, war die klassische Psychologie weniger utilitaristisch und verstand das Bewusstsein als Vermittler der Beziehungen des Individuums zur Welt und zu anderen Menschen. Es war also etwas Eigenständiges. Das Bewusstsein wurde nicht als ausschließlich privat gedacht, sondern als eine Art Intersubjektivität, die, ebenso wie Bedeutungen, als kollektives Kulturprodukt geteilt wurde. Dies war die Konzeption des Bewusstseins, die von Wundts *Völkerpsychologie* angesprochen wurde und die seiner Meinung nach von der experimentellen Psychologie nicht berührt werden konnte. Andere deutsche Denker\*innen des späten 19. Jahrhunderts teilten diese Ansicht; dazu zählten u. a. Franz Brentano und Wilhelm Dilthey. Nach Holzkamps Einschätzung gehörte auch Freud zu dieser Gruppe: »Vielmehr muß die Psychoanalyse [...] wenn man ihr gerecht werden will, direkt in den Zusammenhang und die Entwicklungslinie der ›klassischen‹ [deutschen] Psychologie gestellt werden« (1984: 26).

Der Untersuchungsgegenstand bestand für Freud, wie für die anderen deutschen Psycholog\*innen, in der unmittelbaren Erfahrung. Freud sah seine

Aufgabe »in der objektivierenden Klärung und Durchdringung dieser Erfahrung als subjektiv-intersubjektiver Welt- und Selbstbeziehung« (Holzkamp 1984: 27). Gerade Freud richtete seine Aufmerksamkeit auf die unmittelbare Erfahrung und die »darin liegenden und verborgenen gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnisse, wie sie sich in der konkreten Lebenslage der Menschen niederschlagen« (Holzkamp 1984: 27).

Um die Untersuchung der Subjektivität voranzutreiben, entwickelte Freud ein kategoriales System, das darauf abzielte, die subjektive Situation seiner Patient\*innen zu erhellen, anstatt ihr Verhalten vorherzusagen und zu kontrollieren. Er ging davon aus, dass diese Personen, wenn sie ihre subjektive Situation verstünden, in der Lage sein würden, für sich selbst geeignete Handlungsoptionen zu wählen. »Konzepte wie ›Ich/Es/Über-Ich‹ sind konzeptuelle Angebote zur Dramatisierung widersprüchlicher Tendenzen und Impulse in der unmittelbaren Erfahrung, um mit diesen Widersprüchen bewusster umgehen, sie dingfest machen und bewältigen zu können« (Holzkamp 1984: 27). Was hier als ›umgehen mit‹ und ›dingfest machen‹ zählen könnte, ist im Gegensatz zur behavioristisch-funktionalistischen Psychologie der Umgang und die Kontrolle durch das Subjekt. Kurz gesagt, die Absicht der Psychoanalyse und ihres kategorialen oder konzeptuellen Systems war es, das Subjekt zu ermächtigen und nicht die Psychoanalytiker\*in oder jene, die sie oder er repräsentiert haben mag.

Eine Übersetzung dieser Kategorien in behavioristisch-funktionalistische Begriffe, wie sie etwa von Dollard und Miller (1950) vorgenommen wurde, wird ihrer beabsichtigten Funktion in keiner Weise gerecht (vgl. Holzkamp 1985). Holzkamp führt das Beispiel der Regression an, die im psychoanalytischen Kontext als Hilfe für das Subjekt gedacht ist, um infantile Impulse, die den eigenen Umgang mit gegenwärtigen Konflikten hemmen, zu identifizieren und damit zu überwinden. Wenn dieses Konzept »als die Tendenz operationalisiert wird, bei Streß von einem später gelernten auf ein früher gelerntes Verhaltensmuster zurückzugehen, so hat man dann zwar die Möglichkeit, dies – sogar mit Ratten-Experimenten – empirisch zu überprüfen, womit der Regressionsbegriff aber aus dem Kontext subjektiv-intersubjektiver Erfahrungszusammenhänge [...] seines Sinnes und seiner Funktion total beraubt ist« (Holzkamp 1984: 28).

Der ›Ödipuskomplex‹ ist ein besonders aufschlussreiches Beispiel für den empowernden Charakter der Freud'schen Theorie. Es ist falsch, behauptet Holzkamp, diesen Komplex als etwas zu betrachten, das auf eine Reihe empirischer Ereignisse innerhalb einer Familienkonstellation beschränkt ist. Damit würde man Freuds Punkt übersehen, dass die besonderen empirischen Ereignisse in den Wiener Familien der Mittelschicht lediglich Ausdruck der allgemeineren gesellschaftlichen Dynamik waren, die zu der »unerbittlichen und unaufhebbaren Unterdrückung subjektiver Befriedigungs- und Erfüllungsmöglichkeiten durch die übermächtige, strafende Autorität« (Holz-

kamp 1984: 28) führte, die für die bürgerliche Gesellschaft charakteristisch ist. Jeder einzelne empirische Unterdrückungsfall ist eine Manifestation der grundlegenden gesellschaftlichen Dynamik, die sich nicht in allen Einzelheiten durch die empirischen Ereignisse offenbart, sondern durch besondere analytische Anstrengungen entdeckt werden muss. Wie Marx im dritten Band vom *Kapital* bemerkte: »Alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen« (Marx 1964: 825). Freud versuchte, das Problem zu enthüllen, d. h. es zu objektivieren, um den Einzelnen zu helfen, ihre eigenen subjektiven Erfahrungen zu erhellen und sich dadurch auch die Mittel anzueignen, die es ihnen ermöglichen, mit ihrem eigenen Unglück umzugehen.

Freuds Analyse der zugrunde liegenden Dynamik ergab auch die Kategorie des ›Über-Ichs‹. Diese sollte zeigen, wie das Individuum durch die Verinnerlichung der äußeren Autorität zum Agenten seiner eigenen Unterdrückung wurde.

»Das ›Über-Ich‹-Konzept hat also die Funktion, [dem Individuum] die *subjektive Oberflächenerscheinung des ›Gewissens‹ mit den damit verbundenen Schulerlebnissen* auf die darin verborgenen *gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnisse durchschaubar* zu machen.« (Holzkamp 1984: 30)

Einerseits erscheint uns in Freuds Sicht die Gesellschaft als der Feind. Auf der anderen Seite entdecken wir einen kritischen Einblick in die gesellschaftliche Natur der individuellen Persönlichkeit. Dieser zeigt sich jedoch in Freuds expliziter Behandlung der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft, wie sie in *Das Unbehagen in der Kultur* zu finden ist, nicht. Vom modernen kritischen Standpunkt aus betrachtet, war der Fehler in Freuds Gesamtanalyse der bürgerliche Standardfehler, die unterdrückerische Dynamik als unabänderliches Wesen der Gesellschaft als solcher zu betrachten und nicht als besonderen Ausdruck der historischen Form der bürgerlichen Gesellschaft (ein Punkt, der auch von der Anthropologin Margaret Mead übersehen wurde, als sie sich 1928 dazu entschloss, die ›Ödipuskomplex-Hypothese‹ in der samoanischen Gesellschaft zu testen).

Die Funktion der psychologischen Kategorien besteht also darin, zwischen der subjektiven Erfahrung des Individuums und den objektiven gesellschaftlichen Verhältnissen zu vermitteln. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zu den Typen von Kategorien, die in der behavioristisch-funktionalistischen Psychologie zu finden sind. Der Unterschied wird am deutlichsten im Zusammenhang mit Behauptungen über ihre *Allgemeingültigkeit*. In der behavioristisch-funktionalistischen Psychologie gilt ein Konzept als allgemein, je mehr es sich der Universalität nähert, d. h., wenn es für alle Fälle repräsentativ ist. Daher wird Verstärkung als allgemeines Konzept angesehen, weil sie angeblich in allen Fällen von Verhaltensänderungen zu finden ist. Die Geschichte dieses Konzepts zeigt jedoch, dass es zum Erreichen seiner Allgemeingültig-

keit immer inhaltsleerer werden muss, und zwar so weit, dass es nur noch als ›alles mit einer Reaktion Verbundene, das die Wahrscheinlichkeit des zukünftigen Auftretens dieser Reaktion erhöht‹, definiert werden kann. Eine solche Definition erreicht ihre Allgemeingültigkeit durch einen so hohen Abstraktionsgrad, dass es unmöglich wird, einen Verstärker im Voraus zu identifizieren, wodurch die Definition zirkulär und nicht falsifizierbar wird. Eine solche statistisch-empirisch-universelle Allgemeinheit ist nicht das, was Freud anstrebte.

Wiederum in Übereinstimmung mit einem Großteil der deutschen Philosophie und Wissenschaft des 19. Jahrhunderts (vgl. Lewin 1931) akzeptierte Freud die folgende Ansicht: »Verallgemeinerbar« ist in ›klassischer« Sicht eine theoretische Konzeption über Aufbau- und Organisationsprinzipien des Psychischen dann, wenn von da aus die unmittelbare Erfahrung durch Aufweis der in ihr liegenden objektiven Struktur als intersubjektiv gleichartig und zugänglich erfaßbar wird« (Holzkamp 1984: 31). Empirische Einheitlichkeit ist nicht das Ziel dieser Art von Allgemeingültigkeit: »Die Verschiedenheiten personaler Erfahrung [werden] nicht durch Rekurs auf Störfaktoren eliminiert [...] sondern [sind] durch die selbst zur Theorie gehörigen Vermittlungsprozesse und Ebenen erklärbar« (ebd.). Das Kriterium für die Allgemeinheit ist, kurz gesagt, nicht die empirische Universalität, sondern die Fähigkeit, den individuellen, oft scheinbar abweichenden Fall zu klären. Individuelle Unterschiede werden dadurch nicht in die Fehlervarianz verlagert.

Das ist die positive Seite der kritisch-psychologischen Kritik an der Psychoanalyse. Sie offenbart sowohl die Grundlage für ihre anhaltende Anziehungskraft auf politisch fortschrittliche Menschen als auch das, was aus der Psychoanalyse durch eine wirklich Kritische Psychologie nachgebildet werden muss, die hofft, Licht auf die individuelle Subjektivität in der bürgerlichen Gesellschaft zu werfen.

#### 4.4 Das Problem der theoretischen Unbestimmtheit

In einem 1977 erschienenen und 1978 wieder abgedruckten Beitrag (auf den ich mich hier beziehen werde) hat Klaus Holzkamp das Problem der Unbestimmtheit psychologischer Theorien angesprochen – ein Problem, das in jenem Jahrzehnt in den Mittelpunkt der Debatten um die ›Krise der Sozialpsychologie‹ (z. B. Arnold 1976; Elms 1975) rückte und in der Folgezeit allgemein als ›Krise der Uneinheitlichkeit‹ der Psychologie formuliert wurde (z. B. Staats 1983; vgl. Maiers 1987). Obwohl Holzkamp das Problem in seinem Beitrag identifiziert, seine Ursachen diagnostiziert und seine Lösung im Rahmen der Kritischen Psychologie skizziert hat, werden wir uns hier hauptsächlich mit der Identifizierung und Diagnose befassen und die Lösung auf das letzte Kapitel des Buches verschieben.

Serge Moscovici, der sich als Autor schon früh in die Diskussion über die ›Krise‹ der Sozialpsychologie einbrachte, bedauerte sowohl die Übernahme des Alltagsverständs anstelle der Theorie seitens seiner Kolleg\*innenschaft als auch die Verbreitung experimenteller Studien ohne theoretische Vorarbeiten sowie die Isolierung einzelner Forschungsbereiche voneinander. Die angesammelten Fakten, die sich daraus ergeben, »stellen keinen wirklichen Fortschritt dar«, und »keine Theorie wird in irgendeinem wirklichen Sinne widerlegt oder durch eine andere ersetzt«. Das Endergebnis war, dass »die empirisch ermittelten Fakten nichts anderes als eine heterogene Sammlung sind, ebenso wie die Theorien, von denen sie abhängen sollen« (Moscovici 1972: 43f.; eigene Übers.).

Charles Catania bemerkte, dass die Studierenden zwar aufgefordert wurden, ›Theorien‹ aus einer verwirrenden Vielfalt konkurrierender Standpunkte zu wählen, aber »sich die Psycholog\*innen [selbst] noch nicht einmal darüber einig sind, ob es sich bei ihnen um eine Wissenschaft des Verhaltens oder um eine Wissenschaft des geistigen Lebens handelt« (Catania 1973: 434; eigene Übers.).

Außerhalb der Sozialpsychologie wurde das Problem bereits 1966 von Ernest Hilgard und Gordon Bower erkannt. Sie drückten ihre Verblüffung darüber aus, dass die in den psychologischen Laboratorien erzielten Forschungsergebnisse offensichtlich nicht in vollem Umfang genutzt wurden. Es schien ihnen selbstverständlich, dass, »je mehr wir wissen, desto mehr sollten wir herausfinden können, aber die Geschichte unserer Wissenschaft bestätigt dies nicht« (Hilgard und Bower 1966: 582; eigene Übers.). Forschungsprobleme, so stellten sie fest, werden oft aufgegeben, bevor sie gelöst sind. Die ›durchdachten systematischen Ansätze‹, die erforderlich sind, um Fragen zu beantworten, schienen in der Psychologie zu fehlen. Die Empfehlung von Hilgard und Bower lautete, dass »ein gutes Denken auf hohem Niveau erforderlich ist, wobei die *Kriterien der Relevanz* berücksichtigt werden müssen, damit maßgebliche Kontroversen auf der Grundlage soliderer Kenntnisse gelöst werden« (1966: 583; eigene Übers.).

Innerhalb der Sozialpsychologie selbst wurde von Rom Harré und Paul Secord eine etwas diagnostischere Sicht der Situation geäußert:

»Wir halten eine umfassende theoretische Behandlung der Sozialpsychologie und eine reformierte Methodik für dringend erforderlich, was aus der zunehmenden Unzufriedenheit mit dem Zustand der Sozialpsychologie auch innerhalb der Elfenbeintürme des Berufsstandes ersichtlich ist. Der Grund für diesen Zustand ist unserer Meinung nach das fortwährende Festhalten an einer positivistischen Methodik, lange nachdem die theoretische Rechtfertigung dafür, im naiven Behaviorismus, zurückgewiesen wurde. Gegenwärtig gibt es kaum eine kohärente Theorie. In einem solchen Vakuum ist es noch möglich, empirische Studien durchzuführen, die nur dann sinnvoll sind,

wenn Menschen in der mechanischen Tradition als passive Wesen verstanden werden, deren Verhalten das Produkt »eingepprägter Kräfte« ist und deren eigener Beitrag zum sozialen Handeln das latente Produkt früherer eingepprägter Erfahrungen ist. Es überlebt die Methodik des Experiments, bei der die typische Untersuchung als Manipulation von »Variablen« und das typische Ergebnis als Korrelation in der Art des Boyle'schen Gesetzes empfohlen wird.« (Harré und Secord 1972: 1; eigene Übers.)

Dies sind Haltungen, die deutlich übereinstimmen mit der kritisch-psychologischen Forderung nach Kriterien für Relevanz sowie ihrer Missbilligung des Variablenmodells mitsamt seinen Auswirkungen auf Theorie und Methode.

Holzkamp (1977; siehe auch Tolman 1988, 1989b, 1991b) ist der Meinung, dass wir den Kern des Problems erkennen können, indem wir unsere gängige Praxis untersuchen. Ausgehend von einer typischen psychologischen Theorie (dabei spielt es kaum eine Rolle, welche oder aus welchem Bereich der Psychologie) leiten wir Hypothesen ab, die dann in die Sprache der unabhängigen und abhängigen Variablen übersetzt werden. Die Versuchsplanung und die statistische Auswertung werden verwendet, um sicherzustellen, dass die Bedingungen der unabhängigen Variablen im Hinblick auf das erwartete Ergebnis sowohl notwendig als auch hinreichend sind. Wenn das Ergebnis eintritt und als zuverlässig beurteilt wird, werden Hypothese und Theorie als bestätigt angesehen.

Bei diesem Verfahren gibt es zwei Ursachen für theoretische Unbestimmtheit, eine Neben- und eine Hauptursache. Die Nebenursache ist das, was man als »schwache Bestätigung« bezeichnen könnte. Unsere experimentellen und statistischen Methoden sind inzwischen so verfeinert, dass nach den bestehenden Verfahrensregeln fast jede ausgewählte Beziehung sehr gute Chancen hat, bestätigt zu werden. Holzkamp hat dies als »Bestätigungsfreundlichkeit« bezeichnet. Er zeigt, wie dies durch unsere Standardkriterien für die Prüfung von Nullhypothesen unterstützt wird. Mit der richtigen Stichprobengröße und dem richtigen »Alpha-Niveau« braucht es nur sehr wenig erklärte Varianz, um als Bestätigung der experimentellen Hypothese zu gelten (d.h. strenger gesagt, die Nullhypothese abzulehnen).

Holzkamp unterstellt nicht, dass dies an sich falsch ist. Er sagt auch nicht, dass diese Methoden gelockert oder ganz aufgegeben werden sollten. Das würde die Sache sicher nur noch schlimmer machen. Vielmehr weist er darauf hin, wie unsere Methoden die Bestätigung von Hypothesen ermöglichen, die, obwohl sie richtig sind, völlig *irrelevant* oder *unwesentlich* sein können.

Die Hauptursache für die theoretische Unbestimmtheit ist das Fehlen einer breiteren Perspektive. Auch wenn wir unsere Theorie *immer* wieder bestätigen, werden wir aus unseren Bemühungen vielleicht niemals ersehen, ob die jeweilige Hypothese oder Theorie tatsächlich relevant oder wesentlich für das Verständnis des psychologischen Prozesses ist. Andere theoretisch Arbeitende, die

den jeweiligen Prozess in anderen, sogar entgegengesetzten Begriffen interpretieren und ähnliche experimentelle Verfahren anwenden, werden vermutlich ebenfalls unendliche Bestätigungen finden. Die Auflösung der Unterschiede zwischen den Theorien ist daher nicht in einer weiteren empirischen Bestätigung oder einer weiteren Verfeinerung der experimentellen Methoden zu suchen. Was fehlt, ist die breitere Perspektive, anhand deren Relevanz und Wesentlichkeit beurteilt werden können. Was meint Holzkamp also mit *relevant* und *wesentlich*? In seiner Arbeit über ›theoretische Unbestimmtheit‹ bezeichnet Holzkamp Relevanz als

»ein reales Kennzeichen des Stellenwerts im Dimensionsgefüge (wobei Theorien in dem Maße, wie sie ›relevante‹ Dimensionen begrifflich erfassen können, selbst der Möglichkeit nach wissenschaftlich ›relevanter‹, erkenntnishaltiger werden): Dimensionen sind [...] in dem Maße wesentlicher als andere, wie sie diesen gegenüber ›grundlegender‹ sind, d. h. weniger von ihnen abhängen als umgekehrt, mithin eine Vielfalt verschiedener Oberflächenerscheinungen, deren Variabilität auf unwesentlichere Dimensionen zurückgeht, durch sie gesetzmäßig miteinander in Zusammenhang steht.« (Holzkamp 1978: 157)

Wie wird das ›Wesentliche‹ bestimmt? Vom evolutionären Standpunkt aus gesehen ist das, was zum Überleben beiträgt, von wesentlicher Bedeutung. Es ist von wesentlicher Bedeutung, dass ein Organismus angemessen auf die Anforderungen reagiert, die seine Umwelt an ihn stellt. Die Wesentlichkeit eines Prozesses kann somit durch die Untersuchung der evolutionären oder anderer Entwicklungsprozesse und -kontexte, die ihn geprägt haben, bestimmt werden.

Dies ist zugegebenermaßen keine ganz zufriedenstellende Antwort, sie soll an dieser Stelle lediglich eine allgemeine Richtung für die weitere Entwicklung aufzeigen. Hier liegt der Gedanke zugrunde, dass wir, wenn wir wissen, wie sich ein Prozess entwickelt hat, entdecken können, was für ihn relevant und wesentlich ist. Und wenn es uns gelingt, belastbare Kriterien für Relevanz und Wesentlichkeit zu entwickeln, sollte es möglich sein, uns bei der Formulierung unserer Theorien und Hypothesen von ihnen so leiten zu lassen, dass sie die Grundlage für eine allgemeine, integrative Ordnung unseres Wissens über psychologische Prozesse bilden. Das ist die Aufgabe, die die Kritische Psychologie bei ihrer Rekonstruktion der Psychologie übernimmt, und es wird nicht überraschen, dass die positiven Einsichten, die wir durch unsere Kritik an der Psychoanalyse gewonnen haben, eine wichtige Rolle spielen werden.

## Teil III: Rekonstruktion

### 5. Rekonstruktion der psychologischen Kategorien

Die traditionelle Psychologie stützt sich auf eine Reihe von nur selten hinterfragten Kategorien. Sie bilden die Überschriften in all unseren Einführungstexten: Lernen, Motivation, Gedächtnis, Emotionen, Persönlichkeit, Gefühl, Wahrnehmung etc. Manchmal gestehen wir uns Definitionsprobleme ein, halten uns dann aber nicht allzu lange mit diesen Problemen auf. Üblicherweise suchen wir solche Verfahrensweisen zum Festlegen und Bestätigen von Definitionen, die es uns ermöglichen, »einfach mit dem psychologischen Tun fortfahren« zu können. Das vielleicht bekannteste zweckdienliche Verfahren besteht aus operationalen Definitionen. Wenn wir eine Untersuchung durchführen, z. B. zum Thema Lernen oder Wahrnehmung, gehen wir in der Regel von den Definitionen der Lehrbücher oder der experimentellen Literatur aus – wohl wissend, dass wir andernfalls keine Chance auf Veröffentlichung haben.

In der Kritischen Psychologie wird die Auffassung vertreten, dass das grundlegende System der Kategorien einschließlich seiner scheinbar verbindlichen Definitionen weder für selbstverständlich gehalten werden kann noch sollte. Die dafür wesentlichen Gründe gingen schon aus den Hauptlinien der Kritik in den vorhergehenden Kapiteln hervor. Wenn wir unreflektiert die Gültigkeit von Kategorien und Definitionen unterstellen, setzen wir uns der Gefahr aus, in unserer Wissenschaft die ideologisch aufgeladenen Selbstverständlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft zu reproduzieren. Es sind genau diese Kategorien der bürgerlichen Psychologie, aufgrund deren die verborgene Anthropologie des isolierten Individuums weiterhin unser Denken bestimmt. So wurde beispielsweise Lernen für lange Zeit als zentrale psychologische Kategorie angesehen. Es wurde als Reiz-Reaktions-Zusammenhang definiert, der durch äußere Einflüsse – sogenannte Verstärker – abgeschwächt oder verstärkt werden kann. Mit nur geringem Aufwand lässt sich erkennen, dass dies in der psychologischen Theorie die herrschenden Produktionsverhältnisse reproduziert, in denen die Tätigkeit der Arbeitenden durch die Löhne kontrolliert und jede Arbeiter\*in als »freie Agent\*in« in einem System unabhängiger Individuen angesehen wird, die sich um sich selbst kümmern, indem sie ihre Arbeit zum üblichen Preis verkaufen. Eine solche Konzeption des Lernens ist alles andere als »wertneutral«.

Lernen findet jedoch statt, und es ist wichtig in unserem realen, alltäglichen Leben. Kritische Psycholog\*innen leugnen dies nicht, und sie bestreiten auch nicht, dass bürgerliche Lerntheorien reale Ereignisse darstellen und somit im engsten Sinne »gültig« sind. Das Problem ist nicht so sehr, dass die bürgerlichen Theorien falsch sind (obwohl sie es durchaus sein mögen), sondern dass

sie ihre Teilwahrheiten als völlig angemessene Beschreibung unserer gesellschaftlichen Realität und unseres Lebens in dieser Realität ansehen. Dies muss das Ziel unserer Kritik sein. Darüber hinaus ist es nicht unsere Absicht, die behavioristische Auffassung von Wahrheit in bürgerlichen Verhältnissen durch eine alternative Auffassung zu ersetzen, die selbst in den bürgerlichen Kategorien verbleibt: Es geht darum, eine Kritische Psychologie zu entwickeln, die sich auf das Handeln und Erleben von Individuen in bürgerlichen Verhältnissen bezieht. Wie wir bereits gesehen haben, bedeutet das, aus dem streng psychologischen Rahmen herauszutreten und zu sehen, dass die Psychologie Teil eines größeren Verständnisses der historischen menschlich-gesellschaftlichen Existenz ist. Dies wiederum erfordert eine sorgfältige Überprüfung unserer grundlegenden Kategorien des Denkens mit dem Ziel, sie kritisch zu rekonstruieren.

Die folgende Darstellung der von der Kritischen Psychologie durchgeführten kategorialen Rekonstruktion basiert auf Klaus Holzkamps Buch *Grundlegung der Psychologie* (1983).<sup>29</sup> In dem 600 Seiten umfassenden Buch unternimmt Holzkamp unter anderem eine gründliche Rekonstruktion des traditionellen psychologischen Kategoriensystems. Aus verständlichen Gründen werden wir hier nur an der Oberfläche dieses monumentalen Unterfangens kratzen können. In diesem Kapitel werde ich versuchen, Holzkamps Vorgehensweise bei der Rekonstruktion aufzuzeigen und die wesentlichen Details seiner Methode zu skizzieren. Ich hoffe, das neue Kategoriensystem so weit darzustellen, dass wir einige der wichtigsten Implikationen für die spezifisch-menschlichen psychischen Funktionen verstehen können, die dann in den folgenden Kapiteln ausgearbeitet werden.

Wir sollten uns an einen bereits angesprochenen methodologischen Punkt erinnern, nämlich dass unsere Kategorien, insbesondere wenn sie sich auf die individuelle menschliche Subjektivität beziehen, nicht unabhängig von einer Gesellschaftstheorie definiert und anschließend nur an eine solche Theorie angehängt werden dürfen. Das allgemeine methodologische Prinzip ist das der Deduktion (allerdings wiederum nicht im formal-logischen, sondern im logisch-historischen Sinne). Wir müssen in der Lage sein, die *Notwendigkeit* der Zusammenhänge zwischen den biologischen, gesellschaftlichen und individuell-subjektiven Aspekten unseres Seins aufzuzeigen. Holzkamp wird nach einer »grundlegenden« Kategorie des Psychischen suchen, sie herausarbeiten und dann versuchen, daraus weitere Kategorien abzuleiten, um schließlich zu dem bewussten subjektiven Zustand zu gelangen, der uns als erwachsenen Menschen vertraut ist.

---

29 Die von Holzkamp (1983) dargestellte Analyse hatte er bereits früher begonnen (z. B. Holzkamp 1973). Maßgebliche Beiträge zum Endergebnis lieferten Holzkamp-Osterkamp (1975) und Schurig (1975a, 1975b, 1976). Diese Werke beziehen sich allesamt – wenn auch kritisch – maßgeblich auf frühere Arbeiten von Leontjew (englische Übersetzung 1979).

### 5.1 Das ›Psychische‹ als Grundkategorie<sup>30</sup>

Wenn es um Fragen der psychischen Funktionsweise geht, kann es nichts Grundlegenderes geben als das Leben selbst. Sicherlich ist es eine vernünftige Annahme, dass das, was wir das Psychische oder psychische Prozesse nennen, eine qualitativ besondere Ausprägung allgemeiner Lebensprozesse darstellt. Was ist nun der allgemeine Lebensprozess? Er ist das, was Löwenzahn, Amöben, Paviane und Menschen wesentlich von Felsen und anderen rein ›physischen‹ Objekten oder Substanzen unterscheidet. Es gibt hier einige wichtige Unterschiede, die wir beachten müssen. Zum einen ist eine einmal gebildete materielle Substanz für ihre Erhaltung nicht auf die Interaktion mit anderen physischen Substanzen angewiesen. Ein ganz allein gelassener Stein bleibt weiterhin ein Stein. Wenn physische Dinge in Wechselwirkung gebracht werden, kann es zu einem oder beiden der folgenden Ergebnisse kommen: Quantitativ gesehen kann sich ihre Bewegung ändern, etwa in Richtung oder Geschwindigkeit, ohne dass sie selbst wesentlich verändert werden; sie können sich auch in Größe und Anzahl ändern, wie ein Stein, wenn er zerbrochen wird. Sollte die Wechselwirkung jedoch die Qualität des Dings, d. h. seine ›wesentliche Natur‹, beeinflussen, so wird das Ergebnis die Zerstörung des ursprünglichen Zustands sein und seine Ersetzung durch einen anderen. Dies geschieht bei einer chemischen Reaktion. Wenn zum Beispiel Zink und Schwefelsäure in Wechselwirkung treten, werden beide in ihrer qualitativen Beschaffenheit erheblich verändert, wobei das Ergebnis Zinksulfat und Wasserstoff ist.

Kurz gesagt, gewöhnliche physikalisch-chemische Substanzen neigen dazu, durch Interaktion zerstört oder qualitativ verändert zu werden. Sie benötigen *keine* Wechselwirkung, um ihre qualitative Besonderheit zu erhalten, ja sie benötigen dafür sogar die Abwesenheit von Wechselwirkungen. Das offensichtlichste Merkmal lebender Substanzen ist dagegen, dass sie Wechselwir-

30 Wieder einmal kommen wir zu einem heiklen Problem in der Terminologie. Um ganz allgemein über das zu sprechen, worum es bei psychologischen Fragen geht, sollte klar sein, dass Wörter wie ›Verhalten‹ und ›Kognition‹ irreführend sein können. Sie sind allenfalls *Ausdruck* dessen, was psychologisch ist, und sollten nicht damit gleichgesetzt werden. Im 19. Jahrhundert wurde oft das Wort ›Geist‹ verwendet. Holzkamp und andere in seiner Tradition lehnen dieses Wort jedoch ab, weil es durch die Debatten der letzten drei oder vier Jahrhunderte um Fragen wie den Geist-Körper-Dualismus so sehr metaphysisch befrachtet wurde. Das Wort ›mental‹ ist ähnlich belastet. Die griechische *Psyche* ist verlockend, weil sie ursprünglich in einer verallgemeinerten und beschreibenden Weise verwendet wurde. Selbst wenn es uns gelingen würde, den ursprünglichen griechischen Gebrauch wiederherzustellen, würden wir den Begriff jedoch als zu allgemein empfinden. Schließlich hat Aristoteles den Begriff als allgemeines Lebensprinzip auf alle Lebewesen einschließlich der Pflanzen angewandt. Inzwischen ist auch er metaphysisch belastet wie ›Geist‹ und ›mental‹. Die Kritische Psychologie hat, in Anlehnung an bestimmte Traditionen des 19. Jahrhunderts und – unmittelbarer an den Sprachgebrauch geknüpft, den die kulturhistorische Schule, insbesondere A. N. Leontjew, etabliert hat – die begriffliche Fassung ›das Psychische‹ übernommen, vor allem, um mögliche substanzialistische Verständnisse von ›der Psyche‹ zu vermeiden.

kungen *benötigen*, um sich selbst zu erhalten und sich letztendlich zu reproduzieren. Wenn eine lebende Substanz mit einer anderen Substanz interagiert – ob lebendig oder nicht, ist hier nicht von Bedeutung –, dann ist das normale Ergebnis die zerstörerische Umwandlung der anderen Substanz, wie sie für die Erhaltung der ersten *erforderlich* ist; d. h., die erste, lebende Substanz existiert weiter und erhält ihre wesentliche Qualität, indem sie andere Substanzen *im Stoffwechsel* umsetzt.

Was mit der durch die Wechselwirkung erzeugten Energie geschieht, verdeutlicht auch, was lebende von nichtlebenden Substanzen unterscheidet. Bei Letzteren geht Energie verloren oder wird umgewandelt (das Standardbeispiel der Entropie). Bei lebenden Stoffen hingegen wird Energie aufgenommen, gespeichert und dann zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung genutzt.

Der Stoffwechsel charakterisiert sowohl die innerorganismischen Prozesse als auch die Beziehungen des Organismus zu seiner Umwelt. Es handelt sich um einen *aktiven* Prozess, sodass wir für die Ebene des individuellen Organismus sagen können, dass sich dieser aktiv auf die für sein Überleben notwendigen Substanzen beziehen muss. Die Amöbe zum Beispiel muss die Gegenstände, die sie für ihre eigenen Stoffwechselprozesse benötigt, aktiv umschließen und aufnehmen. Diese Art von Aktivität spiegelt die *Reizbarkeit* der lebenden Substanz wider.

Bislang ist der Organismus mit seinen auf den Stoffwechsel bezogenen, reizbaren, selbstorganisierenden Fähigkeiten noch ‚präpsychisch‘. Er repräsentiert alle wesentlichen Eigenschaften, die mit dem Leben verbunden sind. Ein zentrales Merkmal ist dabei die Selbstreproduktion, die durch die Weitergabe von DNA und anderen systemrelevanten Substanzen von einer Generation zur nächsten erreicht wird. Diese Eigenschaft unterliegt bekanntlich Veränderungen, die sich aus den Anforderungen ergeben, die die Umwelt an den Organismus stellt. Das Ergebnis ist eine evolutionäre Veränderung, die die Fähigkeit des Organismus erhöht, seine Umwelt für Überlebens- und Reproduktionszwecke zu nutzen.

Zwei Entwicklungen in diesem präpsychischen Stadium bereiten den Weg für die evolutionäre Entstehung eindeutig psychischer Prozesse. Zum einen können wir davon ausgehen, dass der Evolutionsdruck die Reizbarkeit erhöht, d. h., der Organismus ist zunehmend in der Lage, seine Umwelt auszunutzen, indem er eine Reizbarkeit gegenüber einer größeren Bandbreite von Umwelteigenschaften entwickelt. Auf der anderen Seite können wir erwarten, dass auch der Druck auf den Organismus zunimmt, sich bewegen zu können. Die Fähigkeit zur Bewegung dient in erster Linie als Mittel zur Aufnahme von Fremdkörpern, wie die Pseudopodien der Amöben oder die Flagellen bestimmter Einzeller zeigen. Der Druck zur Entwicklung von Bewegungsmöglichkeiten ergibt sich zunächst aus der erhöhten Wahrscheinlichkeit, dass der Organismus mit den von ihm benötigten Substanzen in Kontakt kommen kann. Dies wiederum ermöglicht es dem Organismus, immer heterogenere

Umgebungen zu nutzen, was seinerseits den Druck auf die Entwicklung der Fortbewegung weiter erhöht.

Der präpsychische Organismus, der auf den qualitativen Übergang zum Psychischen vorbereitet ist, ist also durch eine Vielzahl von Umwelteigenschaften reizbar, von denen einige nur indirekt überlebenswichtig sind. Zudem ist der Organismus mobil, wenn auch hauptsächlich auf eine noch zufällige, ›kinetische‹ Art und Weise, und er bewegt sich in einer relativ heterogenen (flüssigen) Umgebung mit unterschiedlichen Überlebenschancen an verschiedenen Orten. Der Übergang zur psychischen Funktionsweise findet statt, wenn der evolutionäre Prozess all das integriert und einen Organismus hervorbringt, der sich in orientierender Weise zu bewegen beginnt, indem er auf Eigenschaften reagiert, die zwar für seinen Stoffwechsel keine Rolle spielen oder nicht unmittelbar für sein Überleben notwendig sind (wie z. B. in vielen Fällen Licht), die aber Orte anzeigen, an denen sich die für sein Überleben notwendigen Substanzen befinden. Diese neue Fähigkeit auf der Seite des Organismus nennt Holzkamp – in Anlehnung an Leontjew – *Sensibilität*. Der damit verbundene Übergang markiert einen wichtigen Verzweigungspunkt in der evolutionären Entwicklung. Die Qualitäten des primitiven Psychischen lassen sich (in unserem speziellen Entwicklungssinn) aus Qualitäten der bloß vitalen Existenz ableiten. Das bedeutet, sie existierten in den Organismen als Potenz, schufen aber, einmal realisiert, Möglichkeiten, die vorher nicht existierten. Die Weiterentwicklung dieser Möglichkeiten kennzeichnet die nachfolgende, fortschreitende Evolution des Psychischen, die schließlich bis zum individuellen menschlichen Bewusstsein und zur Subjektivität reicht.

## 5.2 Die funktional-historische Methode

Das Verfahren, mit dem Holzkamp – in Anlehnung an frühere Analysen von Leontjew – den Übergang vom Präpsychischen zum Psychischen herausarbeitet und damit die grundlegende Kategorie psychischer Funktionsfähigkeit identifiziert und definiert, wird als ›funktional-historische‹ Methode bezeichnet.<sup>31</sup> Dabei handelt es sich nicht um eine formal-logische Methode. Vielmehr stützt sie sich stark auf die empirische Evidenz anderer Wissenschaften wie Physik, Chemie, Biologie und Paläontologie. Die Deduktion, auf die sie sich konzentriert, durchläuft fünf identifizierbare Schritte.

Der erste Schritt besteht darin, die historisch relevanten Merkmale der Stufe zu identifizieren, die der Entwicklung des betrachteten Funktionsniveaus (und der damit verbundenen Kategorie) vorausgeht. In gewisser Weise bedeutet dies, herauszufinden, an welchem Punkt sich die evolutionäre Entwicklung gerade befindet. In dem bereits angeführten Beispiel wurde dieser Punkt durch

<sup>31</sup> ›Historisch‹ bedeutet hier allgemein entwicklungsgeschichtlich. Der Begriff ist von ›historisch‹ (geschichtlich) im menschlichen, gesellschaftlichen Sinne zu unterscheiden.

die Konvergenz einer Reihe von Merkmalen bestimmt, die den Organismus befähigen, sich selbst zu erhalten, d. h. seine Überlebensfähigkeit zu sichern: die Ausdifferenzierung seiner Reizbarkeit, die Entwicklung der Mobilität und seine Ausdehnung auf heterogene Umgebungen. Mit anderen Worten geht es in diesem Schritt der Analyse darum, die objektiven Voraussetzungen zu finden, die im evolutionär-entwicklungsgeschichtlichen Sinne die neue Kategorie als ihr Ergebnis hervorbringen.

Der zweite Schritt ist die Identifizierung der evolutionären Kräfte, die in dem früheren Stadium am Werk sind. Der Schwerpunkt liegt also auf den Umweltparametern, die durch Mutation oder andere evolutionäre Prozesse Veränderungen im Organismus erzwingen. Aus dialektischer Sicht lässt sich dies so ausdrücken, dass die Widersprüche identifiziert werden, die sich zwischen den internen Prozessen des Organismus und den Anforderungen der Umwelt entwickeln und die letztlich zu einer qualitativen Veränderung der Funktionsweise des Organismus führen. In unserem Beispiel ist die Differenzierung des flüssigen Umweltmilieus in unterscheidbare Bereiche ein wesentlicher Faktor.

In einem dritten Schritt wird der entscheidende ›Funktionswechsel‹ bezüglich der im ersten Schritt aufgedeckten Elemente identifiziert. Im vorliegenden Beispiel führen sowohl die erweiterte Bandbreite der Eigenschaften, gegenüber denen der Organismus reizbar ist, als auch die Entwicklung der Mobilität und die Integration dieser beiden Elemente zu einem Funktionswechsel in Bezug auf bestimmte Eigenschaften in der Umwelt des Organismus. Eine vom Organismus nur registrierte und – da sie irrelevant für den Stoffwechsel ist – zum Überleben nicht benötigte Umwelteigenschaft erhält die Funktion eines orientierenden ›Signals‹. Mit anderen Worten: Der Organismus erkennt und reagiert nun auf eine bestimmte Eigenschaft nicht deshalb, weil er sie braucht oder sie im Stoffwechsel verarbeiten kann, sondern weil entsprechende lebensrelevante Stoffe dadurch lokalisiert werden können. Ein gängiges Beispiel dafür sind einfache Organismen, die (entweder positiv oder negativ) auf Licht reagieren, weil die von ihnen benötigte Nahrung mit größerer Wahrscheinlichkeit entweder im Licht oder in der Dunkelheit zu finden ist.

Der vierte Schritt ist die Identifizierung des ›Dominanzwechsels‹ der alten und neuen Funktionen. Der evolutionäre Übergang des gesamten tierischen Organismus von der alten zur neuen Entwicklungsstufe dürfte zweifellos ein langer und kontinuierlicher Prozess sein, jedoch wird es ab einem gewissen Punkt einen Wechsel geben: von einem Organismus, der lediglich fähig ist, Umwelteigenschaften als Signale zu nutzen, hin zu einem Organismus, der sowohl zur Nutzung von Signalen fähig ist als auch von dieser Signalnutzung existenziell abhängig wird. In Bezug auf die Abhängigkeit kann man sich vorstellen, dass der Organismus mit der Entwicklung der Fähigkeit, komplexere Umgebungen zu nutzen, zunehmend in solche Gebiete eindringt, in denen

er jetzt nur noch überleben kann, wenn sich die entsprechenden Fähigkeiten weiterentwickeln. Es gibt, kurz gesagt, einen Punkt, an dem der Organismus »nicht mehr zurückkann«: Seine gesamte Existenzweise ist jetzt qualitativ verändert.

Der fünfte Schritt ist der genaue Nachvollzug des systemischen Charakters dieses qualitativen Unterschieds. Die Wechsel in der Funktion, sowie nachfolgend in der Dominanz, werden zwangsläufig Auswirkungen auf andere Aspekte der Existenz des Organismus haben, sodass die evolutionäre Veränderung nur als eine Umstrukturierung des Gesamtsystems vollständig charakterisiert (kategorial bestimmt) werden kann. Dies wiederum wird neue Möglichkeiten und Druck für die weitere Entwicklung schaffen, womit man auf einer höheren Ebene zum ersten Schritt der Methode zurückkehrt. In diesem Schritt ist die Identifizierung dieser neuen Möglichkeiten ein wichtiger Teil der Untersuchung.

Nachdem die Grundkategorie des Psychischen (mit ihrem Hauptmerkmal der Sensibilität) bestimmt und gleichzeitig auch die Umrisse der funktional-historischen Methode aufgewiesen worden sind, kann die Methode nun zur Ausarbeitung der weiteren Differenzierung des Psychischen angewendet werden. Die wichtigsten Ergebnisse einer solchen Analyse werden in den folgenden Abschnitten zusammengefasst. Es werden vier allgemeine Bereiche der prähominiden<sup>32</sup> Entwicklung skizziert: (1) Orientierung und Bedeutung, (2) Emotionalität und Bedarf, (3) Kommunikation und soziale Strukturen und (4) Modifizierbarkeit, Lernen und individuelle Entwicklung. Die ersten drei Bereiche werden sich als Weiterentwicklung der Möglichkeiten erweisen, die durch die erste große Transformation vom Präpsychischen zum Psychischen geschaffen wurden. Sie bilden dann die grundlegenden Bedingungen für Entwicklungen im vierten Bereich, der schließlich eine zweite große evolutionäre Transformation darstellen wird.

### 5.3 Orientierung und Bedeutungsstrukturen

Die evolutionären Vorteile, die dem Organismus durch Mobilität und Sensibilität bereits auf der primitivsten psychischen Entwicklungsstufe entstehen, stellen genau betrachtet keine Vorteile für den einzelnen Organismus dar, sondern für die Population von Organismen (Individuen einer Art im selben lokalen Lebensraum/Biotop). Wie wir sehen werden, tritt der individuelle Organismus erst auf einer späteren, viel komplexeren Entwicklungsstufe als Träger der Evolution hervor. Wenn wir das Problem, zumindest anfangs, als eins der Populationen sehen – was eine von Darwins bemerkenswertesten

32 Anm. d. Ü.: Im Zuge der Fortschritte der Genomanalysen wurde die Taxonomie der vor-menschlichen Arten verändert. Statt des Begriffs »hominid« wäre nun »hominin« die korrekte Bezeichnung (vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Hominini>). Wir bleiben jedoch im Folgenden bei der noch Anfang der 1990er Jahre vorherrschenden Bezeichnung.

Einsichten war –, so können wir eine Reihe von wichtigen Dingen erklären. Dazu gehört, dass die Vorteile, um die es uns geht, immer *statistischer* Natur sind: Sie funktionieren, weil sie die Anpassungsfähigkeit der Population *im Durchschnitt* erhöhen. Daraus folgt, dass einzelne Organismen innerhalb einer Population eine große Bandbreite an Fähigkeiten aufweisen können, was beispielsweise Mobilität und die Nutzung von Umwelteigenschaften als Signale betrifft. Es ist natürlich – wieder eine von Darwins wichtigen Erkenntnissen – genau diese Variabilität innerhalb von Populationen, welche die Selektion ermöglicht, die wiederum neue Fähigkeiten hervorbringt. Bei unseren Überlegungen hinsichtlich weniger entwickelter Arten wird uns ein tieferes Verständnis des ›Populationsdenkens‹ später auch helfen, seine Unangemessenheit auf menschlicher Ebene deutlicher zu erkennen. Im weiteren Verlauf dieses Kapitels werden wir sehen, dass einer der Hauptschwerpunkte der evolutionären Entwicklung gerade die Entstehung des individuellen Organismus als evolutionär maßgebliche Einheit ist.

Vor der Entstehung der Sensibilität war die Mobilität durch ›Kinesen‹ gekennzeichnet, d. h. im Wesentlichen ungerichtete oder zufällige Bewegungen. Irgendwann ergab sich unter geeigneten Bedingungen zuerst die Möglichkeit und dann die Tatsache einer gerichteten Bewegung bzw. Taxis [altgriechisch *τάξις taxis*, ›Ordnung‹, ›Ausrichtung‹ bzw. zielgerichtete Orientierungsreaktion von Lebewesen]. Die primitivste Form der Taxis war mit Reizgradienten verbunden. Dabei handelte es sich hauptsächlich um Gradienten der Energiedichte (wie Licht), in denen sich Organismen in Richtung einer zu- oder abnehmenden Intensität bewegten. Die Organismen nutzten die Gradienten folglich als ›Information‹, wobei ihre Relevanz für die Aktivität der Organismen als die ›einfachste Form von ›Bedeutung‹ bezeichnet werden kann. Dies darf keinesfalls so verstanden werden, als ob die Organismen irgendein ›Bewusstsein‹ von oder eine ›Erfahrung‹ mit der Bedeutung des Lichts hatten. Es meint nur, dass sie sich – je nach überlebensfördernder Wirkung – auf das Licht zu- oder von ihm wegbewegten. Die Orientierung am Gradienten und die Ausführung der Bewegung waren praktisch identisch. Mit dem Aufkommen der zielgerichteten Orientierung und wiederum einem von der Umwelt ausgehenden Anpassungsdruck wurde es möglich, dass bestimmte Umwelteigenschaften ausschließlich als Signale anderer Umwelteigenschaften fungierten.

Aus der Orientierung an Gradienten entwickelte sich die Fähigkeit, bestimmte Umwelteigenschaften aus der Umgebung *auszusondern*, womit eine qualitativ neue Art der Informationsnutzung geschaffen wurde. In diesem Stadium sind Organismen in der Lage, Bedingungen zu *identifizieren*, d. h. auf Invarianzen im Umwelfluss zu reagieren. Nur mit einer solchen Leistung konnten sie beispielsweise die Fähigkeit entwickeln, Bedingungen aus der Entfernung zu erkennen und sich damit im Raum besser zu *orientieren*, anstatt nur auf das zu reagieren, womit sie unmittelbar in Kontakt standen. In diesem

Stadium wird die Orientierung zu einer eigenständigen Funktion, die relativ unabhängig von der Ausführung der Bewegung ist.

Es folgt die Entwicklung der Fähigkeit zur *Diskrimination* zwischen verschiedenen Bedeutungseinheiten in der Umwelt. Dies impliziert nicht nur die Heraushebung einer bestimmten Einheit aus einer ansonsten undifferenzierten Umgebung, sondern die Fähigkeit, auf die Unterschiede zwischen einer Einheit und einer anderen zu reagieren, was einschließt, die Einheiten in Bezug auf ihre *Relation* zueinander zu *gliedern*. An diesem Punkt antworten die Organismen nicht nur auf ihre Umwelt, indem sie sich auf etwas zu- oder von etwas wegbewegen, sondern sie sind in der Lage, auf Reizmuster mit einem differenzierteren Verhalten zu reagieren. Aber auch hier müssen wir uns vor Augen halten, dass Tiere zwar auf Relationen reagieren, diese aber für die Tiere nicht als solche existieren, wie sie es für den Menschen im bewussten Sinne tun. Ebenso dürfen wir nicht davon ausgehen, dass die Beziehungen zwischen Reizmustern und Reaktionen durch etwas anderes als durch den physiologischen Zustand des Organismus vermittelt werden. Für das Tier ist das Reizmuster eines Raubtiers praktisch identisch mit Flucht oder Ducken oder was auch immer seine Schutzreaktion sein mag.

Eine der interessanten Entwicklungen, die Holzkamp (1983: 93ff.) im Zusammenhang mit der Herausbildung von sich zunehmend differenzierenden Orientierungs- und Bedeutungsmöglichkeiten festgestellt hat, ist die irgendwann auftretende Notwendigkeit der Entwicklung individueller Prioritäten. Reproduktion betrifft in erster Linie Populationen, denn sie sind es, die sich erhalten. Bei einfachen Organismen begünstigt der Selektionsdruck die Entwicklung von Orientierungs- und Bedeutungsvorgängen, die die Reproduktion der Population sicherstellen. Da die Organismen und die von ihnen genutzten Umgebungen jedoch immer komplexer werden, vermittelt sich die Erhaltung der Population zunehmend über das individuelle Überleben. So beginnen sich Orientierungsmechanismen und Bedeutungsstrukturen zu entwickeln, die das Überleben der Individuen betreffen. Bedeutungseinheiten (wie z. B. Reizkomplexe) bekommen – neben ihrer Wichtigkeit für die Population – zunehmend auch individuelle Relevanz. Dies wiederum legt eine wichtige Grundlage für die Herausbildung der individuellen Lern- und Entwicklungsfähigkeit, die im letzten Abschnitt dieses Kapitels diskutiert werden soll.

#### 5.4 Emotionalität und Bedarfsstrukturen

Die Lebensaktivität von Organismen hängt bereits auf der präpsychischen Ebene von ihren inneren Bedingungen ab, schon allein durch Ungleichgewichte des Stoffwechsels, die zu Aufnahmen oder Ausscheidungen führen. Dabei setzen die bereits diskutierten Entwicklungen der Orientierung und der Bedeutungsstrukturen voraus, dass sich auch die Relevanz der inneren

Zustände für das Leben der Tiere verändert. Es sollte klar sein, dass beispielsweise eine zielgerichtete Orientierungsreaktion auf einen Lichtgradienten nicht die *unmittelbare* Folge des Lichts selbst sein kann. Zumindest setzt sie einen aktivierenden Ungleichgewichtszustand im Stoffwechsel des Organismus als Vermittler voraus. Bedeutungen haben daher sowohl eine tatsächliche wie auch eine potenzielle Dimension. Auf der psychischen Ebene entsteht ein Zusammenhang zwischen bestimmten Veränderungen im organismischen Zustand und der Aktualisierung bestimmter Bedeutungen durch die Umsetzung des Zustandes in eine Aktivität. Dies entspricht einer *funktionalen Umwandlung* der Zustandsvariabilität als bloßem Ausdruck stoffwechselbedingter Ungleichgewichte hin zur Grundlage für die Aktualisierung von Bedeutungen durch Aktivität. Wenn man bedenkt, dass es bei solchen Umwandlungen immer um die Aufrechterhaltung des systemischen Gleichgewichts geht, kann man von den damit verbundenen aktiven Bedeutungsaktualisierungen als *Bewertungen* der Umweltbedingungen in Bezug auf ihre Angemessenheit für die Bewältigung des systemischen Ungleichgewichtszustands sprechen. Der veränderliche Zustand des Organismus wird dann zum Maßstab für die Bewertung. Etwas lockerer, aber vertrauter formuliert, verwendet der Organismus seinen eigenen Zustand als Maß für die Angemessenheit einer bestimmten Aktivität in einem gegebenen Milieu.

Diese Art der Bewertung tritt mit zunehmender Differenzierung der Orientierungsfähigkeiten immer deutlicher hervor. In komplexen Umgebungen und mit komplexen Reaktionsmöglichkeiten kann der Organismus gezwungen sein, zu ›wählen‹. Er kann dies – wenn auch nicht bewusst – auf der Grundlage des Bewertungsmaßstabs seines eigenen Zustands tun. In solchen Situationen erlangen die aktivierenden inneren Zustände außerdem den Status von Zeichen mit negativer Wertigkeit, während die äußeren Bedeutungseinheiten durch ihre Aktualisierung den Status von Zeichen mit positiver Wertigkeit erreichen. Der Grad der Positivität oder Negativität der zusammengefassten Wertigkeiten spiegelt dann den internen Maßstab wider.

Holzamps kategoriale Bestimmung der Emotionalität folgt aus diesen Überlegungen:

»Emotionalität ist die Bewertung von in der Orientierung, also ›kognitiv‹ erfaßten Umweltgegebenheiten am Maßstab der jeweiligen Zuständlichkeit des Organismus/Individuums, damit gleichbedeutend mit dem Grad und der Art der Aktivitäts-/Handlungsbereitschaft.« (Holzkamp 1983: 98)

Nach diesem Verständnis folgen Aktivitäten nie direkt aus ›Kognitionen‹ oder, in den frühesten Stadien, aus ›erhaltenen Informationen‹, sondern nur durch die qualitative Bewertung von Informationen, also durch Emotionen. In Anbetracht ihres Ursprungs in den überlebensrelevanten Orientierungs-

notwendigkeiten wird die Emotion somit als objektive Repräsentation der Umweltbedingungen im Organismus hinsichtlich ihres Überlebenswertes angesehen.

Da Emotionen die Aktualisierung von Bedeutungen bewerten, ist die evolutionäre Differenzierung der emotionalen Dimension eng mit der Differenzierung der Bedeutungsdimension verbunden. Die eigentlichen Zustandsdifferenzierungen selbst bezeichnet Holzkamp als ›Bedarfsdimensionen‹. Bedarfsdimensionen, von denen noch zu sprechen sein wird, müssen von aktuellen Bedarfen oder Bedarfszuständen unterschieden werden. Das heißt, wir können von den Möglichkeiten eines Tieres, Hunger oder Durst zu empfinden, als Bedarfsdimensionen sprechen, ohne uns um die besonderen Ausprägungen zu kümmern, in denen sich diese Bedarfe bei einem bestimmten Tier physiologisch oder verhaltensmäßig manifestieren.

Wenn wir Bedarfsdimensionen so allgemein fassen, dann gelten diese auch für Organismen auf der präpsychischen Ebene. Sie weisen Gewebedefizite im Zusammenhang mit Stoffwechselbedarfen auf, die mit der Ernährung, dem Flüssigkeitshaushalt, der Temperatur usw. zu tun haben, was als Bedarfsdimensionen anzusehen wäre. In der Tat sind dies die grundlegenden Bedürfnisdimensionen der traditionellen bürgerlichen Psychologie. Aber hier gibt es ein Problem. Wenn wir auf Basis dieser grundlegenden Bedarfsdimensionen versuchen, eine Darstellung der komplexen menschlichen Bedürfnisse zu erarbeiten, wie es die traditionellen Hull'schen und Skinner'schen Lerntheorien tun, übersehen wir den wichtigsten Punkt, den wir hier herausgearbeitet haben: Solche Bedarfsdimensionen sind präpsychisch. Passiert etwas mit solchen Bedarfen beim Auftauchen der psychischen Entwicklungsstufe? Was diese Stufe gegenüber ihrer Vorgängerin auszeichnet, ist die Verwendung von nicht-stoffwechselrelevanten Reizen als Orientierungssignale (wie das oben erwähnte Licht) durch Organismen – zunächst auf der Ebene von Populationen, zunehmend aber auch auf der Ebene von Individuen. Damit erreicht die biologische Existenz des Organismus selbst eine neue Qualität, indem er beginnt, sich in relativer Unabhängigkeit von seinen unmittelbaren Stoffwechselbedarfen zu erhalten. Von den Bedarfsdimensionen der Tiere auf der psychischen Ebene sollte daher erwartet werden, dass sie Beziehungen zu ihrer Umwelt aufweisen, die nicht durch unmittelbare Stoffwechselbedarfe bestimmt sind. Dies gilt dann für alle besprochenen orientierenden und emotionalen Entwicklungen.

Die entsprechenden Belege nehmen zu, wenn der Organismus evolutionär komplexer wird. Wie sonst ließe sich z. B. die bekannte Tatsache erklären, dass Tiere unabhängig von ihrem unmittelbaren Hungerzustand eine nahrungsbezogene Tätigkeit ausüben – wie beispielsweise Spinnen, die Beute für den zukünftigen Verzehr einwickeln, oder Eichhörnchen, die Nüsse für den Winter einlagern? Dies wird umso deutlicher bei reproduktiven Aktivitäten wie Werben und Nestbau. Kurz gesagt, die evolutionäre

Differenzierung von Bedeutungseinheiten und Strukturen ist eine Folge des zunehmenden Grades an funktioneller Unabhängigkeit von den unmittelbaren Stoffwechselbedarfen. Wenngleich die Bedarfsdimensionen auf der psychischen Ebene evolutionär und physiologisch mit den zugrunde liegenden Stoffwechselprozessen verbunden sind, sollte klar sein, dass sie nicht auf diese *reduziert* werden dürfen. Dies unterstreicht unsere Ansicht, dass der Übergang vom Präpsychischen zum Psychischen ein tiefgreifender qualitativer Schritt ist.

Da sich die Bedarfsstrukturen entsprechend der zunehmenden Komplexität des Organismus und seiner Bedeutungsstrukturen entwickeln und die von der Ethologie untersuchten, hochdifferenzierten instinktiven Aktivitätsmuster hervorbringen, braucht kaum betont zu werden, dass Populationen und die sie bildenden Einzelorganismen als im Wesentlichen einheitliche Systeme funktionieren. Das heißt, die emotionalen Bewertungen, die Bedarfsdimensionen und die Bedeutungsstrukturen entwickeln sich so, dass die durch die Differenzierung erzeugten Anteile immer in ein Ganzes integriert sind. Dies ist besonders wichtig bei der Betrachtung der Emotionalität, denn nach Holzkamps Darstellung hat sie die Funktion der Vermittlung zwischen Kognition (oder deren Vorläuferin) und Aktivität. In Organismen mit hochdifferenzierten Bedarfsdimensionen und Bedeutungsstrukturen könnte die Emotionalität diese Vermittlung nicht leisten, wenn sie nicht gleichzeitig in gewisser Weise dazu diene, die notwendigerweise auftretenden Teilbewertungen zu vereinheitlichen und so die Grundlage für eine Art Gesamtbewertung zu bilden (die später als allgemeine Befindlichkeit erlebt wird). Dies ist auch wesentlich für die Individualisierung des einzelnen Organismus, die das Endergebnis der frühen und mittleren Evolutionsstufen ist.

### 5.5 Kommunikation und Sozialstrukturen

Kommunikation ist eine qualitativ eigenständige Form der Interaktion zwischen Organismen, die in der Evolution des Psychischen entsteht. Die mindestens erforderliche Voraussetzung besteht dabei in einer hinreichend gut ausgebildeten Fähigkeit zur Diskrimination (wie oben unter dem Punkt Orientierung diskutiert). Sie ist qualitativ eigenständig, insoweit mehr dafür notwendig ist, als dass ein Organismus bloß auf einen anderen Organismus als Teil der Umwelt reagiert (wie allzu oft in den meisten behavioristischen Abhandlungen dargestellt). Sie ist eine Form der *gegenseitigen* Reaktion, die eine »dialogische Struktur des Informationsaustausches« hat (Holzkamp 1983: 113). Der »Sender« von Informationen ist gleichzeitig ein »Empfänger«. Funktional dient Kommunikation dazu, gruppenbezogene Aktivitäten zu koordinieren. Sie vermittelt das gegenseitige Helfen, Schützen und Unterstützen und bringt daher Vorteile bei der Erhaltung sowohl des indivi-

duellen Organismus als auch der Population mit sich.<sup>33</sup> Die Herausbildung der Kommunikation bedeutet einen Funktionswechsel von nicht-sozialen Interaktionen mit der Umwelt zum Erkennen anderer Organismen als Bedeutungseinheiten und damit zu sozialen und wechselseitigen Interaktionen. Während dadurch zwar auch die Kommunikation *zwischen* den Arten ermöglicht wird (z. B. gibt es eine reale Kommunikation zwischen Beute und Raubtier), entwickelt sie sich jedoch *innerhalb* der Arten am weitesten, wo die erhöhte Dichte des Informationsaustausches am ehesten der gegenseitigen Hilfe dient.

Mit der Etablierung der Kommunikation werden reale soziale Gruppen möglich. Mit ›real‹ ist hier gemeint, dass sie auf Kommunikation basieren und nicht nur auf dem Bezug zu einer gemeinsamen Umwelt oder zueinander als bloßen Aspekten der Umwelt. Soziale Gruppierungen durchlaufen eine Reihe unterschiedlicher Formen: von offenen Zusammenschlüssen, zu denen Individuen je nach Bedingungen hinzukommen oder daraus ausscheiden, bis hin zu geschlossenen Verbänden, die auf chemischer oder territorialer Orientierung basieren. Die evolutionäre Entwicklungseinheit bewegt sich hier weg von Populationen und hin zu Gruppen. Wirkliches gegenseitiges Erkennen, wie es in hochdifferenzierten und komplex regulierten tierischen Sozialstrukturen zu finden ist, erfordert individuelles Lernen, das wiederum das Hervortreten des Individuums in seiner eigenständigen Bedeutung befördert.

## 5.6 Individuelles Lernen und Entwicklung

Die Ausdifferenzierung von Orientierung, Bedeutung, Emotionalität, Bedarfen, Kommunikation und sozialen Strukturen als wichtigsten Errungenschaften auf der vormenschlichen psychischen Stufe ist nicht denkbar ohne die Entstehung von individuellem Lernen und individueller Entwicklung, die die Grundlage für den großen qualitativen Wandel zur Existenz menschlicher Individuen in Gesellschaft und Geschichte bildet. Wegen der zentralen Bedeutung dieser Entwicklung ist es sinnvoll, sie hier in den fünf Schritten der funktional-historischen Methode darzustellen, wie sie oben skizziert wurde.

Unsere erste Frage betrifft die historisch relevanten Dimensionen des qualitativen Wandels. Hier stellen wir fest, dass es keine Entwicklungsstufe gibt, auf der die Organismen nicht veränderungsfähig sind. Es gibt stets Toleranz- und Schwankungsbreiten, die für die im Evolutionsprozess geforderte Variabilität

33 Anm.d.Ü.: In bestimmten Fällen kann die Funktionsübernahme eines Tieres für andere auch zur Herabsetzung der individuellen Überlebenswahrscheinlichkeit führen: So warnt der Schrei des einen Vogels die Gruppe, zieht aber gleichzeitig die Aufmerksamkeit des Fressfeindes auf sich. Für das Überleben der Population ist ein solches Verhalten gleichwohl funktional.

sorgen. Die Variabilität ist zunächst einfach Ergebnis des probabilistisch verteilten Charakters von organischen Prozessen und hat somit zunächst keine Funktion. Sie kann jedoch unter solchen Umweltbedingungen funktional werden, die eine Formenvarianz gegenüber einer anderen begünstigen. Dann kann die Variabilität einen Selektionsvorteil darstellen und als Teil der genetischen Information weitergegeben werden. Dies ist besonders offensichtlich, wenn die Variabilitätsbereiche selbst innerhalb einer Art variieren, beispielsweise wenn das eine oder andere Geschlecht je nach Umweltbedingungen eine breitere Variabilität in der Körpergröße aufweist. Auch auf der physischen Ebene liefert die Variabilität der Fellfarbe in Abhängigkeit von den Umweltbedingungen ein Beispiel dafür, wie die physische Variabilität innerhalb der Individuen einer Art adaptiv werden kann.

Auf der psychischen Ebene ist es wahrscheinlich so, dass alle Reaktionsmuster einem gewissen Grad an Modifizierbarkeit in Abhängigkeit von den äußeren Bedingungen unterliegen. Die Gewöhnung an eine Reaktion wäre ein Beispiel dafür. Ein Organismus, dem wiederholt ein Reiz präsentiert wird, auf den er normalerweise eine feste, genetisch bedingte Reaktion zeigt, wird irgendwann aufhören, darauf zu reagieren. In einigen Fällen, wie bei der Grabwespe, hört das Tier nicht auf zu reagieren, sondern passt das feste Reaktionsmuster an veränderte Bedingungen an (Holzkamp 1983: 125). Solche Phänomene werden nicht immer als Lernen bezeichnet, aber sie geben – unabhängig von der Bezeichnung – einen klaren Hinweis auf die Art der *Modifikabilität*, d. h. eine Kombination aus Festgelegtheit und Veränderlichkeit, aus der sich das Lernen entwickelt.

Unsere zweite Frage betrifft die evolutionären Kräfte, die die Entwicklung der individuellen Veränderbarkeit auf der psychischen Ebene fördern könnten. Zum Evolutionsprozess muss eine Art von Effizienzprinzip gehören, dessen besondere Details uns hier jedoch nicht zu interessieren brauchen. Es liegt auf der Hand, dass das Überleben einer Art von Generation zu Generation auf Grundlage einer durchschnittlichen Anpassungsfähigkeit von Populationen viel weniger effizient ist als das Überleben auf der Grundlage der Fähigkeit einzelner Populationsmitglieder, sich an veränderte oder sich ändernde Bedingungen anzupassen. Kurz gesagt, es ist leicht nachvollziehbar, dass die Evolution eine gewisse Modifikabilität sowohl auf der physischen als auch auf der psychischen Organisationsebene begünstigen würde. Dies geht Hand in Hand mit der Tendenz von Organismen, immer komplexere Mechanismen zu entwickeln, die sich für das Überleben in immer komplexeren Umgebungen eignen. So entwickelt die Grabwespe eine Art von Modifikabilität, die es ihr erlaubt, sich individuell an solche Bedingungen anzupassen, die sich etwas von den normalen Bedingungen der Art unterscheiden.

Unser drittes Anliegen ist es, den Funktionswechsel von modifikablen festen Verhaltensmustern zu jenen Verhaltensmustern zu spezifizieren, die sich erst

durch Modifikation zu bilden beginnen. Zunächst handelt es sich lediglich um eine Frage der individuellen Anpassungsfähigkeit an wechselnde äußere Bedingungen. Im Fall der Grabwespe kehrt ein angepasstes Verhalten, wenn nicht künstlich beeinflusst, zu dem artspezifischen festen Muster zurück. Die Funktion der Modifikation ist die momentane Anpassung. Wenn jedoch die Variationsbreite der festen Muster durch äußeren Druck verändert wird, weil daraus ein insgesamt besser angepasstes Verhalten hervorgeht, ist die Funktion der Modifikation eine deutlich andere. Ihre adaptive Rolle wird erweitert und bildet einen notwendigen Teil der Gesamtanpassung des Tieres an seine Umwelt. Dies ist der Wandel von der Modifikabilität zur Lernfähigkeit und markiert den Ursprung einer qualitativ neuen Dimension individueller Geschichtlichkeit im Leben der Art.

Die Überlebensfähigkeit der Population und ihrer einzelnen Mitglieder hängt in gewissem Maße von Modifikationen ab, die den Umweltbedingungen angepasst sind. Die Lernfähigkeit entwickelt sich also aufgrund von Nachteilen festgelegter Reaktionen und bringt evolutionär die Überwindung dieser Nachteile hervor. Sie entwickelt sich jedoch nicht anstelle der festen Reaktionsmuster, sondern als deren notwendige Erweiterung oder Ergänzung. Die durch die Lernfähigkeit geschaffenen neuen Möglichkeiten sind ihrerseits genetisch fixiert und begrenzt. Lernen entsteht also nicht in Konkurrenz zum Instinkt, wie in so vielen der Lernen-versus-Instinkt-Debatten der Vergangenheit angenommen zu werden scheint. Wie Lorenz (1965) überzeugend argumentiert hat, ist das Lernen selbst eine angeborene Fähigkeit, also eine neue, genetisch verankerte Anpassungsstrategie.

### 5.7 Autarkes Lernen und seine Konsequenzen

In unserem vierten Analyseschritt geht es darum zu zeigen, wie Lernen zu einer *dominanten* Strategie im Leben von Individuen, Populationen und Arten werden konnte. Dieser Übergang ist jedoch eine komplizierte Angelegenheit, die mindestens drei verschiedene Teilschritte beinhaltet. Im ersten Teilschritt bleiben feste Muster noch dominant. Das Lernen entwickelt sich zunächst als subsidiäre oder komplementäre Fähigkeit, die erst später autark wird. Im letzten Schritt wird das Lernen als Anpassungsstrategie zum bestimmenden, dominanten Merkmal der Art.

Der erste Teilschritt lässt sich im Bereich der Orientierung und der Untergliederung des Orientierungsfeldes in Bedeutungseinheiten nachvollziehen. Eine sehr einfache Form ist die bereits erwähnte Habituation/Gewöhnung, bei der bestimmte Bedeutungseinheiten zumindest vorübergehend als Reize unwirksam werden. Eine dauerhaftere Form ist die erworbene selektive Fixierung. Sie findet sich in der Prägung, bei der der Organismus selektiv auf Angehörige der eigenen Spezies als Bedeutungseinheiten reagiert. Im diesem frühen Stadium des Lernens bezieht sie sich aber notwendigerweise

selektiv nur auf bestimmte Angehörige der Spezies, in der Regel Eltern und Geschwister. Am wichtigsten sind jedoch die Fälle, in denen verschiedene Aspekte der natürlich gegebenen Bedeutungseinheiten unterschiedliche Wertigkeiten erhalten. So werden beispielsweise bestimmte Orte bei der Futtersuche bevorzugt. Dies erfordert sowohl die Unterscheidung günstiger von ungünstigen Standorten als auch die Verallgemeinerung der situativen Eigenschaften der günstigen Standorte. Man kann also sagen, dass es sich um eine einfache Form der individualisierten Analyse und Synthese von Bedeutungseinheiten handelt, die wiederum eine einfache Form der Abstraktionsfähigkeit darstellt. Eine fortgeschrittenere Form zeigt sich im Versuch-Irrtums-Lernen.

Es sollte deutlich werden, dass in dem Maße, in dem Orientierung und Bedeutungsstrukturen durch das Lernen erschlossen werden, auch die Emotionalität und Bedarfsstrukturen betroffen sind. Die emotionale Bewertung von Bedeutungseinheiten in Bezug auf Bedarfe muss individualisiert werden, wenn eine individualisierte Orientierung möglich sein soll. Beispiele hierfür sind die beim Lernen durch Versuch und Irrtum entwickelten Präferenzen. Es ist naheliegend, dass Lernen auch die evolutionäre Entwicklung und die Differenzierung von Kommunikations- und Sozialstrukturen beeinflusst. Der Fall der Prägung wurde bereits erwähnt. Die deutlichsten Beispiele sind jedoch die komplexen sozialen Organisationen von Vögeln und Säugetieren, die durch eine Form von Dominanzbeziehungen gekennzeichnet sind. Diese werden ihrerseits durch Lernprozesse entwickelt und aufrechterhalten und beinhalten gleichzeitig eindeutig gelernte Modifikationen orientierender und emotionaler Vorgänge. Das einzelne Mitglied einer sozialen Gruppe muss verlässlich differenziert auf andere Mitglieder der Gruppe reagieren, wozu auch das Einschätzen ihrer Wertigkeiten für das Individuum gehört.

Eine wichtige Phase in der Evolution der Lernfähigkeit tritt dann ein, wenn sie nicht mehr nur eine vorteilhafte Ergänzung zu genetisch fixierten Mustern darstellt, sondern völlig autark wird. Während die Lernfähigkeit im früheren Teilschritt bestimmte Aspekte der psychischen Existenz individualisiert hat, fällt in diesem mittleren, »autarken« Teilschritt auf, dass das Lernen das Psychische selbst grundlegend individualisiert. Eines der markantesten Merkmale dieses Teilschritts ist das Auftreten von Neugier- und Erkundungsverhalten. Das Orientierungsfeld besteht nicht mehr nur aus Bedeutungseinheiten, die dem Tier »tue dies« oder »tue das« anzeigen, sondern es enthält nun eine Unterscheidung zwischen bereits gelernten und *neuen* Einheiten, die zu Erkundungsaktivitäten führen. Das Tier kommt so dazu, über Orientierungsbedeutungen sein eigenes Lernen zu organisieren.

In Emotion und Bedarf spiegeln sich die neuen potenziellen Bedeutungseinheiten ambivalent wider. Sie drücken sich einerseits als emotionale Qualität der Angst aus (vor Unbekanntem, möglicherweise Bedrohlichem), anderer-

seits als Bedarf, die Umwelt zu kontrollieren. Die sich hieraus bildende neue Ebene der emotionalen Bewertung könnte man als ›Risikooptimierung‹ bezeichnen. Für Tiere in diesem Entwicklungsstadium ist die Welt nicht mehr eine Reihe von Anlässen, eine Aktivität auszuführen oder nicht auszuführen. Sie ist vielmehr eine Gelegenheit für ständige individuelle ›Entscheidungen‹: Wann und in welchem Ausmaß ist Annäherung vorteilhaft, wann und in welchem Ausmaß sollte Kontakt vermieden werden etc.

Ein wichtiges Merkmal des Lernens und der emotionalen Bewertung in diesem Teilschritt ist *Antizipation*. Die neue, aktive Natur des Lernens impliziert bereits die Antizipation, dass es in jeder neuen Situation etwas zu lernen gibt. Ebenso impliziert die damit verbundene Ambivalenz auch die Antizipation positiver oder negativer Auswirkungen von Situationen oder Ereignissen, die im Moment noch neutral sind. Wenn die Erkundung zu einem positiven Ergebnis führt, kommt das Tier bei zukünftigen Gelegenheiten im Voraus dazu, entsprechende Zusammenhänge positiv zu bewerten, d. h. das positive Ergebnis zu antizipieren. Das entsprechende Gegenteil ist bei negativen Ergebnissen der Fall. In der Kritischen Psychologie wird diese erlernte, vorausschauende, emotionale Bewertung als *Motivation* gefasst. Sie ist die emotionale Seite des autarken Lernens. Das Nahrungssuchverhalten einer Wespe kann beispielsweise durch das Lernen sowohl hinsichtlich der Orientierung als auch der Emotionalität beeinflusst werden, jedoch stellt dies noch kein *motiviertes* Verhalten dar. Nur ein Verhalten, das sich an der vorausschauenden emotionalen Bewertung orientiert, die mit einem völlig autarken Lernen einhergeht, kann als *motiviert* bezeichnet werden. Eine ausführlichere Begründung dafür wird in einem späteren Kapitel über Motivation auf der menschlichen Ebene diskutiert.

Wie wir bereits gesehen haben, tritt auf der ersten Stufe des subsidiären Lernens eine Form der abstrahierenden Verallgemeinerung und Diskrimination auf. In dieser Hinsicht geht autarkes Lernen mit einem deutlichen Fortschritt einher. Basierend auf einer gründlichen Analyse der experimentellen ethologischen und psychologischen Literatur, die von Schurig (1975a, 1975b, 1976) durchgeführt wurde, kommt Holzkamp zu dem Schluss, dass hier

»ein neues Niveau der ›kognitiven‹ Informationsverarbeitung über die ›isolierende‹ und ›generalisierende Abstraktion‹ hinaus [entsteht], das dadurch gekennzeichnet ist, daß eine besondere psychische Beziehung zwischen Merkmalsklassen hergestellt wird, somit ein selbständiges ›internes Modell‹ von Außenweltbeziehungen sich herausbildet, das eine der Voraussetzungen für eine nicht an die Anwesenheit der ›kognizierten‹ Tatbestände gebundene, also ›denkende‹ Informationsverarbeitung darstellt.« (Schurig 1975b: 118ff.; zitiert in Holzkamp 1983: 149f.)

Eine solche Schlussfolgerung steht im Einklang mit dem, was wir bereits über die Entwicklung der Antizipation in diesem Teilschritt gesagt haben. In der Tat kann das mit Antizipation verbundene Erkundungsverhalten so verstanden werden, dass es genau auf die Erzeugung und Entfaltung interner kognitiver Modelle ausgerichtet ist.

Der Übergang zur Dominanz des Lernens über genetisch festgelegte Verhaltensmuster im Leben der Tiere wird mit dem Aufkommen sozialer Gruppen abgeschlossen. Warum ist das so? Während es offensichtlich ist, dass autarkes individualisiertes Lernen deutliche Vorteile für das Überleben von Tierarten hat, gibt es auf der anderen Seite auch Nachteile. In früheren, durch feste Muster dominierten Stadien trat ein individuelles Tier in sein Leben, indem es die meisten, wenn nicht sogar alle Informationen, die es für ein optimales Überleben benötigte, bereits 'eingebaut' hatte. Dies war offensichtlich vorteilhaft, solange die Umweltbedingungen, so komplex sie auch sein mochten, relativ konstant blieben und sich das Überleben der Art somit hauptsächlich auf der Ebene von Populationen entschied. Die Anpassung an neue und sich verändernde Bedingungen allein durch Mutationen blieb jedoch problematisch, da diese selten und zufällig auftreten, somit meist von Nachteil für den Organismus sind (Prinzip: Versuch – Irrtum) und sich nur in langen Zeiträumen mit konstanten Umweltbedingungen durch Vermehrung der Träger der vorteilhaften Mutation in der Population durchsetzen können. Diese Beschränkung wurde durch die allmähliche Entwicklung individueller Anpassungsmechanismen überwunden, die im autarken Lernen gipfelte. Der Nachteil bestand nun jedoch darin, dass der einzelne Organismus mit unzureichenden Informationen in sein Leben trat. Obwohl dies durch eine neue Fähigkeit zum eigenständigen Erwerb der benötigten Informationen kompensiert wurde, sah sich das Individuum nun aber auch neuen Risiken für sein Leben ausgesetzt, die zwangsläufig mit Gefahren einhergehen. Die Entwicklung der schützenden sozialen Gruppe scheint ein evolutionärer Ausgleich für dieses zusätzliche Risiko zu sein.

In diesem Zusammenhang ergeben sich weitere naheliegende und wichtige Entwicklungen. Die vielleicht wichtigste davon ist die Entstehung der Möglichkeit zur *individuellen Entwicklung*: Die Ontogenese hat heute eine große Bedeutung für die Entfaltung der psychischen Dimension des Lebens von Tieren. Eine identifizierbare Jugendphase (im Gegensatz zur Erwachsenenphase) entsteht und dehnt sich in der weiteren phylogenetischen Entwicklung aus. Diese ist notwendigerweise begleitet von immer komplexeren sozialen Mustern der Aufzucht und des Verhaltens, wie z. B. Familienbildung und elterliche Aktivitäten. Das *Spiel* entwickelt sich als ein Mittel des Lernens durch Erkundung innerhalb sozial geschützter Grenzen (vgl. Braun 1991). Bedeutungen werden zunehmend durch die Erfahrungen des Individuums *in der sozialen Gruppe* bestimmt und nicht mehr nur durch genomische Informationen oder direkte individuelle Erfahrungen, d. h., die *Sozia-*

lisation wird zu einem wichtigen Bestandteil der individuellen psychischen Ontogenese. Auf den höchsten vormenschlichen Ebenen dieser Entwicklung sehen wir die Anfänge der *Tradition*, die durch *Beobachtungslernen* erworben wird, wobei eines der vielleicht am besten dokumentierten Beispiele das Waschen von Nahrung bei japanischen Makaken ist (Schurig 1975b: 131ff., 223ff.).

## 5.8 Zusammenfassung

In diesem Kapitel haben wir eine grobe Darstellung der Entwicklung der wichtigsten psychischen Fähigkeiten und Dimensionen nachgezeichnet, welche die Entstehung der menschlichen, gesellschaftsgeschichtlichen Ebene der Existenz vorbereiten. Damit einher geht auch eine kategoriale Rekonstruktion, d. h. die Bestimmung einer Reihe grundlegender psychologischer Begriffe. Wir haben zuerst gesehen, was das Psychische vom Nicht-Psychischen unterscheidet. Anschließend haben wir veranschaulicht, wie sich verschiedene Dimensionen der psychischen Existenz ausdifferenzieren: Orientierung und Bedeutung, Emotionalität und Bedarf, Kommunikation und Sozialität. Wir haben die Entwicklung des Lernens aus einer verallgemeinerten Form der Modifikabilität heraus verfolgt. Wir stellten fest, wie das Lernen an Bedeutung gewinnt und schließlich zu einem wichtigen qualitativen Übergang in der Art und Weise führt, wie Tiere in ihrer Umwelt leben, und wie dies wiederum die Entwicklung der kognitiven, sozialen und ontogenetischen Fähigkeiten beeinflusst.

Das zentrale Merkmal dieses Prozesses ist die Herausbildung des Individuums als evolutionäre Entwicklungseinheit. Wir haben gesehen, wie dadurch Entwicklungen in der Komplexität der sozialen Organisation erforderlich wurden, und können voraussehen, dass dieser Prozess eine wesentliche Kraft beim bevorstehenden Übergang von der rein sozialen zur *gesellschaftlichen* Existenzweise sein wird. Im Zentrum der folgenden Kapitel steht der Nachweis, wie die Erkenntnisse, die aus dieser funktional-historischen Kategorialanalyse hervorgehen, die Art und Weise, wie wir über die psychischen Aspekte des heutigen menschlichen Lebens denken, tiefgreifend beeinflussen.

## 6. Von der Phylogenese zur Dominanz der Soziogenese

Dieses Kapitel setzt unsere kategoriale Rekonstruktion psychischer Funktionen des Menschen auf der gesellschaftlich-historischen Ebene fort. Wir werden zunächst die Art des qualitativen Übergangs vom Prähominiden zum *Homo sapiens* untersuchen. Dieser Übergang ist nicht nur ein Übergang der psychischen Funktionsweise, sondern des gesamten Lebensprozesses, in dem die psychischen Funktionen ihren Platz finden. Kurz gesagt, es ist ein Übergang von der Dominanz der phylogenetischen hin zur gesellschaftlich-historischen Form der Entwicklung, die durch die Phylogenese hervorgebracht wird und diese überschreitet. Wir werden dann einige der wichtigsten methodologischen Konsequenzen dieses Übergangs untersuchen. Anschließend lassen sich die Folgen für die grundlegende Umstrukturierung der psychischen Kategorien beschreiben.

### 6.1 Der Übergang zum *Homo sapiens*

Die Gattung *Homo sapiens* zeichnet sich weniger durch die Art und Weise aus, wie ihre biologische Ausstattung sie kontrolliert, als vielmehr durch die Art und Weise, wie sie ihre biologische Ausstattung kontrolliert. Die Medizin ist ein altes und bekanntes Beispiel. Wenn nichtmenschliche Tiere erkranken, erholen sie sich entweder durch natürliche physische Prozesse oder sie sterben. Ein gewisses Maß an selbstinitiierten Eingriffen kann auftreten, wenn z. B. ein krankes Tier Appetit auf eine natürliche Substanz entwickelt, die den Heilungsprozess unterstützt. Dies wird als Weisheit des Körpers bezeichnet und ist leicht durch die normale biologisch-evolutionäre Entwicklung zu erklären.

Anders verhält es sich beim Menschen, der in dieser Hinsicht einzigartig unter den Tieren ist. Wenn ein Mensch erkrankt, neigen andere Menschen dazu, mit Hilfsmitteln einzugreifen, die sich weniger von der Weisheit des Körpers leiten lassen, als von kulturell angehäuften Wissen, das von einer Generation zur anderen weitergegeben wird – nicht durch die Weitergabe von genomischem Material, sondern durch Kommunikation und Lernen. Dieser Prozess wird in der kulturellen Arbeitsteilung schließlich als Medizin institutionalisiert. Heute können solche Eingriffe recht dramatisch aussehen: künstlich hergestellte Medikamente auf der Basis physiologischer und biochemischer Forschung, Röntgenstrahlen zur Diagnose und Behandlung, Organtransplantationen und Gentechnik.

Obwohl man weiß, dass Tiere ›Traditionen‹ haben, die als Vorläufer der menschlichen Kultur angesehen werden müssen, erreichen diese nicht annähernd die Komplexität menschlicher Traditionen, seien sie nun wissenschaftlicher oder vorwissenschaftlicher Art. Darüber hinaus sind Tiere von ihren Traditionen nicht in dem Maße abhängig, wie der Mensch von seinen Traditionen abhängig ist. Aus streng biologischer Sicht ist das menschliche Tier

faktisch derart ›überentwickelt‹, dass es nur noch für die Existenz innerhalb einer Kultur geeignet ist: Der Mensch würde ohne seine Traditionen nicht überleben. Wenn andererseits ein Japanmakak nicht lernt, seine Nahrung zu waschen, oder ein Schimpanse nicht lernt, wie man mit Stöcken Maden aus den Spalten der Baumrinde herauspickt, wird sein Überleben oder das seiner Verwandten und Gefährten aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ernsthaft beeinträchtigt.

Dies sind nur einige der Gründe für die Annahme, dass sich das menschliche Tier nicht nur quantitativ von anderen Tieren unterscheidet (was sicherlich so ist, da vieles, was Menschen tun, zumindest in weniger entwickelten Formen auch bei Tieren zu finden ist), sondern auch in qualitativer Weise von ihnen verschieden ist. Mit diesem qualitativen Unterschied werden wir uns in diesem Abschnitt des Kapitels befassen. Bei der Erläuterung des Prozesses, der diesen qualitativen Wandel hervorgebracht hat, werden wir die ersten vier Schritte der funktional-historischen Methode nachvollziehen.<sup>34</sup>

Im ersten Schritt können wir eine Vielzahl von Merkmalen der Prähominiden identifizieren, die die Voraussetzungen für diesen Übergang geschaffen haben. All diese sind bei lebenden Primaten – insbesondere bei den ›Menschenaffen‹ (*Pongidae*) – vorhanden. Hierzu gehören die Eigenschaften, sowohl Omnivoren (›Allesfresser‹) als auch tagaktiv zu sein, sowie verschiedene Sinnesentwicklungen sowohl für nahe als auch für entfernte Objektwahrnehmung. Darüber hinaus erscheinen uns drei weitere Entwicklungen besonders wichtig.

Da wäre zunächst die Fähigkeit zur aufrechten Körperhaltung. Bevor die höchste prähominide Entwicklungsstufe erreicht wurde, beförderte eine von Bäumen dominierte Umwelt die Entwicklung der Vordergliedmaßen und schließlich der Hände. Noch vor dem Erreichen der vollen Zweibeinigkeit (Bipedie) wurde die aufrechte Körperhaltung, die dem Übergang in die Savanne folgte, ein bedeutender Faktor für die freie Verfügbarkeit der Hände zur Manipulation von Objekten. Die zunehmende Abhängigkeit von solchen Manipulationen förderte wiederum die Weiterentwicklung der feinmotorischen Steuerung der Finger.

Aus dem ersten resultierte das zweite Merkmal: die zunehmende Verwendung von Gegenständen als Hilfsmittel für Aktivitäten. Ein gutes Beispiel sind Jane Goodalls Beobachtungen von freilaufenden Schimpansen, die mit Stöcken Maden aus Löchern fischen. Ein weiteres Beispiel sind die Experimente von Wolfgang Köhler an gefangenen Schimpansen. Es sei daran erin-

<sup>34</sup> Diese Methode wurde in Kapitel 5 in fünf Schritten charakterisiert. Dies ist immer dann der Fall, wenn es um Fragen der tierischen Evolution geht. Der fünfte Schritt ist praktisch eine Rückkehr zum ersten auf einer neuen Ebene. Mit dem Übergang zum Menschen ändert sich jedoch die Natur der weiteren Entwicklung selbst (jetzt eher gesellschaftlich-historisch als biologisch-evolutionär). Das bedeutet, dass die funktional-historische Methode, die der evolutionären Entwicklung angemessen war, nun durch geeignetere Methoden ersetzt werden muss.

nert, dass Köhlers Schimpansen in der Lage waren, eine Banane heranzuziehen, indem sie zwei Stöcke zusammensteckten, sodass einer davon lang genug war, um die gewünschte Frucht zu erreichen. Auch stapelten sie Kisten, auf die sie kletterten, um eine ansonsten außerhalb der Reichweite befindliche Banane zu erlangen, die von der Decke hing. Ein faszinierendes Experiment von Wright (1972) hat gezeigt, dass ein Orang-Utan unter optimalen Bedingungen und bei entsprechender Ermutigung lernen kann, eine Klinge aus Stein herzustellen, um Schnüre zu schneiden und so Zugang zu einer Kiste mit dem gewünschten Futter zu erhalten.

Diese und andere Beispiele für den Gebrauch von Werkzeugen durch Tiere erlauben einige wichtige Schlussfolgerungen. Die Komplexität des Verhaltens, wie bei Wrights Orang-Utan, ist oft bemerkenswert, und oberflächlich betrachtet wäre es kaum zu unterscheiden von menschlicher Werkzeugbenutzung. Entscheidend ist jedoch nicht nur die Verwendung eines Werkzeugs oder anderer Hilfsmittel, sondern ob die Gesamtkonsequenz des Tieres aus verschiedenen Phasen besteht, die jeweils in Relation zu einem einzigen, gemeinsamen Ziel stehen. Diese Art der Organisation unterscheidet sich deutlich von komplexen Verhaltensabläufen, bei denen jedes Segment oder jede Phase unter der Kontrolle eines anderen Reizes steht und die Reihenfolge des Verhaltens eher die Abfolge der Reize widerspiegelt – ob sie nun der Umwelt entstammen oder durch die eigenen Handlungen des Tieres erzeugt werden – und nicht die Art und Weise, wie das Tier selbst sein Verhalten organisiert. Das bedeutet für den Schimpansen in Köhlers Experimenten beispielsweise, dass – nachdem er in einer Situation Kisten gestapelt oder Stöcke als Hilfsmittel zusammengesteckt hat – diese »Fähigkeiten« nun für andere Situationen verfügbar werden, d. h., sie sind übertragbar, und es ist wirklich das Tier, nicht die Situation, das diese Übertragbarkeit bestimmt.

Die so hergestellten Werkzeuge, wie die von Goodalls Schimpansen verwendeten Stöcke oder die von Wrights Orang-Utan hergestellten Steinklingen, werden jedoch nicht für den zukünftigen Gebrauch aufbewahrt. Ob ein Schimpanse in einer bestimmten Situation einen Stock benutzt, hängt ganz davon ab, ob er zu diesem Zeitpunkt verfügbar ist. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass diese Tiere sich sehr weit vom Objekt ihrer Aufmerksamkeit entfernen, um ein Werkzeug zu beschaffen, das nicht sofort vorhanden ist, oder dass sie ein solches Werkzeug aus der Situation des ersten Gebrauchs in eine andere Situation tragen, für die es möglicherweise benötigt wird. Kurz gesagt, während das Tier eindeutig die Nutzung seines Werkzeugs selbst organisiert, ist diese Organisation noch immer zu einem erheblichen Grad situationsgebunden.

Eine weitere Beobachtung ist, dass sich die Aktionsphasen tendenziell *innerhalb* des Individuums organisieren und sich nur in Ausnahmefällen auf mehrere Individuen verteilen. Es kommt z. B. nicht vor, dass ein Tier die Kisten stapelt, während ein anderes die Banane holt, sodass der Aufwand geteilt wird. Das heißt, eine komplexe Aktivität führt in der Regel nicht zu einer sozialen

Aufgabenteilung. Es ist jedoch wichtig, dass sich die spätere *soziale Arbeitsteilung* mit ihrer Trennung von Werkzeugherstellung und Werkzeugnutzung sowie der für den Menschen charakteristischen Aufbewahrung von Werkzeugen ohne die komplexen Entwicklungen auf der prähominiden Ebene nicht hätte entwickeln können.

Die soziale Arbeitsteilung hätte sich ebenfalls nicht ohne die vorherige Entwicklung ziemlich komplexer, gelernter sozialer Beziehungen auf der prähominiden Ebene entwickeln können, womit die dritte wichtige Voraussetzung für den Übergang benannt ist, um den es uns geht. Auch hier weisen die höheren Primatenarten allesamt entsprechende komplexe »interindividuelle« Beziehungen auf. Zwar scheinen die Dominanzhierarchien weitgehend biologisch bedingt zu sein, jedoch bilden sie eine Art Rahmen, innerhalb dessen komplexe, gelernte Beziehungen ausgebildet werden können, so etwa in Pflegeritualen (*grooming*) oder sogar rudimentären Koordinationen innerhalb von Gruppenaktivitäten wie der Jagd.

Kommen wir nun zum zweiten Schritt der funktional-historischen Analyse: Welche Umweltveränderungen könnten die Widersprüche hervorgerufen haben, die notwendig waren, um unsere primatischen Vorfahren zu einer noch komplexeren Organisation ihrer Aktivität zu treiben? Ob getrieben oder freiwillig, es ist in der Paläoanthropologie allgemein anerkannt (z. B. Wolpoff 1980), dass die entscheidende Umweltveränderung der Übergang vom Leben im Wald hin zu offenen Graslandschaften war. Mit diesem Schritt entstand der Druck zur Entwicklung einer voll ausgebildeten Bipedie, zur stärkeren Nutzung und Anpassung von Werkzeugen sowie zu signifikanten Veränderungen in der sozialen Organisation. Das folgende Zitat von Wolpoff zeigt einige der wichtigen Entwicklungsdrücke auf, die von dieser neuen Umgebung ausgingen:

»In einer weitgehend offenen Savanne stehen Bäume tagsüber meist nicht zur Flucht vor Raubtieren zur Verfügung, obwohl sie nachts vielleicht als Schlafplatz dienen könnten. Bei einem Primaten, der bereits Werkzeuge benutzt, könnten die Selektionsbedingungen in der Savanne leicht zu einer Abhängigkeit von Werkzeugen zur Verteidigung führen. Werkzeuge, selbst so einfache wie Keulen, sind aus mindestens zwei Gründen bessere Waffen als Hunde. Erstens erlauben sie den Kampf auf etwas größere Distanz. Zweitens können Keulen, wenn sie zerbrochen sind, im Gegensatz zu Hunden ersetzt werden. Damit ein Knüppel jedoch als Verteidigungsmittel nützlich ist, muss er bei Bedarf sofort verfügbar sein. In einer offenen Savanne verlangt dies das Tragen der Keulen, was bei einem Hominoiden, der bereits ein Zweibeiner ist, nur geringe Veränderungen mit sich bringen würde, obwohl die Haltung des Oberkörpers mit dem zusätzlichen Gewicht evolutionär zu einem effizienteren Ausgleich des Beckens sorgen könnte (wenn dieser nicht bereits vorhanden ist). Dies würde zum Verlust der verbleibenden vierfüßigen Fähigkeiten führen.« (Wolpoff 1980: 99; eigene Übers.)

Die volle Bipedie und die Verwendung von Werkzeugen, einschließlich ihres Tragens und Aufbewahrens, fördert auch deren *Aufbereitung* und nähert sich dem an, was als *Herstellung* angesehen werden kann – beispielsweise bei der Anfertigung einer Keule mit den richtigen Proportionen und dem richtigen Gewicht. Betrachtet man nur die Keulen, so kann man bereits einige wichtige psychologische Zusammenhänge erkennen. Damit ein Tier eine Keule trägt, muss es in der Lage sein, sich ihren zukünftigen Gebrauch zu visualisieren (oder diesen auf andere Weise vorzustellen). Dies ist etwa besonders wichtig bei der Vorbereitung einer Keule, die zwar schwer genug ist, um sie effektiv gegen Raubtiere zu nutzen, jedoch nicht zu schwer, um sie zu tragen. Wenn wir die Fähigkeit zur Übertragung von Fertigkeiten bei den bisherigen Hominiden berücksichtigen, können wir uns leicht vorstellen, wie die relative Knappheit an Nahrung in der Savanne die Übertragung der Verwendung von Keulen zum Schutz hin zu ihrer Verwendung bei der Jagd, beim Graben und bei der rudimentären Nahrungszubereitung befördert. Wie Holzkamp betont (1983: 166), muss die verstärkte Nutzung und Aufbereitung von Werkzeugen zu einer ›Externalisierung‹ von Informationen führen, die die Tiere bereits verinnerlicht hatten (wie bei der emotionalen Bewertung von Umweltsituationen). So werden beispielsweise Informationen über mögliche Raubtiere durch die Vorbereitung und Aufbewahrung der Keule, die gegen sie eingesetzt werden soll, externalisiert. Für den Prähominiden bedeutete dies auch einen erhöhten Selektionsdruck hinsichtlich der Vergegenwärtigung von Zusammenhängen, die sich über Raum und Zeit erstrecken – im Gegensatz zu bloß unmittelbar vorhandenen Reizsituationen. Der daraus resultierende Druck auf die weitere Entwicklung sowie die damit einhergehende Bedeutung des Lernens braucht kaum mehr betont zu werden.

Der Übergang zum Leben in der Savanne setzte auch die soziale Organisation unter Druck. Überbleibsel instinktiver Territorialität als Grundlage für den Zusammenhalt der Gruppe mussten reduziert oder beseitigt werden. Um über größere Flächen als im Waldgebiet zu verfügen, mussten bereits bestehende soziale Beziehungen weiterentwickelt werden, um die Territorialität als primäre Grundlage des Gruppenzusammenhalts zu ersetzen. Das Tragen von Werkzeugen führte zum Transportieren und schließlich zum Teilen von Nahrung, was eine immer wichtigere Grundlage für die soziale Organisation wurde. Dies bedeutete eine Verschiebung des Schwerpunkts von biologisch notwendigen familiären Beziehungen hin zu erlernten Beziehungen, die die Erhaltung der sozialen Gruppe selbst zur Grundlage haben. Diese Entwicklung integrierte sich wiederum in die bereits bestehende Fähigkeit zur Übertragung von Aktivitätsabschnitten, sodass Gesamtaktivitäten unter den Individuen aufgeteilt werden konnten, wie etwa beim Sammeln und anschließenden gemeinsamen Verzehr von Nahrungsmitteln. Das Aufteilen weitete sich allmählich auf die Zurichtung und Nutzung von Werkzeugen aus, sodass der Zurichter oder Hersteller nicht mehr der Nutzer sein musste. Wahrschein-

lich setzte hier eine positive Feedback-Schleife ein, in der die Notwendigkeit, Werkzeuge zuzurichten, zu einer sozialen Aufteilung von Zurichtung und Nutzung führte, wodurch wiederum eine aufwändigere und umfangreichere Herstellung gefördert wurde.

Ein allgemeines und wichtiges Ergebnis dieser Entwicklung war die Herausbildung einer Beziehung zwischen dem einzelnen Tier und seiner Umwelt – zunehmend vermittelt durch erlernte soziale Beziehungen und Traditionen. Die individuelle Aktivität als solche wurde immer stärker von den Beziehungen zu anderen bestimmt. Das Individuum musste den Umgang mit Materialien und Techniken von anderen erlernen. Die hergestellten Werkzeuge wurden ebenso wie die Erzeugnisse ihres Gebrauchs gemeinsam genutzt. Gleichzeitig wurde die Tätigkeit der Individuen zunehmend von Aktivitätsergebnissen bestimmt, die mehr mit der Gruppe als mit den Individuen selbst zu tun hatten. Dies bedeutete erhebliche Verschiebungen in der Charakteristik psychischer Funktionen wie der Motivation. War ein Tier zunächst motiviert, das von ihm angestrebte, emotional am höchsten bewertete Ergebnis für sich selbst zu erzielen, musste das Ergebnis nun nach seinem Wert für die Gruppe beurteilt werden, da das Individuum nunmehr alleinig durch die gruppenbezogene Kooperation in der Lage war, seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Zu dieser und anderen psychischen Implikationen werden wir später noch weitere Details anführen.

Der dritte Schritt in unserer funktional-historischen Analyse beschäftigt sich mit einer Umkehrung von Mitteln und Zwecken. Hierbei ist nicht nur die verallgemeinerte Zurichtung und Nutzung von Werkzeugen die bedeutende Umkehrung, die wir später diskutieren wollen, sondern ebenso die der individuellen und sozialen Beziehungen, in welche Zurichtung und Nutzung von Werkzeugen eingebettet waren. Dies zeigt sich darin, dass sich die durch die Gruppentätigkeit befriedigten Bedürfnisse von denen des Individuums hin zu allgemeinen sozialen Bedürfnissen verschoben. Wie wir gesehen haben, begünstigte der Druck, der sich bei der Anpassung an das Leben in der Savanne aufbaute, eine engere und flexiblere Kooperation zwischen den Individuen zur Befriedigung individueller Bedürfnisse. Das führte zu einer Transformation der individuellen in soziale Bedürfnisse. Der Einzelne kooperierte nun nicht mehr alleinig für sein eigenes Überleben, sondern für das Überleben der Gruppe. Die Gruppenaktionen, die die *Mittel* des Individuums zum Überleben waren, wurden zum überlebenswichtigen *Zweck* des Individuums, sie wurden zum Selbstzweck.

Der vierte Schritt war erreicht, als diese Zweck-Mittel-Umkehrung dominant wurde. Was dominant wurde, war neben der verallgemeinerten Herstellung und Nutzung von Werkzeugen die anpassungsfähige, flexible, gelernte Art und Weise, in der die nun wesentlichen sozialen Arrangements gebildet wurden. Das Ergebnis war eine große Verschiebung von der Dominanz der biologischen Phylogenese zur historischen Soziogenese, also zu einem Prozess,

den Holzkamp als *gesellschaftlich-historisch* bezeichnete (1983: 174). Dies war, wie bereits betont wurde, eine Umkehrung, die nicht nur innerhalb der psychischen Funktionen erfolgte, sondern innerhalb des gesamten Lebensprozesses, in dem psychische Funktionen vorkommen.

Nach der Überprüfung der offensichtlich notwendigen Schritte in der Entwicklung des Einsatzes und der Herstellung von Werkzeugen kommt Holzkamp zu folgendem Schluss:

»Das generelle Prinzip, mit dem man diese Entwicklung kennzeichnen kann, ist die wachsende aktive Aneignung der Natur durch verändernd eingreifende Vergegenständlichung verallgemeinerter Zwecke der Lebensgewinnung. Die so charakterisierte Vergegenständlichung ist die neue, gesellschaftliche Qualität der früher dargestellten ›Wiederveräußerlichung‹ von Orientierungsaktivitäten durch die ›Mittelherrichtung‹ und ›-benutzung‹ [...] Der Prozeß der Aneignung-Vergegenständlichung ist die früheste Ausformung von ›Arbeit‹ als ›gebrauchswertschaffende‹ Umgestaltung menschlicher Lebensbedingungen, damit Schaffung von Lebensmitteln. Die Werkzeuge sind also die frühesten Formen von Arbeitsmitteln.« (Holzkamp 1983: 176)

Es ist die *Arbeit*, die hier neu ist. Arbeit ist die kollektive, objektivierende Veränderung der Natur, die Beherrschung der Naturkräfte mit dem Ziel, das allgemeine Wohl vorsorgend zu sichern. Das unterscheidet eine *gesellschaftliche* Existenzweise von einer rein *sozialen*. Objektiviert wird hier das Wissen über Materialien und Mittel-Zweck-Zusammenhänge. Die Aneignung von Wissen ist also in erster Linie die Aneignung von erlernten Traditionen und darin überliefertem Wissen. Das angeeignete und objektivierte Wissen existiert als solches in Form von Abstraktionen. Wie wir bereits gesehen haben, verkörpert das Werkzeug sowohl das Wissen über seine Verwendung als auch über das, worauf es angewendet werden soll, d. h. was seine Bedeutung ist. Damit ist das Werkzeug der ›Träger‹ der historisch ersten, echten, bewussten und durchdachten Abstraktion (was hier dasselbe ist wie Verallgemeinerung). Im Zentrum des Gesellschaftlichen im Gegensatz zum Sozialen, des Gesellschaftlich-Historischen im Gegensatz zum Phylogenetischen, steht das Wissen, das durch Lernen und Tradition weitergegeben und von Objekten wie Werkzeugen und schließlich von Worten getragen wird.

Die entscheidende Voraussetzung für die Dominanz des Gesellschaftlichen besteht darin, den inneren Widerspruch zwischen der Aufrechterhaltung des Lebens und den äußeren, das Lebenssystem bedrohenden Bedingungen nicht mehr durch Phylogenese, also durch Veränderung der genomischen Information, sondern nur noch durch Optimierungen innerhalb des Prozesses der Bildung gesellschaftlicher Traditionen aufzulösen. Dabei erfolgt die Anpassung nicht mittels Eliminierung der am wenigsten angepassten Individuen oder Populationen, sondern durch die aktive Anpassung der gesellschaftlichen Prozesse an die Anforderungen der Außenwelt. Wie wir bereits angedeutet

haben, geschah dies zunehmend in Form einer Veränderung der Außenwelt durch Lernen und den Arbeitsprozess, bis wir schließlich heute den Punkt der Veränderung unserer eigenen biologischen Grundlage erreichten (durch Gentechnik u. a.).

Wann wurde der Dominanzwechsel abgeschlossen? Wie Schurig (1976) und Holzkamp (1983) feststellen, reichen die Übergangsstadien von den frühesten Hominiden, wahrscheinlich Australopithecinen, bis zum Verschwinden des *Homo erectus* und des *Homo neanderthalensis*, die beide, so vermuten sie, gerade deshalb nicht überlebten, weil sie den Übergang zu einer vollwertigen gesellschaftlichen Existenz nicht vollzogen haben. Der *Homo sapiens* entwickelte sich biologisch vor etwa 400 000 Jahren (Wolpoff 1980: 247) und benötigte wahrscheinlich einen Großteil der Übergangszeit, um den Dominanzwechsel zu vollziehen. Es ist nur klar, dass der Übergang im Wandel von der Jäger- und Sammlerwirtschaft (Schurig und Holzkamp nennen sie ›Okkupationswirtschaft‹) hin zur Landwirtschaft (die sie als ›Produktionswirtschaft‹ bezeichnen) stattgefunden hat. Dies scheint erst vor etwa 10 000 Jahren geschehen zu sein. Der voll gesellschaftliche *Homo sapiens* ist also eine vergleichsweise junge Entwicklung. Es ist jedoch zu bedenken, dass die gesellschaftliche Natur des *Homo sapiens* schon lange vor dem Dominanzwechsel phylogenetisch vorbereitet wurde. Der scheinbar so lange dauernde Übergangsprozess beinhaltet eine komplexe Interaktion zwischen phylogenetischen und gesellschaftlichen Prozessen, wobei Letztere schließlich ohne unmittelbare, signifikante biologische Veränderung dominant wurden.

## 6.2 Methodische Auswirkungen des Übergangs zur Soziogenese

Es sollte offensichtlich sein, dass die von uns als funktional-historisch beschriebene Methode nicht mehr geeignet ist, psychologische Kategorien zu analysieren, sobald die Soziogenese gegenüber der Phylogenese dominant wird. Die Soziogenese führt eine neue ›Logik‹ in die Welt der menschlichen Existenz ein, die methodologisch reflektiert werden muss. Dies wird von Wolpoff, der von der gesellschaftlichen Existenz als Kultur spricht, deutlich zum Ausdruck gebracht:

»Die kulturellen Veränderungen zugrunde liegende Basis unterscheidet sich stark von der Basis der Veränderungen der physischen Struktur und Form. Letztere hängen von den Kräften der Evolution ab, die auf bestehende Genpools einwirken. Sie ist nur insofern an die Vergangenheit gebunden, als die genetische Variation im Genpool, die die Grundlage für zukünftige Veränderungen bildet, das Ergebnis von Anpassungen in der Vergangenheit ist. Der evolutionäre Wandel ist linear und proportional zur Stärke der evolutionären Kräfte. Je größer der Selektionsdruck, desto schneller die Veränderung. Aber die plio-pleistozänen evolutionären Veränderungen beinhalteten nicht die Hinzufügung von *weiterem* genetischem Material. Stattdessen hat sich das

bereits vorhandene genetische Material verändert. Kulturelle Veränderungen hingegen sind auf ganz andere Weise mit der Vergangenheit verbunden. Kultureller Wandel ist additiv und kumulativ. Was sich ändern kann, hängt davon ab, was bereits bekannt ist. Der Grund dafür, dass die Neandertaler keine Atombomben erfunden haben, ist nicht, dass sie »zu dumm« gewesen wären, sondern dass viele Ideen noch nicht in den Wissenskorpus der Menschheit aufgenommen waren. Das bedeutet, dass sich die *Änderungsrate* des kulturellen Wandels ständig beschleunigen muss, während die *Änderungsrate* der physischen Formänderungen nur linear verlaufen kann, wie es im Post-Pleistozän der Fall war. Deshalb muss es einen Zeitpunkt geben, an dem die erste Änderungsrate die letztere übersteigt. Irgendwann wird es für ein Individuum innerhalb einer Bevölkerung unmöglich, die gesamte Information, die von Generation zu Generation weitergegeben wird, zu erlernen.« (Wolpoff 1980: 354; eigene Übers.)

In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu bekräftigen, dass die Wirkung der Phylogenese nicht zum Stillstand gekommen ist. Wie Wolpoff bemerkt, »bedeutet dies nicht, dass die menschliche Evolution aufgehört hat; die Genpools verändern sich weiter« (1980: 355). Tatsächlich unternehmen wir mittels Gentechnik bewusst den Versuch, sie selbst zu verändern. So wie Lorenz (1965) den falschen Konflikt zwischen »angeboren« und »gelernt« erfolgreich gelöst hat, indem er darauf hinwies, dass Lernen eine in der Evolution entstandene und daher angeborene Fähigkeit ist, müssen wir uns vor Augen halten, dass auch die gesellschaftliche Existenzweise (oder Kultur) eine in der Evolution entstandene und daher angeborene Fähigkeit ist. Dazu bemerkt Holzkamp:

»Der Terminus »gesellschaftliche Natur« des Menschen ist also kein pseudo-dialektischer Trick, durch den das, was real unvereinbar ist, in paradoxer Rede verbal zusammengezwungen wird, sondern Resultat einer naturwissenschaftlich ausweisbaren Begriffsbildung.« (Holzkamp 1983: 187)

In der Phase zwischen Funktions- und Dominanzwechsel wirken hingegen sowohl evolutionäre wie gesellschaftliche Entwicklungsprozesse gleichzeitig. Die sich phylogenetisch herausbildende gesellschaftliche Lebensweise bot Selektionsvorteile und wirkte so auf die genomische Information zurück. Methodologisch bedeutet dies, dass wir in zwei Schritten vorgehen müssen. Dabei ist die funktional-historische Methode als erste Stufe eines zweistufigen Prozesses zu betrachten. Unser Anliegen ist es hier, die Eigenart dieser zweiten Stufe zu spezifizieren.

Das vielleicht methodisch wichtigste Merkmal der gesellschaftlichen Existenz – im Gegensatz zur biologisch-sozialen Existenz – ist die Beziehung zwischen Individuum und Gruppe. Wenn die Phylogenese dominiert, werden die Informationen, die für das Überleben sowohl der Individuen als auch der Gruppen (in diesem Fall der Populationen) benötigt werden, genetisch

kodiert und im Genom jedes einzelnen Mitglieds der Population abgelegt. Variationen dieser Informationen bilden die Grundlage der phylogenetischen Evolution, sodass Individuen, die für das Überleben der Population schädliche Informationen tragen, tendenziell eliminiert werden, während diejenigen, deren Informationen dem Überleben der Population dienen, erhalten bleiben. In einem solchen System ist es die Population, die zählt, die überleben *muss*. Individuen sind zwar wichtig, jedoch nur als Elemente innerhalb der Population. Der zufällige Verlust eines oder mehrerer Individuen stellt keinen Verlust an essenziellen Informationen und somit keine Bedrohung (außer vielleicht in quantitativer Hinsicht) für das Überleben der Population dar.

Wie das obige Zitat von Wolpoff zeigt, verhalten sich die Dinge jedoch anders, sobald die gesellschaftliche Existenzweise dominant und die menschliche Gattung von der Kultur abhängig geworden ist. In der kulturellen oder gesellschaftlichen Existenzweise wird die zum Überleben notwendige Information meist gelernt, traditionell oder kulturell, d. h., sie wird in gesellschaftlichen Beziehungen und nicht im Genom weitergegeben. Diese Informationen werden zunehmend komplexer, sodass es für ein einzelnes Individuum unmöglich ist, sie vollständig zu erwerben oder zu besitzen. Die wesentlichen Informationen sind geteilte Informationen, die von Generation zu Generation in den Produkten und Traditionen der Gesellschaft weitergegeben werden. Es wird nun wichtig, dass die Individuen – und nicht nur die Populationen – erhalten bleiben. Wir entsenden ausgebildete Fachleute, um unseren Mitmenschen in den verarmten Ländern der ›Dritten Welt‹ zu helfen. Warum ausgebildete Fachleute und nicht einfach irgendjemanden? Man stelle sich die Folgen der plötzlichen Eliminierung von ärztlichem Fachpersonal und medizinisch Forschenden aus unserer Mitte vor oder etwa die Folgen der Beseitigung aller Beschäftigten in der Elektrotechnik, Sanitärtechnik oder Landwirtschaft. Man könnte einwenden, dass die moderne Technologie die entsprechenden Fertigkeiten in vielen Berufen überflüssig gemacht hat, sodass diese von fast jeder Person mit auch nur einem Mindestmaß an Kompetenzen ausgeführt werden könnten. Aber jemand musste zuerst die Technologie schaffen, die das möglich macht. Alles in allem zeigt selbst eine oberflächliche Betrachtung solcher Sachverhalte, wie völlig hilflos jeder oder jede von uns ohne die Unterstützung bestimmter anderer Personen wäre. In dieser Art von Existenz, der gesellschaftlichen Existenzweise, kommt Individuen also eine viel wichtigere Rolle zu. Im Gegensatz zu biologischen Populationen kann die Funktion der Gesellschaft nicht in erster Linie darin bestehen, sich selbst zu erhalten, sondern sie muss darin bestehen, die Individuen zu erhalten – und zwar in einer geplanten und bewussten Art und Weise.

Hier liegt eine gewisse Ironie. Wirklich autarke Individuen sind jene Tiere, die nur als Elemente von Populationen existieren, innerhalb deren sie als solche nicht wichtig sind. Erst in dem Maße, in dem das Individuum sozialisiert, vergesellschaftet, ja sogar kollektiviert wird, wie es in der gesellschaftlichen

Existenzweise der Fall ist, erreicht es wahre Individualität in dem Sinne, dass es als Individuum *Bedeutung* erlangt. Anders als in vielen populären und wissenschaftlichen Denkansätzen, die aus der konservativen Ideologie des Individualismus stammen (z. B. in Freuds *Das Unbehagen in der Kultur*, 1930/1975), beinhaltet die Position, die wir hier entwickeln, keinen Gegensatz zwischen Gesellschaft und Individuum: Ein Individuum (d. h. eine ›Persönlichkeit‹) wird man nur innerhalb der gesellschaftlichen Beziehungen zu anderen Menschen, wobei das Überleben der Gesellschaft zunehmend von der Individualisierung der Individuen (d. h. ihrer Unterscheidung als ausgeprägte ›Persönlichkeiten‹) abhängt.

Genau genommen ist die Welt, in der Menschen leben, eine *gesellschaftliche Welt*. Selten (wenn überhaupt) sind wir mit einer rein natürlichen Welt konfrontiert und müssen uns mit ihr nur auf Grundlage der in unserem genetischen Material enthaltenen Informationen auseinandersetzen. Unsere Beziehungen sowohl zur gesellschaftlichen als auch zur natürlichen Welt werden durch unsere Beziehungen zu anderen Menschen vermittelt, sei es eine tatsächliche Person, ein von anderen Personen geschaffenes Produkt oder durch die von anderen Personen erlernte Sprache einschließlich des von ihr getragenen Bedeutungssystems, d. h. durch Wissen.

Die funktional-historische Methode kann zwar die naturgeschichtliche Basis psychologischer Kategorien aufzeigen, sie kann jedoch nicht ihren *gesellschaftlich vermittelten Charakter* auf Basis der spezifisch menschlichen, gesellschaftlichen Existenzweise entwickeln. Wie wir sehen werden, unterscheidet sich der vermittelte Charakter von Orientierung, Bedeutung, Emotion, Motivation, Lernen etc. auf der menschlichen Ebene in qualitativer Hinsicht signifikant von ihren Gegenstücken auf der sub- oder prähumanen Ebene. Die zweite Stufe der Methodik, die wir anstreben, muss sich also aus der Herausarbeitung der *grundlegenden, verallgemeinerten gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit* individuellen menschlichen Handelns ergeben.

Diese Vermitteltheit durchzieht jeden Aspekt des individuellen Psychischen. Gleichzeitig zeigt sie sich im Individuum als doppelseitige Beziehung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen. Zum einen stellen sich diese Verhältnisse dem Individuum als die Vorbedingungen dar, unter denen die persönliche Existenz und das tägliche Leben gesichert werden müssen. Zum anderen erscheinen sie als das, was das Individuum durch seine Teilnahme an produktiven Aktivitäten mit anderen herstellt und erhält. Das Verhältnis zwischen diesen beiden Seiten der erfahrenen Lebenswelt ist wiederum selbst gesellschaftlich vermittelt. Sowohl historisch als auch psychologisch ist es bedeutsam, dass diese Aspekte der individuellen Lebenserfahrung mit einer fortschreitenden (oder zumindest komplexer werdenden) gesellschaftlichen Existenz zunehmend getrennt und potenziell unvereinbar werden. Man denke an die Mitarbeiterin einer Poststelle in einem Unternehmen, die Informationen aus Frachtbriefen und ähnlichen Dokumenten in einen

Computer eingibt. Sichert sie damit ihre eigene Existenz (und möglicherweise auch die ihrer Familie) oder trägt sie zum Gesellschaftserhalt bei? Natürlich wissen wir ebenso wie sie selbst, dass sie beides tut, allerdings ist der Zusammenhang zwischen ihren tatsächlichen täglichen Aktivitäten und der Befriedigung ihrer Bedürfnisse ein komplexer, der sowohl ein Verständnis des Zusammenhangs voraussetzt als auch die Sicherheit, dass ihre Aktivitäten darin eine sinnvolle Funktion erfüllen, also wirksam sind. Ihr Handeln (etwa warum sie überhaupt zur Arbeit geht) kann mit traditionellen Konzepten der Kognition, Emotionalität und Motivation nicht verstanden werden, die sich aus der Unmittelbarkeit ableiten, mit der etwa hungrige Tiere unterschiedlich auf Stimuli für prompt gegebene oder verzögerte Futterbelohnungen reagieren. Nach Holzkamp wäre der Mensch, der psychologisch allein anhand solcher Begriffe verstanden wird, ein lebensunfähiger ›Homunkulus‹. Die Kognition, Emotionalität oder Motivation realer Menschen kann nur mit gesellschaftlichen Vermittlungsbegriffen verstanden werden – und dazu bedarf es einer Theorie, die aufzeigt, wie die Gesellschaft funktioniert.

Holzkamp nähert sich einer weiteren Konkretisierung dieses Problems mit der Beobachtung, dass

»das Individuum, da es innerhalb der arbeitsteiligen gesellschaftlichen Struktur durch Beiträge zur gesamtgesellschaftlichen Lebensgewinnung seine eigene Existenz erhält und entwickelt, sich mit der ›Gesellschaft‹ nicht direkt als ›Ganzer‹ ins Verhältnis setzt, sondern dadurch, daß es innerhalb der arbeitsteiligen Gesamtorganisation eine *bestimmte Position* realisiert.« (Holzkamp 1983: 196)

Nur durch die Besetzung einer *Position* innerhalb der gesellschaftlichen Struktur kann das einzelne Individuum zur gesellschaftlichen Lebenserhaltung beitragen und damit unter günstigen Bedingungen seine eigene Existenz sichern. Gesellschaftliche Vermitteltheit besteht also aus einem dynamischen Verhältnis zwischen mindestens drei Faktoren: der historisch bedingten, gesamtgesellschaftlichen Struktur, den Positionen, die das Individuum innerhalb der Struktur einnehmen darf und die historisch bedingte Bestandteile der Struktur sind, und der unmittelbaren Lebenslage bzw. der Situation des Individuums. Die Position eines Individuums stellt eine Reihe von *Möglichkeiten* dar, sowohl die Struktur selbst zu verändern als auch seine Lebenslage zu erhalten und zu verbessern. Die Möglichkeiten der Mitarbeiterin einer Poststelle sind in beiderlei Hinsicht wesentlich eingeschränkter als z. B. die eines Vorstandsvorsitzenden eines großen Konzerns. Darüber hinaus weisen einige Personen, die keine produktive Position innehaben, entschieden eingeschränkte Möglichkeiten auf, wie es etwa bei armen oder arbeitslosen Menschen der Fall ist. Wir werden zu gegebener Zeit sehen, wie sich diese Faktoren psychologisch auswirken.

Wenn psychische Funktionen grundsätzlich gesellschaftlich vermittelt sind, ist dies auch für die Bestimmung unserer psychologischen Kategorien bedeutsam. Und wenn die gesellschaftliche Vermitteltheit im Wesentlichen historisch bedingt ist, dann sollten wir annehmen, dass unser Psychisches nicht unabhängig von der historisch spezifischen Gesellschaftsformation sein wird (und tatsächlich nicht sein kann).

Gesellschaftliche Formationen sind, nach den Theorien des historischen Materialismus, durch ihre Produktionsweise, d. h. ihre Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, gekennzeichnet. Die von der Theorie beschriebenen wesentlichen Stufen der historisch gewachsenen Produktionsweisen lauten:

1. Urkommunismus, wie er wahrscheinlich die früheste menschliche Existenz nach dem Wechsel der Dominanz von der Phylogenese zur Soziogenese charakterisiert hat. Weiter vorn sprachen wir vom Übergang von der Okkupations- hin zur Produktionswirtschaft. Die Arbeitsteilung war hier wahrscheinlich recht einfach strukturiert, da sie in direkter Weise davon abhing, was zu tun war und wer es am besten tun konnte. Auch der Zusammenhang von Produktion und Verbrauch gestaltete sich relativ direkt.

2. Sklavenhaltergesellschaft, die die erste Arbeitsteilung auf Grundlage eines Mehrprodukts darstellte. Sie beinhaltete die erste Teilung der Gesellschaft in Klassen, wobei eine Gruppe von Menschen das Lebensnotwendige produzierte, während die andere frei war, sich an der Ausarbeitung der gesellschaftlichen Beziehungen durch Aktivitäten wie Handel, Kunst und Regierung zu beteiligen.

3. Feudalgesellschaft, in der die Teilung von geistiger und manueller Arbeit entlang der Klassengrenzen weiterentwickelt wurde.

4. Bürgerliche oder kapitalistische Gesellschaft, in der die Arbeitsteilung immer ausgefeilter wird, was eine rasche Expansion der Produktivkräfte widerspiegelt.

5. Sozialismus, der sich durch das öffentliche und demokratische Eigentum an den Produktionsmitteln auszeichnet. Dieses Stadium bleibt eine theoretische Möglichkeit, obwohl Versuche der Verwirklichung auf erhebliche Schwierigkeiten gestoßen sind.

Wir leben heute im sogenannten Spätkapitalismus, der gekennzeichnet ist durch eine Integration von Staat und Kapital sowie durch intensive Konzentrationen von Reichtum und Herrschaft, begleitet von Arbeitslosigkeit und Armut ebenso wie einem Imperialismus mit Ausbeutung und Verarmung der weniger industrialisierten Länder, hauptsächlich in der sogenannten ›Dritten Welt‹.

Es spielt eine große Rolle, wie die Vielfalt der *Positionen*, zusammen mit den zugehörigen breit gefächerten Möglichkeiten, historisch entstanden ist. Aktuell hat diese Entwicklung – mehr als zu jedem anderen Zeitpunkt in der Geschichte – solche Positionen geschaffen, die einen wachsenden Teil der Bevölkerung von der produktiven Teilnahme am gesellschaftlichen Leben aus-

schließen. Dies muss sich in unserem Verständnis von psychologischen Kategorien widerspiegeln. Die Kognitionen, die Emotionalität, die Motivationen eines jeden Individuums müssen so gefasst werden, dass sie seine Position widerspiegeln. Nur auf diese Weise kann ein *konkretes* Verständnis von Individuen entwickelt werden, das im Gegensatz zu jenen *abstrakten* Vorstellungen steht, denen zufolge Individuen lediglich universellen Gesetzen unterworfen sind, losgelöst von der Geschichte, der gesellschaftlichen Position oder gar der biologischen Art.

### 6.3 Grundsätzliche Auswirkungen auf das Psychische im Menschen

Wie wir in Kapitel 5.7 bereits gesehen haben, sind Veränderungen der Orientierungsbedeutungen von festgelegt zu gelernt und von individuell zu sozial der Schlüssel zum Verständnis der psychisch relevanten Entwicklungen, ausgehend von den einfachsten bis hin zu den höchsten Tierformen. Da Orientierungsbedeutungen individuell modifizierbar werden, etabliert sich das Lernen als ein autarker Prozess. Es zeigte sich auch, dass in diesem Zusammenhang spezifische Orientierungsbedürfnisse entwickelt werden, die sich in Neugier- und Erkundungsverhalten und schließlich in einem ausgeprägten Bedürfnis nach Kontrolle der Umweltbedingungen äußern. In den Beziehungen der einzelnen Tiere zueinander bewirkt all dies eine gelernte soziale Koordination, bei der sie Umweltereignisse und -bedingungen kooperativ kontrollieren. Für das Individuum bedeutet dies eine zunehmende Lockerung des Zusammenhangs zwischen tatsächlich vollzogenen Aktivitäten und der individuellen Befriedigung biologischer Bedarfe.

Nach dem ersten qualitativen Wechsel, der Zweck-Mittel-Umkehrung, ist die weitere Entwicklung und Ausdifferenzierung von Orientierungsbedeutungen nach wie vor von zentraler Bedeutung. Sie spielen eine Schlüsselrolle bei der Entwicklung planvoller gemeinsamer Werkzeugproduktion, beim kooperativen Überleben und bei der Veränderung von Bedingungen im Einklang mit gemeinsamen Zielen der Existenzerhaltung. Natürlich verläuft dieser gesamte Entwicklungsabschnitt noch immer unter der Dominanz der natürlichen, biologischen Lebensweise. Es ist zu erwarten, dass die weitere Entwicklung von Orientierungsbedeutungen und die damit verbundenen Verzweigungen auch beim zweiten qualitativen Wechsel von der Dominanz der biologischen Existenzweise hin zur gesellschaftlichen Form von zentraler Bedeutung bleiben.

Bevor die grundlegenden Veränderungen im Psychischen des Menschen skizziert werden, die mit dem zweiten qualitativen Wechsel einhergingen, ist es sinnvoll, zunächst die wesentlichen Merkmale der vorangegangenen Zweck-Mittel-Umkehrung zusammenzufassen. Die Mittel, die zum Zweck wurden, waren das, was wir jetzt Werkzeuge nennen. Vor der Umkehrung waren sie, so Holzkamp, lediglich Aktivitätshilfen, die von einzelnen Hominiden als

*brauchbar* erkannt wurden. Mit der Umkehrung wurden sie zu Arbeitsmitteln, Instrumenten oder Werkzeugen im modernen menschlichen Sinne. Sie waren nicht mehr einfach nur singulär brauchbar, sondern *allgemein nützlich*. Werkzeuge in diesem Sinne werden im Rahmen einer sozial organisierten Befriedigung von Grundbedürfnissen planvoll hergestellt. Als solches ist ein Werkzeug nicht einfach nur für einen bestimmten Zweck gemacht, wie das Stöckchen für den Schimpanse, der Schwierigkeiten hat, das Futter aus der Rindenritze eines Baumes zu angeln. Ein Werkzeug hat einen *verallgemeinerten Zweck*, und es wird mit diesem Zweck vor Augen hergestellt. Es wird aufbewahrt, ausgewählt und verwendet, wenn der entsprechende Bedarf entsteht. Als solches weist es die Eigenschaft der ›Hergestelltheit‹ auf, die bloß zugeordneten, natürlichen Aktivitätshilfen fehlt. Werkzeuge schufen somit für die frühen Hominiden eine neue Art von Orientierungsbedeutung, die in ihrem Leben zunehmend wichtiger wurde.

Die einfachsten, als ›primär‹ zu bezeichnenden Bedeutungen sind solche, die mit den Objekten zur Befriedigung von Grundbedürfnissen verbunden sind. Wie wir bereits gesehen haben, erzeugen evolutionäre Zwänge zunächst Orientierungsbedeutungen, die größtenteils mit der Lokalisierung der gewünschten Objekte zu tun haben. Mit dem Aufkommen von nützlichen, hergestellten Werkzeugen verbinden sich die Orientierungsbedeutungen mit diesen Werkzeugen. Holzkamp nennt sie ›Mittelbedeutungen‹, die den individuellen Organismus auf Werkzeuge, ihren Gebrauch und ihre Herstellung ausrichten. Entscheidend im Hinblick auf die Mittelbedeutungen ist der Charakter der Hergestelltheit. Genau dieser Bedeutungsaspekt wird beim Machen der Werkzeuge realisiert. Die so im Werkzeug objektivierten menschlichen Aktivitäten geben ihm seine Brauchbarkeit. Genau diese objektivierten Aktivitäten, die im Werkzeug als orientierende Mittelbedeutungen aufbewahrt und repräsentiert werden, sind es, die schließlich in der Anwendung des Werkzeugs realisiert werden. Die zentrale Rolle der Mittelbedeutungen besteht darin, dass genau diese Bedeutungen bei der Herstellung des Werkzeugs *antizipiert* und bei seiner Anwendung *umgesetzt* werden müssen. Ihr Stellenwert tritt noch deutlicher hervor, wenn wir uns ihre Rolle bei der kooperativen Weitergabe von gesellschaftlich gewonnenem, verallgemeinertem Wissen für das Lehren wie auch das Lernen vergegenwärtigen – sowohl bei der Verbesserung eines bestimmten Werkzeugtyps als auch bei seiner Ausdifferenzierung in spezialisiertere Werkzeuge und der damit verbundenen Verfeinerung von Brauchbarkeiten. Nur verallgemeinerte Mittelbedeutungen machen dies möglich.

Die Auswirkungen auf die soziale Organisation sind ebenfalls tiefgreifend. Mit der Zweck-Mittel-Umkehr wurde die vormals funktional organisierte Aufteilung auf der bloßen Grundlage der sozial koordinierten Gruppenaktivität zu einer verallgemeinerten kooperativen Arbeitsteilung. Das Erfassen des hergestellten, universellen Charakters des Werkzeugs impliziert das gleichzeitige Erfassen anderer Beteiligter als verallgemeinerte Macher\*innen und

Nutzer\*innen. Wenn sich ein Individuum an den Mittelbedeutungen eines Werkzeugs orientiert, dann richtet es sich notwendigerweise an den Handlungen anderer aus – entweder so, wie sie in der Vergangenheit ausgeführt wurden (wie bei der Verwendung eines bereits hergestellten Werkzeugs) oder wie sie in der Zukunft erwartet werden (wie bei der Herstellung eines in Zukunft nützlichen Werkzeugs). Die andere Person wird nun ebenfalls als verallgemeinerter Anderer erfasst. Werkzeuge werden z. B. normalerweise für eine verallgemeinerte Nutzer\*in hergestellt und nicht allein für eine bestimmte Partner\*in in einer bestimmten Tätigkeit (was allerdings auch nicht ausgeschlossen ist). Mittelbedeutungen sind, kurz gesagt, Bedeutungen für alle anderen. Das notwendige Erkennen der eigenen Person als Nutzer\*in eines Werkzeugs oder als dessen Hersteller\*in, einschließlich ihrer Beziehungen sowohl zu bestimmten als auch zu verallgemeinerten Anderen, erfasst damit gleichzeitig die *eigene Position* innerhalb des allgemeinen Systems der kooperativen Arbeitsbeziehungen. Hierbei vollzieht sich eine Bewegung von einer sachkundig-informierten Beziehung zur natürlichen Welt, in der andere lediglich berücksichtigt werden, hin zu einer organisierenden, gestaltenden Beziehung zwischen Individuum und Welt *innerhalb* eines verallgemeinerten kooperativen Systems. Dies stellt einen bedeutenden Schritt in Richtung einer gesellschaftlichen Existenzweise dar, innerhalb deren Mittelbedeutungen wesentlich sind.

Auch für den Kontrollbedarf des Individuums ergeben sich tiefgreifende Auswirkungen. Vor der Zweck-Mittel-Umkehrung manifestierte er sich bei den Individuen als ein Bedarf (mit Nutzen für die Population), bei dem andere lediglich berücksichtigt wurden. Nach der Umkehr hingegen äußerte er sich nicht mehr nur als individueller Bedarf, der durch individuelle Neugier, Erkundung und Erlernen von Orientierungsbedeutungen befriedigt wurde, sondern er entwickelte sich zu dem Bedürfnis des Individuums, an der gesellschaftlichen Arbeitsteilung teilzunehmen, um die eigene Existenz durch die gesellschaftliche Produktion von Bedingungen zu sichern, welche die Abdeckung gegenwärtiger und zukünftiger Bedürfnisse gewährleistet. Im Grunde bedeutete das Aufkommen realer Werkzeuge sowie die damit verbundene kooperative Arbeitsteilung, dass das Überleben nicht mehr nur eine individuelle Sache darstellte (mit welchen Auswirkungen auf die Population auch immer), sondern vielmehr eine Angelegenheit der kooperativen Gruppe, in deren Rahmen das Individuum sein Überleben nunmehr alleinig durch die Teilnahme an Gruppenaktivitäten sichern konnte. Dies bedeutete eine Verlagerung von individuellen Aktivitäten, die nur darauf ausgerichtet waren, eigene Wünsche zu befriedigen, die eigene Not zu reduzieren oder Bedrohungen gegen sich selbst abzuwenden, hin zu Aktivitäten innerhalb der gesellschaftlichen Kooperation (d. h. zur Besetzung einer Position), die darauf abzielten, Bedingungen zu schaffen, die Sicherheit gegen mögliche Not, Bedrängnis oder Bedrohung bieten konnten. Die kooperative Arbeitsteilung zielte also nicht nur auf die Befriedigung von Grundbedürfnissen unter gege-

benen, natürlichen Bedingungen ab, sondern auf die *Schaffung* von Rahmenbedingungen, die die Befriedigung von Bedürfnissen sicherstellen sollten.

Dieser Zusammenhang veränderte auch die Rolle der *Angst* für das Individuum: Die negative Bewertung einer mangelhaften oder bedrohlichen Umwelt verlagert sich in Richtung einer Bewertung der Lebenssituation des Individuums innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung. Mit anderen Worten spiegelte Angst weniger die Tatsache wider, dass für ein bestimmtes Individuum keine Nahrung zur Verfügung stand, sondern vielmehr den Umstand, dass entweder das soziale System, das normalerweise Nahrung garantierte, zusammenbrach oder das Individuum von dem versorgenden gesellschaftlichen System isoliert wurde. Andererseits konnte die Zufriedenheit nicht mehr an der bloßen Erfüllung biologischer Grundbedürfnisse gemessen werden. Die neue und komplexere, sozial vermittelte Art der Befriedigung individueller Bedürfnisse führte dazu, dass die *Qualität der Zufriedenheit* nur noch an gesellschaftlich produzierten *Befriedigungsmöglichkeiten* gemessen werden konnte, die ihrerseits zur kooperativen Weiterentwicklung solcher Möglichkeiten motivierte.

In der Zeit zwischen den beiden großen qualitativen Wechseln entwickelte sich die Sprache als ein Aspekt der kooperativen Lebenssicherung. Die Kommunikationsformen müssen bereits vor dem Funktionswechsel hoch entwickelt gewesen sein. Die Ritualisierung von Aktivitäten und das Lernen ihrer jeweiligen sozialen Signalfunktion bildeten die Grundlage für die soziale Koordination, die sich nach der Zweck-Mittel-Umkehrung zur sozialen Kooperation entwickelte. Es stellt sich die Frage, warum und wie sich die Kommunikation vor allem vokal-akustisch und dann symbolisch-repräsentativ ausdifferenzierte. Wie wir sehen werden, waren diese beiden Aspekte der menschlichen Sprache wahrscheinlich in ihrer Entwicklung miteinander verbunden.

Der Ursprung der vokal-akustischen Weise menschlicher Kommunikation erscheint aus mehreren Gründen problematisch. Zum einen gibt es bei anderen lebenden Primaten kaum Anzeichen dafür. In bekannten Experimenten zur ›Sprache‹ von Schimpansen ist es beispielsweise gelungen (soweit man davon sprechen kann), gestische Zeichen zu verwenden, nicht hingegen stimmlich erzeugte Laute. Zweitens lassen sich bei anderen Primaten, die aus dem Regenwald in savannenähnliche Biotope gezogen sind, keine Anzeichen eines selektiven Drucks zur Entwicklung akustischer Kommunikation feststellen. In der Tat scheint es weder in den Befunden noch in der Logik des prähomiden Übergangs zum Leben in der Savanne irgendeine Anzeichen für einen solchen Entwicklungsdruck zu geben. Wenn nun der Druck und die erkennbaren biologischen Möglichkeiten kombiniert werden, können insgesamt weitaus bessere Argumente für die Weiterentwicklung der gestischen Kommunikation gefunden werden.

Der Druck zur Entwicklung der akustischen Kommunikation scheint nicht von natürlichen Umweltfaktoren, sondern von der Werkzeugherstellung her-

zurühren. All die Implikationen der Werkzeugherstellung, die wir bereits erwähnt haben, deuten stark auf einen erhöhten Kommunikationsbedarf und das Entstehen einer Vokalsprache hin. Die Verschiebung vom gestischen zum akustischen Modus spiegelt die Tatsache wider, dass in der werkzeugorientierten kooperativen Lebenssicherung sowohl die Hände als auch die Augen mit den Werkzeugen selbst beschäftigt waren. Während also der Druck zur Kommunikation auf Distanz eindeutig die gestisch-visuelle Signalgebung begünstigen würde, erzeugt der Nähecharakter des kooperativen Werkzeuggebrauchs in Verbindung mit der unmittelbaren Einbindung von Hand und Auge einen deutlichen Druck für die Herausbildung der stimmlichen Kommunikation.

Hat sich die akustische Kommunikation erst einmal entwickelt, ist es nur noch ein kurzer Schritt bis zur Verwendung von Tönen zur symbolischen Darstellung, denn die symbolische Repräsentation existiert bereits in den Mittelbedeutungen, die von den hergestellten und genutzten Werkzeugen getragen werden. Wie Leontjew es formulierte, ist »das Werkzeug [...] der Träger oder Überträger der ersten wirklich bewußten, rationalen Abstraktion, des ersten wirklichen Bewußtseins, der rationalen Verallgemeinerung« (1979: 215). Auch Wygotski (1978) hat ein zwingendes Argument für die enge Beziehung zwischen Werkzeug und Zeichen in der Ontogenese vorgebracht. Angesichts des verallgemeinerten, abstrakten Charakters der Mittelbedeutung in Verbindung mit den zuvor angedeuteten bzw. besprochenen Funktionen scheint es unter den gegebenen Umständen ganz natürlich, dass diese Eigenschaften und Funktionen, wenn sie einmal geformt sind, leicht auf stimmlich erzeugte Klänge übertragen werden können. Während sich die Sprache, wie wir sie kennen – mit all ihren Auswirkungen auf die Kommunikation und das Denken, insbesondere auf das theoretische Denken und Wissen –, wahrscheinlich erst nach dem Dominanzwechsel entwickelt hat, wurde ihr Fundament bereits zuvor mit der Entwicklung einer Vielzahl von »praktischen Begriffen« gelegt, die von akustischen Signalen getragen werden.

Es ist wichtig, sich vor Augen zu halten, dass alles, was wir bisher beschrieben haben, sich in einem biologischen, phylogenetischen Rahmen entwickeln konnte und wahrscheinlich auch entwickelte. Nur die biologische Evolution kann Organismen geformt haben, die Werkzeuge herstellen, sozial leben, bei der Arbeit kooperieren und begriffliche Informationen durch Vokalisation kommunizieren konnten. Andernfalls können wir uns nicht vorstellen, wie diese Merkmale das Leben ihrer Besitzer\*innen in solchem Maße bestimmten, dass die so ermöglichte Existenz- und Selbsterhaltungsförm die biologische Existenzweise verdrängen konnte, welche genau diese Merkmale anfangs hervorgebracht hat. Eine Möglichkeit, diesen Übergang zu verstehen, besteht darin, sich vorzustellen, dass die Existenzweise so komplex geworden ist, dass sie nicht mehr allein durch die im Genom enthaltenen Informationen getragen werden konnte. Die Traditionsbildung, die sich als eine Art »Nebenschauplatz« entwickelt hatte, wurde für das Überleben

der Art und ihrer einzelnen Mitglieder unerlässlich. Die von der Tradition (oder der Kultur) getragenen Informationen waren nicht mehr nur ergänzend, sondern bestimmend. Sie erreichten einen solchen Punkt und wurden weitergetragen, weil sie einen Anpassungsmodus erzeugten, der unendlich erfolgreicher war als der phylogenetische, der sie hervorgebracht hatte. Wir wenden uns nun den psychologischen Implikationen dieses zweiten qualitativen Entwicklungsschritts zu.

Wir können uns bereits in dem Bild wiedererkennen, das wir für die frühen Hominiden vor dem Dominanzwechsel entworfen haben. Es scheint, dass ein großer Teil des Unterschieds zwischen unseren unmittelbaren Vorfahren und uns selbst einfach eine Ausweitung dessen ist, was bereits vor dem Wechsel festgestellt wurde. In der Tat gibt es biologisch gesehen wenige oder gar keine Unterschiede zwischen dem *Homo sapiens* unmittelbar vor dem Wechsel und heute. Das muss auch so sein, denn das, was wir jetzt sind, muss schon lange vor dem Wechsel biologisch etabliert worden sein: Vermutlich war es gerade die phylogenetische Entwicklung zu einem biologischen Zustand wie dem, in dem wir uns befinden, die den Wechsel ermöglicht hat.

Die Sprache ist ein gutes Beispiel dafür. Wie wir gesehen haben, muss sie vor dem Wechsel in einer Weise etabliert worden sein, die effektiv nur erweitert werden musste, um in ihre heutige Form gebracht zu werden. Am wichtigsten ist, dass sie sich konzeptuell entwickelte und schließlich so verallgemeinerte, dass es heute keinen Aspekt in unserer Welt gibt, der nicht in irgendeiner Weise sprachlich von Bedeutung ist. Was bekannt ist, ist benannt; was nicht benannt ist, ist nicht bekannt. Die Entwicklung der Schrift scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, dass die sprachliche Bedeutung in unserem Leben allgegenwärtig ist. Werkzeuge waren die ersten Träger von menschlich erzeugter Bedeutung. Mit der Entwicklung der akustischen Sprache im Zusammenhang mit der Herstellung und dem Gebrauch von Werkzeugen fanden die durch Laute repräsentierten und notwendigerweise durch die Hände bei der Herstellung von Werkzeugen wieder in die Tat umgesetzten Begriffe früher oder später ihren Ausdruck in Produkten der Handarbeit, die keine andere Funktion hatten, als Bedeutung zu tragen, wie beispielsweise Piktogramme und schließlich abstraktere visuelle Symbole. Das allgemeine Ergebnis war eine Welt, die sich uns ausschließlich in Form von gesellschaftlich produzierten Bedeutungsstrukturen präsentiert. In Bezug auf die Informationsspeicherung und -übertragung, die mit der Traditionsbildung einherging, waren die Vorteile für uns enorm. Wir sehen diese auch in der Problemlösung sowie in der Produktion von neuem praktischem Wissen (wobei die Entwicklung der Logik und Mathematik eine wichtige Rolle gespielt hat) und schließlich in dem abstraktesten und allgemeinsten theoretischen Wissen, das es uns erlaubt, Dinge über unsere Welt zu »wissen«, die weit über die Reichweite der Sinne selbst hinausgehen.

#### 6.4 Handlungsmöglichkeit, Handlungsfähigkeit und Befindlichkeit

Es gibt drei Entwicklungen, die für den weiteren Fortgang unserer kategorialen Analyse wesentlich sind. Sie alle sind, wie auch die heutige symbolisch-repräsentative Sprache, Merkmale der neuen, allgegenwärtigen *gesellschaftlichen* Existenz- und Lebenserhaltungsform, d.h., sie bilden individuelle Aspekte der menschlichen Psyche, die nur in einem gesamtgesellschaftlichen Rahmen auftreten können.

Das erste dieser Merkmale hat Holzkamp als *Handlungsmöglichkeit* bezeichnet. Das klingt zunächst ganz harmlos, hat aber tiefgreifende Implikationen. Gemeint ist damit die Tatsache, dass das gesellschaftliche menschliche Individuum nicht direkt mit der Welt bzw. den Quellen der Bedürfnisbefriedigung konfrontiert wird. (Das ist natürlich eine Entwicklung, die bereits vor dem Dominanzwechsel stattgefunden hat. Ihre vollen Auswirkungen werden jedoch erst nach dem Wechsel spürbar.) Auf der gesellschaftlichen Ebene ist das, womit das Individuum konfrontiert ist, weder die natürliche Welt an sich noch die durch die Handlungen anderer vermittelte natürliche Welt, sondern die Welt als *Struktur von Bedeutungen*. Ein Beispiel soll helfen, diese Unterscheidungen zu verdeutlichen. Ein hungriges Tier, das mit etwas konfrontiert wird, was es (im Sinne seiner primären Bedeutung) als Nahrung erkennt, wird dieses in der Regel fressen. Die Beziehung zwischen dem einzelnen Tier und der Nahrung kann gelegentlich durch das Vorhandensein von anderen Tieren verkompliziert werden (Hyäne in Anwesenheit eines Löwen oder junge Löwin in Anwesenheit eines älteren Männchens), gestaltet sich jedoch noch immer relativ direkt. Die Beziehung des frühen Hominiden zur Nahrung war komplexer. Nahrung wurde in Verbindung mit anderen gewonnen, die jeweils einen anderen Teil der Gesamtaufgabe erfüllten. Letztendlich resultierte die tatsächliche Nahrungsaufnahme zudem aus einer Art Teilungsarrangement. Unter sozial isolierten Bedingungen können wir uns vorstellen, dass ein solches Individuum durchaus zu einer direkteren Beziehung zur Umwelt zurückkehren könnte.

Der moderne Mensch ist jedoch anders. Nur unter den extremsten und außergewöhnlichsten Umständen ist es wahrscheinlich, dass ein erwachsener Mensch zu der direkten Beziehung zurückkehrt, die das prähominide Tier charakterisiert. Sogar alleine in der Wildnis essen wir vermutlich zu akzeptablen Zeiten, bereiten Mahlzeiten auf konventionelle Weise zu, benutzen Messer und Gabel, falls vorhanden, und beachten die übliche Tischetikette. Halten wir uns umgekehrt in der Stadt auf und sind hungrig, nehmen wir nicht einfach mit, was wir sehen. Wir wissen, dass dies ›falsch‹ wäre, und die meisten von uns müssten sich dann mit ›Schuldgefühlen‹ auseinandersetzen. Der Grund für diese eklatanten Unterschiede zwischen Menschen und anderen Tieren ist darin zu sehen, dass wir nicht mit Nahrung als solcher konfrontiert werden, sondern mit Nahrung als Teil einer gesellschaftlich produzierten

Bedeutungsstruktur. Nicht das Objekt bestimmt unser Handeln, sondern die Bedeutung. Die Bedeutung bestimmt unser Handeln jedoch nicht automatisch und reflexiv (wie viele Ausnahmen von der Regel zeigen); sie bestimmt unser Handeln als *Handlungsmöglichkeit*.

Aus gesamtgesellschaftlicher Sicht repräsentieren Bedeutungsstrukturen alle Handlungen, die im Durchschnitt zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Existenz erforderlich sind. Aus gesamtgesellschaftlicher Sicht stellen Bedeutungsstrukturen also die gesamtgesellschaftlichen *Handlungsnotwendigkeiten* dar. Für das Individuum hingegen stellen sie immer *Handlungsmöglichkeiten* dar. Im Mittel ist es zwar notwendig, dass die Grundvoraussetzungen für die gesellschaftliche Existenz von uns Menschen produziert werden, jedoch macht unser gemeinsames Bedürfnis nach Nahrung uns nicht allesamt zu Bäuerinnen und Bauern. Zwischen den Individuen und den Objekten ihrer Bedürfnisse wird immer irgendein Faktor stehen, was die Einzelnen manchmal vor eine echte Wahlmöglichkeit stellt und manchmal nicht. In jedem Fall ist die Beziehung indirekt; sie kann nur als *Möglichkeitsbeziehung* charakterisiert werden.

In Holzkamps Worten ist ein wichtiges Ergebnis dieser Art von Beziehung zur Welt, dass sie »die *fundamentale materiell-ökonomische Voraussetzung* für die *erkennende, ›gnostische‹ Weltbeziehung des Menschen*« (1983: 236) bietet. Im Grunde schafft die Möglichkeitsbeziehung eine Art *gnostische Distanz*<sup>35</sup> zwischen den Individuen und ihrer Welt, die es ihnen erlaubt, die Beziehungen zwischen den Ereignissen zu beurteilen (im Gegensatz zur ständigen Beschäftigung mit den Beziehungen der Ereignisse zu sich selbst) und so ihre objektiven Gesetzmäßigkeiten zu entdecken. In dieser gnostischen Distanz werden wir uns der Welt und unserer Beziehung zu ihr vollständig *bewusst*. Wie Holzkamp schreibt:

»Die *wesentliche Bestimmung des Bewußtseins* in seiner menschlichen Spezifik ist vielmehr die auf der *materiellen Grundlage der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit individueller Existenzsicherung* entstehende *›gnostische‹ Welt- und Selbstbeziehung*, in welcher die Menschen sich zu den Bedeutungsbezügen als ihnen gegebenen *Handlungsmöglichkeiten* *bewußt ›verhalten‹* können, damit nicht mehr in den Erfordernissen ihrer unmittelbaren Lebenserhaltung befangen sind, sondern fähig werden, den übergreifenden Zusammenhang zwischen den individuellen Existenz- und Entwicklungsumständen und dem gesamtgesellschaftlichen Prozeß verallgemeinert-vorsorgender Schaffung menschlicher Lebensmittel und -bedingungen zu erfassen.« (Holzkamp 1983: 237)

35 Dies ist Holzkamps Begriff (»Erkenntnisdistanz«) und soll die Art und Weise betonen, in der Bedeutung eine Distanz zwischen uns und den Objekten unserer Welt schafft, eine Distanz, die es uns erlaubt, »Abstand zu gewinnen«, über Beziehungen und Konsequenzen zu reflektieren, Pläne zu machen und Ziele zu setzen, bevor wir handeln.

Das Individuum tritt so in eine bewusste Beziehung zu gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten und damit auch in die Beziehung eines Ichs in der ersten Person zu anderen in ihren gesellschaftlichen Beziehungen. Andere können nicht mehr bloß soziale Instrumente oder Kommunikationsbeteiligte darstellen, sondern werden zwangsläufig als Intentionalitätszentren verstanden, als das man auch sich selbst begreift. Auf dieser Grundlage entsteht das, was wir als *Subjektivität* kennen, die nach dieser Analyse zugleich *Intersubjektivität* ist. Die Reziprozität der gesellschaftlichen Beziehungen erfordert, dass ich mich von meinem besonderen, subjektiven Standpunkt aus auf die gesellschaftliche Praxis beziehe und damit auch auf andere, die von ihren eigenen subjektiven Standpunkten aus handeln. Zwischenmenschliche Beziehungen bewegen sich so von einem Zustand der bloßen Kooperation zu dem einer gemeinsamen Subjektivität. Holzkamp stellt fest:

»[W]o unter historisch bestimmten Verhältnissen der andere *als Subjekt gezeugnet, instrumentalisiert, zum Objekt gemacht* wird, da hier die *Subjektivität des anderen negiert* ist, was deren *Erkenntnis und Anerkenntnis* einschließt [...], gewinnt die ›*Menschlichkeit*‹ interpersonalen Beziehungen aus ihrer *Spezifik* den Charakter der ›*Unmenschlichkeit*‹ (ein Tier kann man nicht ›unmenschlich‹ behandeln).« (Holzkamp 1983: 238)

Die Implikationen für unser Verständnis des Gegenstandes der psychologischen Untersuchung sind wichtig. Ein Tier kann in experimenteller, wissenschaftlicher Weise als Objekt unserer forschenden Tätigkeit behandelt werden. Wir stehen nicht in einer intersubjektiven Beziehung zu Tieren. Zu anderen Menschen hingegen schon: Die Psychologin bzw. der Psychologe ist ebenfalls ein Subjekt. Die Psychologie als Subjektwissenschaft ist also eine besondere Wissenschaft, und diese Besonderheit muss sich in ihren Kategorien und ihrer Methodologie widerspiegeln, wenn sie ihren wissenschaftlichen Auftrag angemessen erfüllen soll. Dies sind Punkte, die in den folgenden Kapiteln entwickelt werden sollen.

Das zweite Merkmal der gesellschaftlichen Existenzweise, das für die Psychologie wichtig, wenn nicht gar am wichtigsten sein wird, ist die *personale Handlungsfähigkeit*. Wir sind bereits ausführlich auf das komplexe, gesellschaftlich vermittelte Verhältnis des Individuums zur Welt eingegangen. Wir haben auch die Entwicklung des Verfügungsbedürfnisses diskutiert, und zwar sowohl in Bezug auf die Gesellschaft wie auch in Bezug auf das Individuum selbst. Es ergibt sich das Bild eines stark von der Gesellschaft abhängigen Individuums im Hinblick auf den Grad der Verfügung über das persönliche Lernen, die persönliche Entwicklung sowie die Bedürfnisbefriedigung im Allgemeinen. Personale Handlungsfähigkeit ist grundsätzlich die Verfügung, die ein Individuum über seine eigenen Lebensbedingungen durch die Teilhabe an der allgemeinen Verfügung über den gesellschaftlichen Prozeß hat (vgl. Holzkamp 1983: 241).

Die Bedeutung der personalen Handlungsfähigkeit im gesellschaftlichen Dasein wird durch die Einschränkung deutlich, die Holzkamp gegenüber der Marx'schen Behauptung ›Arbeit ist das erste Lebensbedürfnis‹ vornimmt. Dazu führt Holzkamp aus:

»Nicht die ›Arbeit‹ als solche ist erstes Lebensbedürfnis, sondern ›Arbeit‹ nur so weit, wie sie dem Einzelnen die Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozeß erlaubt, ihn also ›handlungsfähig‹ macht. Mithin ist nicht ›Arbeit‹, sondern ›Handlungsfähigkeit‹ das erste menschliche Lebensbedürfnis.« (Holzkamp 1983: 243)

Wenn wir zum Problem der Angst zurückkehren, können wir sehen, dass sie eine Folge der Handlungsunfähigkeit ist, die entweder durch einen Zusammenbruch der Gesellschaft oder durch die Isolation des Individuums vom gesellschaftlichen Prozess verursacht wird. Die personale Handlungsfähigkeit (oder -unfähigkeit) spiegelt offensichtlich die besondere Gesellschaftsform wider, in der das Individuum lebt, die Art und Weise, wie Macht in dieser Gesellschaft ausgeübt wird, usw. Diesen Themen werden wir uns vertiefend im nächsten Kapitel widmen, in dem wir auch erfahren, in welcher Hinsicht die Handlungsfähigkeit verschiedene Formen annehmen kann.

Das dritte und letzte psychologische Merkmal der gesellschaftlichen Existenz, das wir hier erwähnen werden, ist die *Befindlichkeit*. Wir haben bereits gesehen, dass sich Emotionen schon früh in der Phylogenese als eine Art subjektiver Maßstab für die Beurteilung der unmittelbaren Umgebung in Bezug auf die Befriedigung von tierischen Bedarfen entwickelt hat. Die Befindlichkeit entspricht dem in ihrer gesellschaftlich entwickelten Form. Das Individuum, dessen ›erstes Lebensbedürfnis‹ die personale Handlungsfähigkeit ist und das mit einer komplex vermittelten Welt in Form von handlungsorientierenden Bedeutungsstrukturen konfrontiert wird, braucht eine Möglichkeit, seine eigene subjektive Situation im gesellschaftlichen Prozess zu beurteilen. Ebenso wie bei der Emotion ist die Befindlichkeit eine Reflexion oder Bewertung der objektiven Situation des Individuums, dies jedoch in Beziehung zu sich selbst. Es ist die Selbsterfahrung, die letztlich ein Maßstab für die Lebensqualität des Menschen ist, welche wiederum sowohl von der Gesellschaftsformation abhängt, in der die Person lebt, als auch von deren historischem Entwicklungsstand. Dieser und andere Punkte werden im folgenden Kapitel näher erläutert.

## 7. Individuelle Subjektivität und ihre Entwicklung

Die Welt, auf die der einzelne Mensch durch die Evolution biologisch vorbereitet ist und in die hinein er sich entwickeln muss, ist eine gesellschaftliche Welt. Es ist eine Welt der Bedeutungsstrukturen, keine ›natürliche‹ Welt im üblichen Sinn des Wortes. Diese Abhängigkeit von den Bedeutungen schafft für uns, wie wir in den vorangegangenen Kapiteln gesehen haben, eine ›gnostische‹ (erkennende) Distanz zur Welt. Somit vermitteln wir unser Handeln konsequent durch Reflexion auf diese Bedeutungen. Hinsichtlich der Objekte unserer Welt – seien es nun tatsächliche Dinge, komplexe Situationen, Werte, Ideen oder wir selbst – handeln wir nicht reflexartig oder aus einer anderen Form der natürlichen Notwendigkeit heraus. Auch wenn für Gesellschaften Handlungsnotwendigkeiten bestehen, haben diese einen ›durchschnittlichen‹ Charakter und präsentieren sich uns daher nicht als Notwendigkeiten, sondern als Handlungsmöglichkeiten.

Wenn unser Verhältnis als Individuen zu unserer Welt ein Verhältnis der Möglichkeit statt der Notwendigkeit ist, werden unsere Handlungen nicht mehr einfach durch Objekte (oder durch andere Menschen oder sogar durch uns selbst) als Stimuli bestimmt. Vielmehr sind unsere Handlungen in Bedeutungen *gegründet*, in denen Objekte als Ziele des Handelns betrachtet werden. Wir sprechen also von den *Gründen* für unser Handeln. Wie wir sehen werden, bedeutet dies nicht, dass jede Handlung notwendigerweise ›rational‹ ist oder dass die Gründe, aus denen wir handeln, unsere eigenen sind oder sogar in unserem besten Interesse liegen. Genauso wenig bedeutet es, dass Handlungen nicht gedankenlos oder automatisch ausgeführt werden können.

Die *Möglichkeitsbeziehung*, die wir beschreiben, liefert den Kontext für die Entwicklung der individuellen menschlichen Subjektivität. Das vorliegende Kapitel wird sich mit einer weiteren Eigenart dieser Beziehung befassen, verbunden mit den beiden wesentlichen Merkmalen, zu denen sie führt: *Handlungsfähigkeit* und *Befindlichkeit*. Danach werden wir uns einigen wichtigen Aspekten der Entwicklung der individuellen Subjektivität zuwenden.

### 7.1 Die Möglichkeitsbeziehung

Wie wir bereits gesehen haben, versucht der einzelne Mensch im Gegensatz zum Tier nicht, seine Existenz dadurch zu sichern, dass er auf die Anforderungen seiner Umwelt unmittelbar reagiert, selbst wenn diese als Bedeutungen verstanden werden. Stattdessen stellen die Anforderungen des Lebens die Menschen vor Alternativen, deren grundlegendste Form im Handeln oder Nicht-Handeln besteht. Insofern ist der einzelne Mensch frei. Für die meisten von uns bedeutet Freiheit natürlich viel mehr als nur das allein,

doch eine solche elementare Freiheit ist grundlegend für die komplexeren Formen, die sich im Laufe der Menschheitsgeschichte herausbildeten. Es gibt allerdings noch eine andere Seite der als Freiheit betrachteten Möglichkeitsbeziehung: Wie wir alle wissen, kann der Spielraum der Freiheit in jeder Gesellschaft eingeschränkt, unterdrückt und deformiert werden. Wo dies geschieht, ist die Möglichkeitsbeziehung dennoch nicht ausgelöscht. Sie ist ein *wesentliches* Merkmal der menschlichen Spezies und kann objektiv nur mit der Spezies selbst ausgelöscht werden. Handlungsmöglichkeiten bestehen für den Menschen daher prinzipiell zu jedem Zeitpunkt. Wir kommen darauf zurück, nachdem wir die *Handlungsfähigkeit* und die *Befindlichkeit* näher untersucht haben. In der Möglichkeitsbeziehung liegt die Grundvoraussetzung für das reflektierende, wissende Verhältnis des einzelnen Menschen zur Welt. Durch die ›existenzielle Entlastung‹, die sich daraus ergibt, dass die Einzelnen nicht mehr auf jedes Ereignis in ihrem Leben reagieren müssen, entsteht eine ›gnostische‹ Distanz (Holzkamp 1983: 236). Diese Distanz ermöglicht das Verständnis der Gesetzmäßigkeiten einer objektiven Ordnung. Holzkamp stellt in diesem Zusammenhang das übliche marxistische Verständnis dessen, was das menschliche Bewusstsein auszeichnet, infrage:

»In der damit herausgehobenen ›*Möglichkeits*-*Beziehung* von Individuen zu gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen als primär ›in sich‹ funktionsfähigem System verallgemeinerter menschlicher Existenzerhaltung liegt die *fundamentale materiell-ökonomische Voraussetzung* für die *erkennende, ›gnostische‹ Weltbeziehung* des Menschen: Erst dadurch, daß die Individuen nicht mehr (wie noch auf bloß ›kooperativem‹ Niveau) *jedes Ereignis* in seiner Bedeutung auf die *eigene Existenz* und deren Erhaltung unmittelbar beziehen müssen, also jetzt ›*existentiell entlastet*‹ sind, wird jene ›*Erkenntnisdistanz*‹ möglich, in welcher Beziehungen von Ereignissen untereinander als *objektive Gesetzmäßigkeiten* faßbar werden. Die Beziehung der so erkannten Zusammenhänge zur materiellen Existenzerhaltung geht dabei natürlich nicht verloren, ist aber genauso ›vermittelt‹ wie der *Zusammenhang individueller mit gesamtgesellschaftlicher Lebenssicherung* generell. – Es reicht also nicht hin, das ›Bewußtsein‹ als spezifisch menschliche Weise des Welt- und Selbstbezugs lediglich als individuelle Fähigkeit zur Planung durch Antizipation verallgemeinerter gegenständlicher Arbeitsresultate (gemäß dem berühmten Marxschen Baumeister-Bienen-Beispiel [in dem sich der Baumeister durch eine mentale Konstruktion auszeichnet, die der tatsächlichen Konstruktion vorausgeht]) zu bestimmen. Ebenso wenig genügt es, die Vermittlung der psychischen Inhalte über die Aneignung von gesellschaftlichen Vergegenständlichungen bzw. deren sprachlich-symbolische Repräsentanz schon mit ›Bewußtsein‹ gleichzusetzen [...]: Die *wesentliche Bestimmung des Bewußtseins* [...] ist vielmehr die auf der *materiellen Grundlage der gesamtgesellschaftlichen Vermittelt-heit individueller Existenzsicherung* entstehende ›*gnostische*‹ Welt- und Selbst-

*beziehung*, in welcher die Menschen sich zu den Bedeutungsbezügen als ihnen gegebenen *Handlungsmöglichkeiten bewußt ›verhalten‹* können, damit nicht mehr in den Erfordernissen ihrer unmittelbaren Lebenserhaltung befangen sind, sondern fähig werden, den übergreifenden Zusammenhang zwischen den individuellen Existenz- und Entwicklungsumständen und dem gesamtgesellschaftlichen Prozeß verallgemeinert-vorsorgender Schaffung menschlicher Lebensmittel/-bedingungen zu erfassen.« (Holzkamp 1983: 236f.)

Nur auf der Basis dieses grundlegenden Verständnisses, dieser neuen Qualität des *bewussten Verhaltens zu* gesellschaftlich geschaffenen Handlungsmöglichkeiten, wird es für die Einzelnen möglich, bestimmte Ergebnisse ihrer eigenen Arbeit zu planen und zu antizipieren, d. h. die Eigenschaften, die wir mit dem Bewusstsein verbinden, zu entfalten.

Diese Möglichkeit des bewussten Verhaltens-zu hat eine weitere wichtige Implikation, die hier noch erwähnt werden soll. Es geht darum, wie wir uns zu anderen Menschen und zu uns selbst verhalten. Es handelt sich hier um eine personale Beziehung, sie steht immer in der ersten Person. Gerade diese Tatsache schafft die Notwendigkeit einer schärferen Unterscheidung zwischen dem Selbst als erkennender Person und dem Erkenntnisgegenstand. Es entsteht ein immer genaueres Gefühl von sich selbst als erkennende Person, als authentisches *Intentionalitätszentrum* (Holzkamp 1983: 238). Diese Ich-Subjektivität entsteht jedoch nur in einem Kontext kooperativer und kommunikativer Beziehungen mit anderen Menschen, also in einem Gefüge gesellschaftlicher Beziehungen, das durch seine Reziprozität gekennzeichnet ist.

»Die *Reziprozität* der Sozialbeziehungen gewinnt auf dem Niveau des bewußten ›Verhaltens-zu‹ die menschliche Qualität der ›*Reflexivität*‹, mit welcher ich vom Standpunkt *meiner* Welt- und Selbstsicht den anderen gleichzeitig in seiner Welt- und Selbstsicht in Rechnung stelle, womit über die einfache soziale Steuerung hinaus die Ebene einer *reflexiven Perspektiven-Verschränkung* als Spezifikum menschlicher Sozialbeziehungen erreicht ist.« (Holzkamp 1983: 238)

Individuelle Subjektivität entsteht, kurz gesagt, gleichzeitig als menschliche *Intersubjektivität*. Von diesem Standpunkt aus betrachtet kann das sogenannte Problem des Fremdpsychischen (*problem of other minds*) gar nicht aufkommen.

Aus dem Begreifen von Subjektivität als Intersubjektivität resultieren einige methodische Schlussfolgerungen für die Psychologie. Diese ergeben sich aus der Erkenntnis, dass die Forschenden ebenso wie die Personen, die sie traditionell als Subjekte bezeichnen, ebenfalls Subjekte sind. Wir werden einige dieser Implikationen im nächsten Kapitel untersuchen.

## 7.2 Personale Handlungsfähigkeit

Handlungsmöglichkeiten sind zugleich Möglichkeiten zur Befriedigung von Bedürfnissen. Es werden nicht nur einzelne Handlungen vermittelt, sondern gleichzeitig auch das Verhältnis zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen.

»Das bestimmende Moment der ›Vermenschlichung‹ der Bedeutungs-Bedürfnis-Bezüge zwischen den Qualitätssprüngen ist, global gesehen, eine *Veränderung der Art der ›Umweltkontrolle‹*: Auf der vorgängigen phylogenetischen Stufe der ›individuellen Lern- und Entwicklungsfähigkeit‹ hatte sich die Kontrolle über die individuelle Umwelt des Tieres durch ›gelernte Orientierungsbedeutungen‹ herausgebildet, verbunden mit der Entstehung einer Bedarfsgrundlage, durch welche die Aktivitäts- und Rückzugstendenzen der Tiere gegenüber ›Neuem‹ und ›Widerständigem‹ in der sachlich-sozialen Umwelt in biologisch sinnvoller Weise regulierbar sind (globaler ›Kontrollbedarf‹). Im Zuge der Herausbildung der ›gesellschaftlichen Natur‹ des Menschen qualifizierte sich aufgrund der allmählich hervortretenden neuen Lebensgewinnungsform durch gesellschaftliche Arbeit die bloß individuelle Umweltkontrolle zur verallgemeinerten Verfügung über Arbeitsmittel bei der kooperativen Schaffung von Lebensmitteln/-bedingungen. So wurden aus ›gelernten Orientierungsbedeutungen‹ ›Mittelbedeutungen‹, und entsprechend spezifizierte sich der ›Kontrollbedarf‹ in Richtung auf die elementare individuelle Notwendigkeit der Beteiligung an kooperativer Verfügung über allgemeine Lebensbedingungen, damit primärer Bedürfnisbefriedigung und Angstüberwindung mit der Qualität vorsorgender Abgesicherheit gesellschaftlich geschaffener Befriedigungsquellen.« (Holzkamp 1983: 240)

Die meisten Individuen nichtmenschlicher Art müssen in Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt selbst dafür sorgen, dass ihre Grundbedarfe befriedigt werden. Höher entwickelte Tiere entwickeln kooperative Verhaltensweisen, welche die Erfolgchancen des Individuums bei dieser Aufgabe erhöhen. Aber auch bei hochgradig kooperativen Formen der sozialen Existenz leben die einzelnen Tiere in einer im Wesentlichen unmittelbaren Beziehung zu ihrer natürlichen Umwelt. Die gesellschaftlich vermittelte Beziehung, die diese Unmittelbarkeit für den Menschen ersetzt, schafft ganz andere Verhältnisse in Bezug auf die Befriedigung von Bedürfnissen. Die entsprechende Verfügung erfolgt nicht mehr direkt, sondern nur noch im Verbund mit anderen. Wir befriedigen unsere Bedürfnisse nicht durch den direkten Umgang mit der Umwelt, sondern durch die Teilnahme an einem gesellschaftlichen Prozess, der vorsorgend die Erfüllung der menschlichen Bedürfnisse im Allgemeinen sicherstellt. Die ursprüngliche Landwirtschaft ist ein deutliches Beispiel. Die Menschen arbeiten zusammen, um mehr Lebensmittel zu produzieren, als

sie zu einem bestimmten Zeitpunkt sofort konsumieren können. Dabei wird ein großer Teil des Produkts für den zukünftigen Gebrauch in der Erwartung gelagert, dass bei Bedarf alle an der Produktion Beteiligten Zugang zu den Lebensmitteln haben werden.

Eine bestimmte Person mag den ganzen Tag in einem Firmenbüro Papiere umschichten. Diese Papiere befriedigen nicht die Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung, Unterkunft oder Transport, ganz zu schweigen von ästhetischen und anderen kulturellen Bedürfnissen. Wenn diese Person Nahrung benötigt, wird sie auf dem lokalen Markt fündig; Kleidung wird sie gleichermaßen in einem lokalen Geschäft erhalten; eine Wohnung kann durch die entsprechende Maklerfirma vermittelt werden; Autos, Busse, Züge und Flugzeuge stehen für die Fortbewegung zur Verfügung; Theater, Kunstgalerien, Radio, Fernsehen und das Kino erfüllen andere Bedürfnisse. Ein wichtiges implizites Verständnis ist in diesem Fall, dass das von der Person getätigte Umschichten des Papiers in irgendeiner Weise wirklich zur Aufrechterhaltung des Bedürfnisbefriedigungssystems beiträgt. Die Teilnahme am allgemeinen System der Bedürfnisbefriedigung bringt der Person über den Lohn das ›Recht‹ auf Zugang zu diesem System auf einem Niveau ein, das unter idealen Bedingungen das Ausmaß ihres Beitrags widerspiegelt.

Die Möglichkeit der Teilnahme am allgemeinen System der Bedürfnisbefriedigung ist somit der entscheidende Ausdruck der möglichen Beziehung des Individuums zur Welt. Holzkamp definiert diese *personale Handlungsfähigkeit* als »Teilhabe an der Verfügung über den Gesamtprozess gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion, der die jeweils eigenen Lebensbedingungen in ihren relevanten Zügen einschließt«, bzw. als die »Verfügung des Individuums über seine eigenen Lebensbedingungen in Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozess« (1983: 241f., o. Hv.). Zweifellos können andere Menschen diese Teilhabe durch die Ausübung wirtschaftlicher und politischer Macht erschweren oder verzerren. Auf einige dieser Probleme werden wir in einem späteren Abschnitt dieses Kapitels eingehen.

### 7.3 Befindlichkeit

Es ist eine Sache, an einem gesellschaftlichen System teilhaben zu können, um die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, es kann eine ganz andere Sache sein, diese Bedürfnisse zu befriedigen und die Zufriedenheit genau zu bewerten. Es ist daher notwendig, die phänomenale, erfahrungsbezogene Seite der Subjektivität, die wir gerade als personale Handlungsfähigkeit eingeführt haben, zu berücksichtigen. Diese erfahrungsbezogene Seite wird als *Befindlichkeit* des Individuums bezeichnet.

»Die Bedürfnisse von Individuen mit der ›Möglichkeiten‹-Beziehung zu gesamtgesellschaftlichen Bedeutungen sind also nicht mehr lediglich die emotionalen ›Zustandsvariablen‹, die über die Bedeutungsaktualisierung unmittelbar zu Handlungen zur Bedürfnisbefriedigung führen, sondern charakterisieren darüber hinaus auch zwischen den jeweils aktuellen Handlungsvollzügen eine ›intermediäre‹ emotionale Befindlichkeit, in welcher das Subjekt angesichts bestimmter gegebener Handlungsmöglichkeiten bzw. -einschränkungen seine eigene Bedürftigkeit, emotionale Handlungsbereitschaft, Betroffenheit etc. zunächst bewußt in gnostischer Beziehung erfährt, wobei die Handlungen als Realisierung der in den gegebenen Bedeutungskonstellationen denkbaren Handlungsmöglichkeiten erst aus dem bewußten ›Verhalten‹ zur eigenen Befindlichkeit als ›subjektiver‹ Realität der faktischen emotionalen Wertung der Bedeutungskonstellationen resultieren. Die ›Befindlichkeit‹ ist also – als spezifisch ›menschliche‹ Ausprägung der früher dargelegten Funktion der Emotionalität als Vermittlung zwischen Kognition und Aktivität – quasi der sich in dem Grad und der Art der Bedürftigkeit ausdrückende reale subjektive ›Maßstab‹, aus dem für das Individuum ›entscheidbar‹ wird, wieweit die Umsetzung der allgemein gegebenen gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten auch für das jeweilige Individuum subjektiv notwendig ist, bzw. wieweit objektiv vorliegende Handlungseinschränkungen auch das Individuum in seinen subjektiven Lebens- und Befriedigungsmöglichkeiten einschränken.« (Holzkamp 1983: 244f.)

Die Befindlichkeit ist also eine persönliche Einschätzung der eigenen Handlungsmöglichkeiten und des Standpunkts in einer bestimmten objektiven Situation. Sie lässt sich somit als eine Einschätzung der tatsächlichen, objektiven Umgebung verstehen, die zugleich auch eine Einschätzung des eigenen Selbst in dieser Umgebung einschließt. Es ist nicht ungewöhnlich, dass verschiedene Menschen die gleiche objektive Situation unterschiedlich bewerten, meist auf der Grundlage von Erfahrungen aus ähnlichen Situationen in der Vergangenheit. Die Befindlichkeit lässt sich vielleicht am besten als eine Bewertung der *persönlichen Beziehung* zur Umwelt im Hinblick auf Handlungsmöglichkeiten begreifen, die dem jeweiligen Subjekt *effektiv* zur Verfügung stehen.

Emotionen spielen hierbei offensichtlich eine wichtige Rolle. Allerdings ist trotz Berücksichtigung ihrer Bewertungsfunktion die Befindlichkeit nicht allein durch die Emotion bestimmt. Es ist die *bewusste* Beziehung des Individuums zu seinen eigenen Emotionen, die wichtig ist. Ebendieses bewusste ›Verhalten-zu‹ den eigenen Emotionen ist es, das die im vormenschlichen Zustand vorgefundene Unmittelbarkeit des Verhältnisses zwischen Bedürfnis und Handeln verdrängt und der Realität einen signifikant subjektiven Anstrich verleiht (vgl. Holzkamp 1983: 318, 324).

#### 7.4 Determination versus Begründetheit des Handelns

Die Tatsache, dass wir in einer Möglichkeitsbeziehung zu unserer Welt leben, erfordert ein besonderes Verständnis davon, wie wir für unsere Handlungen Rechenschaft ablegen. Warum hat Soundso in dieser speziellen Situation in dieser und jener Art und Weise gehandelt? Die im Allgemeinen von der Psychologie gegebene und akzeptierte Antwort verweist auf Stimulus, Reaktion und Verstärkung. Die Umgebung wird als eine Sammlung von Reizen konzipiert, die entweder direkt eine Reaktion hervorrufen oder den Anlass für eine Reaktion darstellen, die in der Vergangenheit von bestimmten Reizen verstärkt oder belohnt wurde. Diese Art der Darstellung basiert auf der Annahme, dass die Handlung oder das Verhalten von Umweltreizen determiniert wird. Wird eine Reaktion hervorgerufen, besteht ein direkter kausaler Zusammenhang zwischen dem Reiz und der Reaktion. Die meisten ›instrumentellen‹ Reaktionen erfordern jedoch weitere Bedingungen für ihr Auftreten (wobei Skinner von ›Operanten‹ sprechen würde). Der unmittelbare (diskriminierende) Reiz soll ›den Anlass liefern‹ für die Reaktion, die in Abhängigkeit von bestimmten Faktoren wie dem Zustand des Organismus auftreten kann oder auch nicht. Variable innere Zustände können beispielsweise Teil des notwendigen ›Reizkomplexes‹ sein: So frisst etwa die Taube nicht, wenn ihr Futter präsentiert wird, sie aber nicht hungrig ist. Der operante Ansatz ist jedoch nach wie vor deterministisch und kausal im mechanistischen Sinn der Begriffe. Der einzige Unterschied zwischen der klassischen und der operanten Konzeption liegt in der vermuteten Komplexität und Variabilität des kausalen Ereignisses.

Angesichts unserer Analyse des menschlichen Handelns in einer Möglichkeitsbeziehung bedarf diese Art der Darstellung einer erheblichen Modifikation, wenn wir den Begriff der ›Möglichkeit‹ ernst nehmen. Wenn die von uns erarbeitete gesellschaftliche Vermittlung und Subjektivität neue Arten von Beziehungen zur Umwelt schaffen und erfordern, müssen wir die Ursachen menschlichen Handelns anders bestimmen, d. h. andere Antworten auf unsere Frage finden, warum Menschen tun, was sie tun. So viel sollte zumindest klar sein: Die traditionelle Betrachtung einer Handlung als ›verursacht‹ spiegelt bestenfalls eine *unvermittelte* Beziehung zur Welt wider, wie man sie von vor-menschlichen (insbesondere ›niederen‹) Tieren erwarten könnte.

Wenn wir in einer Möglichkeitsbeziehung zur Welt leben, müssen wir Alternativen im Hinblick auf unsere Handlungen haben – einschließlich, ob wir handeln oder nicht handeln. In jedem Fall muss die Möglichkeit bestehen, anders zu handeln. Diese Bedingung ist es, die Wörtern wie Wahl und Freiheit ihre besondere menschliche Bedeutung verleiht. Wenn diese Bedeutungen etwas Reales repräsentieren – und dies ergibt sich aus der kritisch-psychologischen Kategorialanalyse (ganz zu schweigen von unseren eigenen persönlichen Erfahrungen) –, dann werden wirklich menschliche Handlungen nicht durch gewöhnliche mechanische Verursachungen bestimmt, sondern erklären

sich vielmehr durch die *Handlungsgründe* der Handelnden. Diese Handlungsgründe ergeben sich aus unseren emotionalen und kognitiven Einschätzungen unserer Umwelt sowie den Handlungsmöglichkeiten, die sie bietet und die wir erkennen. Handlungsgründe liefern uns die unmittelbare Erklärung für unser Handeln und sind Teil unserer Befindlichkeit. Diese Verankerung von Gründen in der Befindlichkeit ist mit der gnostischen Distanz verbunden, von der wir zuvor gesprochen haben. In diesem ›Raum‹ zwischen uns und den Objekten entwickeln sich Handlungsgründe in Abgrenzung zu bloßen Reizen. Es sollte auch deutlich werden, dass die subjektive Begründetheit des Handelns für Aspekte der gesellschaftlichen Existenz wie Erfindung, Innovation und persönliche Kreativität wesentlich ist.

Wir haben ausgeführt, dass persönliche Subjektivität gleichzeitig Intersubjektivität bedeutet. Damit müssen Gründe für das Handeln nicht nur für uns selbst, sondern auch für andere verständlich sein. Wie wir in unserer kategorialen Rekonstruktion der gesellschaftlichen Natur des Psychischen im Menschen argumentiert (und begründet) haben, entsteht Subjektivität nur innerhalb eines menschlichen, gesellschaftlichen Kontextes. Die Bedeutungen, aus denen sich meine Handlungsgründe zusammensetzen, sind also ursprünglich diejenigen, die sich in den objektiven Bedeutungsstrukturen meiner gesellschaftlichen Welt finden. Sie werden im Zuge der Entwicklung und des weiteren Handelns in dieser Welt durch einen Prozess der Aneignung zu den meinen. Ich habe zwar erheblichen Spielraum in Bezug auf das, was ich persönlich mit ihnen tue, jedoch ändert das nichts an ihrem grundsätzlich gesellschaftlichen Charakter. Handlungsgründe sind also im Wesentlichen *verallgemeinerbare* Handlungsgründe und als solche immer subjektiv-intersubjektive Handlungsgründe.

»Sofern also meine Handlungen für mich tatsächlich aus meinen Bedürfnissen und Lebensinteressen ›begründet‹ sind, müssen diese Gründe prinzipiell auch ›für Andere‹ einsehbar, also intersubjektiv ›verständlich‹ sein. Da ich als ›Fall von‹ verallgemeinertem Anderen auch für die Anderen ›der Andere‹ bin, ist somit mein Bemühen um ›Selbstverständigung‹ durch adäquate Begründung meiner Handlungen identisch mit dem Bemühen um ›verständliche‹ Handlungsgründe auf der Basis der gleichen Situation auch für Andere: Wenn ich meine Handlungen nicht (durch ihren subjektiven Bedürfnis- und Interessenbezug) vor anderen begründen könnte, so kann ich sie auch nicht vor mir selbst begründen (daraus ergibt sich dann unter bestimmten Bedingungen auch die Notwendigkeit der nachträglichen Rechtfertigung von Handlungen durch Herstellung eines Begründungszusammenhangs, u. U. unter subjektivem Realitätsverlust; s. u.).«<sup>36</sup> (Holzkamp 1983: 350)

36 Der Verweis auf den ›verallgemeinerten Anderen‹ in diesem Abschnitt wird bei einigen Leser\*innen das Gefühl verstärken, dass es eine Verwandtschaft zwischen den Arbeiten der Kritischen Psychologie und denen von George Herbert Mead gibt. Ich habe in den kritisch-

Holzcamp kommt zu dem Schluss, dass die Verallgemeinerung der Begründetheit und ihrer Verständlichkeit eine notwendige und wesentliche Voraussetzung für die Einbeziehung des Individuums in jeden Aspekt des gesellschaftlichen Lebens ist, insbesondere aber in den der gesellschaftlichen Produktion.

All dies bedeutet, dass wir als Menschen in einem im Wesentlichen objektiven und gemeinsamen Kontext von Bedeutungen leben, an dem wir durch Aneignung und gemeinsames Handeln teilnehmen. Natürlich gibt es Fälle, in denen die Handlungen von anderen und sogar von uns selbst unverständlich erscheinen, jedoch muss die prinzipielle Verständlichkeit stets vorhanden sein. Holzcamp beschreibt ein alltägliches Beispiel dafür:

»Sehe ich z. B. jemanden mit einem Hammer in der Hand, einem Nagel zwischen den Zähnen und einem Bild unter dem Arm ankommen, so ist für mich normalerweise aus dem gemeinsamen Lebenszusammenhang klar: Er will das Bild aufhängen. Seine ›Innerlichkeit‹ ist mir dabei meist kein besonderes Problem, da das, was der andere im Augenblick fühlt, denkt, will, sich ja in den praktisch relevanten Aspekten aus seinen bedeutungsvollen Handlungen für mich entäußert. Tut der andere in der Folge Unerwartetes (Hypothesenkonträres), legt etwa den Hammer weg, spuckt den Nagel aus, stellt das Bild an die Wand und läuft schnell in die entgegengesetzte Richtung, so ist er damit für mich noch lange nicht rätselhaft und unverständlich. Ich nehme vielmehr an, daß ich bestimmte *Prämissen* seiner im Prinzip für mich verständlichen neuen Handlungsvarianten nicht kenne. Ich frage also (falls er nicht schon entsprechende Selbstkommentare abgegeben hat) bei ihm nach: Was ist denn nun los? Wahrscheinlich wird er mir dann zurufen: ›Milch kocht über‹ oder ähnliches, und damit ist wieder alles klar für mich. Aber selbst wenn er, obwohl er mich gehört haben muss, nicht antwortet, ergibt sich darüber normalerweise aus unserem gemeinsamen Lebens- und Bedeutungszusammenhang eine in der weiteren Alltagspraxis leicht prüfbare Hypothese. Etwa: Ach, der redet nicht mit mir, ist wohl immer noch sauer wegen gestern. Aber auch der Grenzfall einer für mich verschlossenen Innerlichkeit des anderen heißt nicht Unverständlichkeit und Bedeutungslosigkeit, sondern hat möglicherweise sogar eine besonders schwerwiegende und folgenreiche Bedeutung innerhalb unseres gemeinsamen Lebenszusammenhangs.« (Holzcamp 1991a: 72)

Holzcamp spricht hier von den *Prämissen* des Bildaufhängers. Wir haben gesehen, dass die unmittelbare Determinante einer Handlung ihr subjektiver Grund ist. Wir haben auch gesehen, dass subjektive Handlungsbegründungen notwendigerweise prinzipiell verständlich sind, sowohl für uns selbst als auch

---

psychologischen Texten keine direkten Hinweise auf Mead gefunden. Die offensichtlichen Ähnlichkeiten mögen auf die gemeinsamen Wurzeln beider Positionen in der Philosophie Hegels zurückzuführen sein. Dagegen wurde die Arbeit von Herbert Blumer, einem Mead-Schüler, von der Berliner Gruppe positiv-kritisch aufgenommen (siehe Kapitel 3).

für andere. Um das Bild zu vervollständigen (bzw. zu skizzieren, da es noch weitaus mehr zu sagen gibt, als der Buchumfang erlaubt, siehe Maiers 1993), müssen wir den Zusammenhang zwischen den Handlungsbegründungen und der realen Welt, in der wir leben, klären. Diese reale Welt, welche die alltäglichen Bedingungen unseres Lebens einschließt (zu denen die vermuteten Ursachen und Reize der Verhaltenspsychologie gehören), liefert die Prämissen unserer Handlungsbegründungen. Wir reagieren nicht direkt auf sie als solche, sondern nur so, wie sie sich subjektiv in unseren Handlungsbegründungen widerspiegeln. Sie bilden jedoch den realen Kontext unseres Handelns und bestimmen letztlich sowohl die Möglichkeiten als auch die Einschränkungen unseres Handelns. Denn es ist die reale physische und soziale Welt, mit der wir uns letztlich auseinandersetzen müssen und die am anderen Ende der Möglichkeitsbeziehung steht. Sie erzeugt die Subjektivität in ihren inneren und äußeren Formen sowie mit den verschiedenen von uns beschriebenen Merkmalen.

### 7.5 Subjektivität in der Gesellschaft

Subjektivität im wahrhaft menschlichen Sinn entsteht nur innerhalb der Gesellschaft, jedoch ist dies wohl kaum alles, was über ihr Verhältnis zur Gesellschaftlichkeit gesagt werden muss. Die Einflüsse der strukturellen Merkmale der Gesellschaft auf die Formen der individuellen Subjektivität sind noch zu spezifizieren. Im Zentrum der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft steht das Problem der Bedürfnisbefriedigung. Wir befriedigen Bedürfnisse, indem wir ›Dinge‹ produzieren, die ebendas leisten. Aber wir tun nicht alle das Gleiche. Die gesellschaftliche Produktion ist ein komplexes Unterfangen, bei dem jede Person lediglich einen kleinen Teil der Gesamtaufgabe erfüllt. Natürlich muss das Endergebnis für die einzelnen Beteiligten in dem einen oder anderen Ausmaß irgendwie funktionieren, d. h., die Menge und Vielfalt des Gesamtproduktes muss im Durchschnitt dem Ausmaß und der Vielfalt der individuellen menschlichen Bedürfnisse entsprechen. Dies erfordert die Organisation von Vereinbarungen, Absprachen, Gesetzen, Sitten und dergleichen, die für die einzelnen Mitglieder zu *Positionen* führen. Was wir als ›Position‹ bezeichnen, entspricht in etwa dem, was üblicherweise als ›Rolle‹, ›Job‹, ›Funktion‹ oder ›Nische‹ bezeichnet wird. Sie stellt einen Beitrag des Individuums dar, der für das Funktionieren der Gesellschaft als Ganzes notwendig ist.

Es ist zu einem großen Teil die Position, welche die unmittelbare *Lebenslage* des Individuums bestimmt. Die Lebenslage ist der ›Ort‹, an dem sich jede und jeder von uns stets wiederfindet. Es ist das Haus, in dem ich wohne, es sind die Menschen, mit denen ich lebe, arbeite und spiele, die Geschäfte, in denen ich einkaufe, etc. Es ist, kurz gesagt, die unmittelbare Welt, in der ich meine Befriedigungen, Frustrationen, Vergnügungen usw. erlebe. Es ist ein kleiner

räumlich-zeitlicher Ausschnitt der gesamten gesellschaftlichen Struktur und des Prozesses, von dem ich ein Teil bin.

Die bürgerliche Gesellschaft zeichnet sich auf einer Ebene durch ihre Arbeitsteilung und auf einer breiteren Ebene durch ihre Klassenstruktur aus, die an die Produktionsverhältnisse gebunden ist. Die Lebenswelt der Eigentümer\*in einer Zeche unterscheidet sich im wahrsten Sinn des Wortes von jener der Bergleute. Beide besetzen unterschiedliche Stellen innerhalb der kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Sie erfüllen unterschiedliche Funktionen in der Arbeitsteilung. Kurz gesagt nehmen sie unterschiedliche *Positionen* in der Gesellschaft ein und erfahren dadurch unterschiedliche *Lebenslagen*. Dies hat zwangsläufig erhebliche Auswirkungen auf ihre Subjektivität, genauer gesagt auf die Handlungsmöglichkeiten und die Befindlichkeit der beiden Individuen.

Die Unterschiede zwischen der Eigentümer\*in der Zeche und den Bergleuten lassen sich einerseits rein quantitativ charakterisieren. Erstere haben sicherlich einen viel größeren Handlungsspielraum, mehr Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung (ja sogar mehr ›Bedürfnisse‹), eine größere Sicherheit für die fortgesetzte Teilnahme am gesellschaftlichen Produktionsprozess (z. B. werden bei einem schwierigen Kohlemarkt die Bergleute entlassen, nicht die Eigentümer\*innen) sowie insgesamt mehr Macht (innerhalb unserer gesellschaftlichen Normen entscheiden die Eigentümer\*innen eher über das Schicksal der Bergleute als umgekehrt). Diese realen, objektiven Unterschiede, die sich aus den individuellen Positionen ergeben, werden in ihren jeweiligen Lebenslagen als deutlich größere oder kleinere *subjektive Möglichkeitsräume* widerspiegelt und subjektiv erlebt.

Es ist jedoch die qualitative Seite dieser Unterschiede, die uns zu einer der wichtigsten und nützlichsten Differenzierungen bringt, welche die Kritische Psychologie in Bezug auf die Subjektivität trifft: der Unterschied zwischen *verallgemeinerter* und *restriktiver Handlungsfähigkeit*. Der Unterschied beginnt in dem, was Holzkamp die ›doppelte Möglichkeit‹ (1983: 367) nennt. Um dies zu verstehen, müssen wir uns für einen Moment vom Individuum abwenden und uns auf die Bewegung der Gesellschaft als Ganzes in ihrer zeitlichen Entwicklung beziehen. Wir nennen dies ›Geschichte‹, womit die kontinuierliche Entfaltung der Möglichkeiten beschrieben wird, die der gesellschaftlichen Existenzweise inhärent sind, sobald diese in der Evolution auftaucht. Im Durchschnitt haben sich die allgemeinen Handlungsmöglichkeiten und die sie unterstützenden Bedingungen im Laufe der Zeit enorm erweitert. Wir sehen dies in der exponentiellen Entwicklung der Technik, um nur einen wichtigen Aspekt der gesellschaftlichen Existenz zu nennen. Obwohl diese Expansion einen gesellschaftlichen Prozess darstellt, kommt sie nur durch die Beteiligung von Individuen zustande, die kollektiv erfinden, entdecken, ausprobieren, verbessern, testen und produzieren. Während die Gesellschaft diesbezüglich keine Wahl zu haben scheint, da

eine kontinuierliche Erweiterung der Möglichkeiten für ihren Fortbestand notwendig ist, so gilt dies nicht für die Individuen. Das Individuum als solches hat stets die Wahl, die es für sich selbst treffen kann oder auch nicht, indem es die Grenzen seiner bestehenden Handlungsmöglichkeiten erweitert oder aber innerhalb der bestehenden Möglichkeiten lebt. Wie wirkt sich dies also auf die personale Handlungsfähigkeit und damit auch auf die Befindlichkeit aus?

Wir haben die personale Handlungsfähigkeit definiert als die Verfügung des Individuums über die Bedingungen, die für die Befriedigung seiner Bedürfnisse durch die Teilnahme an der gesellschaftlichen Produktion relevant sind. Wie wir gesehen haben, liegt es in der Natur der menschlichen Gattung, dass jedes Mitglied der Gesellschaft über Handlungsfähigkeit verfügt. Prinzipiell (d. h. theoretisch, wenn auch abstrakt) weist jeder einzelne Mensch die grundlegende Fähigkeit auf, durch kooperatives Handeln seine eigenen sowie die Möglichkeiten anderer zu erweitern. Dies liegt auch in seinem eigenen Interesse, da es für den Erhalt der gesellschaftlichen Existenz unabdingbar ist und zur kontinuierlichen Verbesserung und Sicherung der eigenen Lebensqualität beiträgt.

Das Potenzial für Einschränkungen der individuellen Entfaltung liegt in der Struktur der Gesellschaft. Jede einzelne Person kann nur einen Teil der Handlungen übernehmen, d. h., jede Person muss eine Position innerhalb der Gesellschaft einnehmen. Auf der positiven Seite ist es gerade diese Position, die es den Einzelnen erlaubt, zur gesellschaftlichen Erweiterung der Möglichkeiten beizutragen und in den Genuss der Resultate zu kommen. Die eigene Position kann jedoch schon deshalb eingeschränkt sein, weil das Individuum nicht über alle Fähigkeiten, Kenntnisse sowie körperlichen oder geistigen Fähigkeiten verfügt, um alles zu tun, was zur Erweiterung der eigenen Möglichkeiten erforderlich ist. Es liegt auf der Hand, dass jeder Grad der Isolation eines Individuums innerhalb der eigenen Position zu einer Verminderung der objektiven Fähigkeit führt, diese Möglichkeiten zu erweitern. Dies betont die Notwendigkeit einer organisierten, bewussten und ungehinderten Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft als Voraussetzung für eine effektive Erweiterung der individuellen Möglichkeiten. In jedem Fall wird die Frage, welche Handlung für ein Individuum begründet ist, stets von seiner Position sowie der damit verbundenen Lebenslage und den Voraussetzungen abhängen, aus denen die Begründetheit des Handelns erwachsen kann. In anderen Worten ausgedrückt bedeutet das, dass die Einzelnen nur das tun können und werden, was für sie *subjektiv funktional* ist.

## 7.6 Subjektive Funktionalität

Die subjektive Funktionalität von Handlungsbegründungen ist insbesondere dann augenfällig, wenn sich die Einzelperson hinsichtlich der Erweiterung ihrer Möglichkeiten selbst einzuschränken scheint. Da jegliches Handeln innerhalb von Möglichkeitsverhältnissen erfolgt, muss zunächst einmal betont werden, dass prinzipiell die Möglichkeit gegeben sein muss, nicht zu handeln oder in einer Weise zu handeln, welche die vorhandenen Möglichkeiten lediglich nutzt, anstatt sie zu erweitern. Dies, verbunden mit der Tatsache, dass individuelle Handlungen nicht direkt durch äußere Bedingungen verursacht werden, sondern immer subjektiv begründet sind, lässt erkennen, dass es aufgrund einer Vielzahl von sowohl objektiven, strukturellen als auch subjektiven, persönlichen Gründen zumindest möglich ist, dass Individuen ihre objektiv vorhandenen Möglichkeiten gar nicht erst in Anspruch nehmen, geschweige denn versuchen, sie zu erweitern. Wie schon zuvor stellt sich auch hier die Frage, welche Handlungsgründe für die Einzelperson subjektiv funktional sind.

Was für ein bestimmtes Individuum subjektiv funktional wird und warum, stellt für uns wichtige Fragen dar. Wir konzentrieren uns hier lediglich auf die offensichtlichsten Bestimmungen. Eine davon ist das inhärente Risiko und der Aufwand, der mit jedem Versuch verbunden ist, über das hinauszugehen, was bereits funktioniert. Holzkamp spricht von einem allgegenwärtigen Widerspruch zwischen der erwarteten Verbesserung und dem Risiko in jeder Handlung, die darauf abzielt, die Verfügung über die Bedingungen des eigenen Lebens zu erweitern.

»Den Ansatz zur Klärung dieser (zunächst widersinnig anmutenden) Fragestellung findet man durch Rückgriff auf unsere früheren allgemeinen Darlegungen über die in jede Handlung in Richtung auf Erweiterung der Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen eingehenden widersprüchlichen subjektiven Bestimmungen der Antizipation der mit der Handlungsrealisierung verbundenen Verbesserung der eigenen Lebensqualität einerseits und der auf dem Weg dahin unvermeidlichen Anstrengungen und Risiken andererseits. Die Erweiterung der Bedingungsverfügung/Handlungsfähigkeit schließt ja immer das Aufgeben eines (wenn auch als unzulänglich erfahrenen) gegenwärtigen Standes relativer Handlungsfähigkeit und der darin gegebenen »erprobten« Weisen der Bewältigung der unmittelbaren Lebenspraxis/Positionsrealisierung ein, wobei die angestrebte Erweiterung der Lebensqualität durch ein höheres Niveau relativer Handlungsfähigkeit immer (mehr oder weniger) mit der existentiellen Verunsicherung darüber verbunden sein muß, ob man tatsächlich das höhere Handlungsfähigkeitsniveau erreichen kann oder nicht statt dessen auch noch die Handlungsfähigkeit auf dem gegenwärtigen niedrigeren Stand einbüßen wird.« (Holzkamp 1983: 371)

Sicherlich können solche Risiken unter Berücksichtigung der gesellschaftlichen Situiertheit von Individuen in einer ideal funktionierenden Gesellschaft durch kooperative Unterstützung minimiert oder sogar eliminiert werden. Dieser Idealzustand existiert jedoch nicht in einer Gesellschaft wie der unseren, in der zum einen Positionen mit Klassen und zum anderen Klassen mit Macht und Herrschaft verbunden sind. Es ist klar, dass die Risiken für die Eigentümer\*in einer Zeche und die Bergleute sehr verschieden sind, wobei dieser Unterschied durch die Dominanz der Eigentümer\*innen aufrechterhalten und verstärkt wird. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, dass – wenn die Herrschaft der Eigentümer\*innen über die Lebensumstände der Bergleute, wie es notwendigerweise der Fall ist, in deren Handlungsprämissen enthalten ist – sich ihre entsprechenden subjektiven Handlungsgründe verständlicherweise auf die bloße Nutzung der vorhandenen Möglichkeiten beschränken mögen, statt auf deren Ausdehnung zu zielen. Aktive Erweiterungen der eigenen Möglichkeiten können aus der subjektiven Sicht der Bergleute tatsächlich *nicht funktional* erscheinen.

Holzcamp bezeichnet Folgendes als das ›zentrale Moment‹ dieses gesamten Prozesses:

»Die Alternative der Verfügungserweiterung kann nur insoweit subjektiv begründet/funktional werden, wie das Individuum zugleich mit der Möglichkeit der Verfügungserweiterung auch die Möglichkeit erfährt, die dabei zu antizipierende Existenzgefährdung abzuwenden, d.h. durch Zusammenschluß in unmittelbarer Kooperation eine überindividuelle Gegenmacht von der Größenordnung zu gewinnen, die die Gefährdung der je individuellen Existenz aufheben kann.« (Holzkamp 1983: 373)

Daraus und aus dem bereits Gesagten sollte klar hervorgehen, warum die Herrschaft in der Gesellschaft meist nicht mit roher Gewalt, sondern mit ideologischen Mitteln ausgeübt wird, die dazu führen, dass die Beherrschten sowohl von den Machtquellen als auch voneinander isoliert werden (man denke nur an die weit verbreitete und intensive Gewerkschaftsfeindlichkeit, nicht nur unter den Kapitalist\*innen, sondern oft auch in der arbeitenden Klasse selbst). Ideologische Herrschaft kann genau die gleichen Auswirkungen haben wie rohe Gewalt, indem sie das subjektiv Funktionale des Individuums in Bezug auf die Handlungsbegründungen einschränkt. Die für eine echte Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten und damit für die Verbesserung der Lebensqualität notwendigen Kooperationsbeziehungen werden durch Wettbewerbsbeziehungen ersetzt. Die Beziehungen zu anderen werden auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse reduziert. Sofern die relative Macht mehr oder weniger gleich ist – zu gleich, um eine tatsächliche Vorherrschaft zu erlauben –, basiert die Interaktion auf *Kompromiss* (Wenn du mir zugunsten ein wenig nachgibst, gebe ich dir zugunsten auch ein wenig nach) und *Kompensation* (Wenn du mir etwas von dir gibst, das ich will, gebe ich dir

im Gegenzug etwas, das du willst). Intersubjektive Beziehungen werden zu solchen Beziehungen, in denen sich Individuen wechselseitig für persönliche Interessen instrumentalisieren. In der Tat werden sämtliche Interessen auf persönliche Interessen reduziert, mit einem daraus folgenden Verlust jeglichen Sinns für das kollektive Interesse.

### 7.7 Verallgemeinerte und restriktive Handlungsfähigkeit

Doch die realen Chancen zur Erweiterung der gesellschaftlichen und personalen Handlungsmöglichkeiten werden nie vollständig geopfert. Sie können nicht gänzlich unterdrückt werden, wenn die Gesellschaft überleben soll. Selbst die egozentrischste Kapitalist\*in hat ein Interesse am allgemeinen Wachstum der Wirtschaft. Zudem können die Herrschenden ihre Dominanz nicht lange allein durch rohe Gewalt oder leere Ideologie aufrechterhalten. Es muss für die Einzelnen eine reale Möglichkeit bestehen, ihr Los zu verbessern. Hier müssen wir zu unserer Unterscheidung zwischen *verallgemeinerter* und *restriktiver Handlungsfähigkeit* zurückkehren. Die *verallgemeinerte Handlungsfähigkeit* ist verallgemeinert, weil sie für ein Individuum wie für alle Individuen existiert. In einer idealen Gesellschaft wäre dies die einzige Art von Handlungsfähigkeit, doch gilt sie als analytische Kategorie auch für die weniger ideale, bürgerliche Gesellschaft. Sie charakterisiert die Individuen nicht als solche – das heißt, sie entspricht nicht einem Persönlichkeitsmerkmal – und kennzeichnet nicht einmal Positionen oder Klassen. Vielmehr ist sie als Charakteristikum von Umständen innerhalb des verallgemeinerten Zusammenhangs zu verstehen, der subjektive Gründe und Handlungsmöglichkeiten einschließt. Dasselbe gilt für die ihr entgegengesetzte, *restriktive Handlungsfähigkeit*, die deshalb restriktiv ist, weil sie ihren Nutzen auf bestimmte Individuen beschränkt, wenn auch nicht ohne Kosten für diese selbst sowie stets auf Kosten anderer und der Gesellschaft als Ganzer.

Während bei der verallgemeinerten Handlungsfähigkeit das Individuum seine Macht durch kooperative Teilhabe an der gesellschaftlichen Produktion gewinnt, wird diese bei der restriktiven Handlungsfähigkeit mittels Teilhabe an der Macht der herrschenden Kräfte in der Gesellschaft erlangt. Ein extremes Beispiel wäre der junge mittelamerikanische Bauer, der durch den Eintritt in die Armee die Qualität seiner eigenen Existenz verbessern kann und somit schnell vom Status des Unterdrückten zum Status des Unterdrückers gelangt. Alltäglichere Beispiele sind die zahlreichen Fälle, die uns geläufig sind und durch den Satz charakterisiert werden: ›Wenn du sie nicht besiegen kannst, dann schließe dich ihnen an.‹ Wie extrem oder alltäglich die Umstände auch sein mögen, sie enthalten einen wichtigen Widerspruch. Einerseits ist die restriktive Handlungsfähigkeit für Individuen in einer Gesellschaft wie der unseren subjektiv funktional. Andererseits stellt sie in dem einen oder anderen Maße eine Verleugnung des wahren gesellschaftlichen Interesses dar und bringt

uns in jenem Maße auch – da unsere individuellen Interessen letztlich mit dem kollektiven gesellschaftlichen Interesse identisch sind – in eine Position der Selbstfeindschaft. Dies führt zwangsläufig zu ›Störungen‹ klinischer Natur.

Das für unsere gegenwärtigen Zwecke wichtigste psychologische Merkmal dieser Strategie ist die subjektive Identifikation der eigenen Interessen mit denen der Herrschenden sowie der Interessen der Herrschenden mit denen der Gesellschaft. Ideologisch gesehen ist diese Identifikation so tiefgreifend, dass sie das Gesetz der Natur selbst zu repräsentieren scheint. Die Ausnutzung anderer Menschen, die Instrumentalisierung aller sozialen Beziehungen und ›sich nur um die eigenen Interessen zu kümmern‹ gilt als Ausdruck einer unveränderlichen ›menschlichen Natur‹. Die Auswirkungen auf Kognition, Emotion, Motivation und das Unbewusste sind hierbei von besonderem Interesse.

### 7.8 Das Unbewusste

Die Art und Weise, in der wir denken, die kognitiven Kompetenzen, die für die Aneignung gesellschaftlicher Bedeutungen erforderlich sind, wie wir die Dinge empfinden, warum wir uns dafür entscheiden, auf die eine Art zu handeln und nicht auf eine andere – dies alles kann nur im Hinblick auf das verstanden werden, was für das jeweilige Individuum subjektiv funktional ist. Wie wir gesehen haben, ist das, was subjektiv funktional ist, letztlich immer in der Position und Lebenslage einer Person verwurzelt und damit in der gesellschaftlichen Struktur, der sie angehört. Das bedeutet, dass unsere gegenwärtigen Überlegungen mit dem Erkennen unserer eigenen Existenz in der bürgerlichen Gesellschaft beginnen müssen – einer Gesellschaft, welche die Fähigkeit hat, jeden Menschen sinnvoll zu beschäftigen, es aber nicht tut; die Hunger verhindern kann, es aber nicht tut; die Wege finden kann, für die menschlichen Bedürfnisse zu sorgen, ohne die Umwelt zu zerstören, es aber nicht tut; und so weiter. Wir alle sind durch die bloße Tatsache unserer Existenz in dieser Gesellschaft in diesem geschichtlichen Moment gezwungen, an einer Gesellschaft teilzunehmen, in der die Interessen einiger weniger als die Interessen aller dargestellt werden, obwohl Letzteres faktisch nicht zutrifft. Tatsächlich laufen die herrschenden Interessen ganz klar dem allgemeinen gesellschaftlichen Interesse zuwider: Die Konzentration von Reichtum und Macht in den Händen einiger weniger ist nicht aufgrund gesellschaftlicher oder individueller menschlicher Interessen erforderlich. Vielmehr hat sie sich wieder und wieder als höchst zerstörerisch sowohl für das Leben unschuldiger Individuen als auch für die physische und gesellschaftliche Welt, in der wir leben, erwiesen.

Die Teilhabe an der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion, so wie sie ist, setzt voraus, dass jede Person die damit verbundenen Bedingungen bis zu einem gewissen Maß akzeptiert. Wir können die Teilnahme nicht

verweigern, bloß weil wir dagegen sind: Es ist die einzige Möglichkeit, die wir haben, und unser Leben hängt buchstäblich davon ab. In dem Maße also, in dem reale individuelle Partialinteressen mit allgemeinen gesellschaftlichen Interessen gleichgesetzt werden und unsere alltäglichen Existenzen davon abhängen, dass wir damit klarkommen, sind wir in einem objektiven Widerspruch gefangen, in dem die Umsetzung einiger unserer Interessen (wie das nackte Überleben) nur auf Kosten anderer (wie die volle Entwicklung und produktive Nutzung unserer Talente) erreicht werden kann. Kurz gesagt, wir sind in historischen Umständen gefangen, in denen wir in dem einen oder anderen Ausmaß unsere eigenen (und damit auch allgemeine gesellschaftliche) Interessen verleugnen und/oder verletzen müssen und in einen Zustand der Selbstfeindschaft gezwungen werden.

Die Kritische Psychologie sieht diese historisch produzierte Verzerrung als Grundlage für das Unbewusste. Das Unbewusste ist demnach weder eine »anthropologische Letztheit« (Holzkamp 1983: 381), noch ist es irrational. Durch eine bestimmte gesellschaftliche Konfiguration wird vielmehr die individuelle menschliche Fähigkeit ausgenutzt, die Tatsache zu verdrängen, dass das, was man zu tun gezwungen wird, den eigenen Interessen zuwiderläuft. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint das Unbewusste insofern ganz »rational« als angemessene Reaktion auf die Anforderungen der Lebenslage und auf die subjektive Funktionalität der Handlungsgründe. Entsprechend unserer Analyse der Subjektivität in der Gesellschaft kann es als eingebaute Garantie einer relativ risikofreien individuellen Existenz charakterisiert werden. Natürlich gelingt die Verdrängung in unterschiedlichem Maße, was in unseren weiteren Überlegungen von Bedeutung sein wird.

## 7.9 Kognition

Das Erkennen oder Denken beginnt in unserer Lebenslage, in der Welt, in der wir aufwachsen, in die wir hineinwachsen und in der wir uns von Tag zu Tag neu zurechtfinden müssen. Wir dürfen nicht aus den Augen verlieren, dass dies eine Welt ist, die von grundlegenden Interessengegensätzen geprägt ist, welche Ungleichgewichte in Dominanz und Macht widerspiegeln. Ferner ist es so, dass wir unsere Welt mehr oder weniger so akzeptieren müssen, wie sie ist, sowohl physisch als auch ideologisch, um unsere Grundbedürfnisse zu befriedigen. Entsprechend der realen und immer vorhandenen Alternative, entweder nur unter Akzeptanz unserer Lebenslage zu handeln (Nutzung ihrer Möglichkeiten) oder unter möglicher Gefährdung unserer selbst zu versuchen, etwas dagegen zu tun (Erweiterung ihrer Möglichkeiten), haben wir stets auch alternative Möglichkeiten, sie zu erkennen – und zwar insbesondere im Hinblick auf ihre empfundenen Widersprüche.

Der erste dieser kognitiven Modi wird als *deutendes Denken* bezeichnet. Dieser Modus nimmt die Dinge effektiv so, wie sie zu sein scheinen, d. h.

für bare Münze. Die Welt – oder genauer gesagt die Lebenslage – wird so verstanden, wie sie sein sollte, und die gefühlten Widersprüche werden als persönliche Probleme behandelt, die innerhalb der eigenen Erfahrungswelt gelöst werden müssen. Es ist leicht einzusehen, wie dies sowohl mit der bloßen Nutzung vorhandener Handlungsmöglichkeiten zusammenhängt als auch mit der Verdrängung als dem effizientesten Mittel, um mit den unvermeidlichen Widersprüchen zwischen den eigenen und den herrschenden Interessen umzugehen.

Wenn es Probleme mit dieser Denkweise gibt, dann nicht, weil sie falsch ist im Sinne einer unwahren Darstellung der Realität. Vielmehr greift sie recht genau die unmittelbaren, oberflächlichen Anforderungen der Lebenslage auf. Das Problem besteht eher darin, dass sie ihr begrenztes Weltverständnis als ein vollständiges bzw. völlig repräsentatives ansieht. Sie ist außerstande zwischen dem zu unterscheiden, was in anderen Zusammenhängen als Wesen und Erscheinung bezeichnet wird. Sie ist außerstande zu sehen, dass die Dinge anders sein könnten, als sie sind. Die Zukunft ist eine einfache Fortsetzung der Gegenwart und der Vergangenheit. Diese Denkweise repräsentiert statisches im Gegensatz zu entwicklungsbezogenem Denken. Da sie im unmittelbar Gegebenen verhaftet ist, fehlt ihr die gnostische Distanz, von der wir zuvor gesprochen haben und die so entscheidend ist für die Beurteilung der Beziehungen zwischen Bedingungen und Interessen sowie für die etwaige Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten (und damit auch der Lebensqualität).

Das deutende Denken ist eine höchst personalisierte Denkweise, der es nicht gelingt, die historische und gesellschaftliche Verflechtung des Ganzen zu erfassen und damit auch das Selbst als Instanz des verallgemeinerten Anderen zu begreifen. Ihr fehlt daher auch der Sinn für Subjektivität als Intersubjektivität. Sie führt zur Instrumentalisierung von anderen und damit zu restriktiver Handlungsfähigkeit.

Das Gegenteil von deutendem Denken ist *begreifendes Denken*. Dies ist die Denkweise, die mit der Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten verbunden ist. Sie nutzt die gnostische Distanz zur Beurteilung der Realität. Sie sieht, dass die Dinge oft anders sind, als sie scheinen, dass die Bedingungen in der Vergangenheit anders waren und in der Zukunft anders sein können, als sie in der Gegenwart sind. Es ist die Art von Denken, die für eine verallgemeinerte Handlungsfähigkeit und damit auch für effektives kollektives Handeln zur Verbesserung der allgemeinen Lebensqualität erforderlich ist. Zwar ist für die verallgemeinerte Handlungsfähigkeit ein begreifendes Denken notwendig, jedoch reicht es allein nicht aus, um die Widersprüche zu überwinden, die der Erweiterung der personalen Handlungsfähigkeit im Wege stehen.

Wie bei den beiden Arten von Handlungsfähigkeit charakterisieren die beiden Erkenntnismodi weniger den Menschen als vielmehr bestimmte Denk- und Handlungsmuster. Das heißt, sie sind analytische Kategorien, die uns helfen können, für uns selbst und für andere bestimmte Denkrichtungen und

deren Konsequenzen zu erkennen. In der Praxis schließen sie sich nicht gegenseitig aus. Genau wie die Erweiterung der Möglichkeiten an sich eine Erweiterung der Nutzung von Möglichkeiten ist, so ist das begreifende Denken eine Erweiterung des deutenden Denkens: Das Erstere kann sich nicht ohne vorherige Entwicklung des Letzteren entwickeln. Darüber hinaus ersetzt das Begreifen nicht das Deuten, sondern bezieht dieses mit ein und erweitert es. Für ein bestimmtes Individuum zu einer bestimmten Zeit stellt die Unterscheidung eine Wahl dar, ist ein wirkliches Paar von Alternativen. Wie Holzkamp bemerkt: »Es gibt also schlechterdings keinen Grad an gesellschaftlicher Unterdrückung bzw. persönlicher Entwicklungsbehinderung, durch den es berechtigt sein könnte, für das Individuum die Möglichkeit des ›Begreifens‹ auszuschließen« (1983: 396, o. Hv.). Als Möglichkeiten ist die eine Seite genauso allgemein verfügbar wie die andere. Die Wahrscheinlichkeiten dafür können jedoch sehr unterschiedlich sein.

Aus allgemeiner, gesellschaftlicher Sicht – und daher, aufgrund ihrer wesentlichen Identität, auch aus persönlicher Sicht – besteht langfristig eine ausgeprägte Notwendigkeit für ein begreifendes Denken. Nur so ist eine verallgemeinerte Handlungsfähigkeit möglich. Aber angesichts der Risiken, die mit verallgemeinerter Handlungsfähigkeit und damit auch mit begreifendem Denken verbunden sind, ist zunächst schwer erkennbar, was einen Menschen vom Deuten zum Begreifen bewegen sollte. Ersteres ist insgesamt weniger anspruchsvoll und relativ risikofrei. Warum sollte sich jemand bewegen wollen, der oder die im deutenden Denken verhaftet ist? Die Antwort findet sich in unserem Begriff vom Unbewussten. Es ist bekannt, dass Verdrängtes nicht völlig unbemerkt bleibt. Die Realität der Selbstfeindschaft, welche die Verdrängung zu verbergen sucht, bleibt nur relativ *verborgen für die meisten* von uns, sodass ein *anhaltender Bedarf* an Psychotherapie oder anderen Mitteln der Linderung besteht. Wir sind ständig von Erinnerungen umgeben, durch welche die verdrängten Widersprüche ins Bewusstsein drängen. Wir müssen uns fortwährend mit Zweifeln an den Anpassungen an die herrschenden Mächte um der kurzfristigen Vorteile willen auseinandersetzen. Kurz gesagt hält sich die Funktionalität der restriktiven, deutenden Modi und der Verdrängung ins Unbewusste, die sie erfordern, in Grenzen. Und es gibt nur einen Weg, mit dieser Begrenzung effektiv umzugehen, nämlich den riskanten Weg zu gehen – hin zu einem begreifenden Denken und einer verallgemeinerten Handlungsfähigkeit.

### 7.10 Emotion

Die Frage des Wechsels von einem Erkenntnismodus zu einem anderen wirft die umfassendere Frage der Motivation und insbesondere der Emotion auf. Wir haben gelernt, dass die Emotion im Wesentlichen die subjektive Bewertung der Gesamtsituation des Individuums darstellt. Wir können erwarten,

dass sie in Bezug auf die verallgemeinerte Handlungsfähigkeit genau so verstanden und genutzt wird. Als solche ergänzt sie das begreifende Denken bei der Formulierung von subjektiven Handlungsbegründungen, welche die Möglichkeiten erweitern und die Lebensqualität verbessern. Wir wissen jedoch, dass dieser Zustand in der bürgerlichen Gesellschaft nicht unkompliziert ist angesichts der Risiken, die sich aus dem Ungleichgewicht von Macht und Herrschaft und den entsprechenden Interessenunterschieden ergeben. Die für uns entscheidende Frage betrifft dann die Verzerrungen der Emotionen, die in der restriktiven Situation auftreten.

Das wichtigste Merkmal der Emotion unter restriktiver Handlungsfähigkeit ist ihre Loslösung von der Kognition. Wenn ich in meiner Lebenslage Anforderungen erfülle, die tatsächlich meinem (und dem allgemeinen) Interesse zuwiderlaufen, werden mir meine Emotionen als subjektive Einschätzung dieser Situation etwas mitteilen, das ich im Grunde nicht wissen will, z.B. in Bezug auf die Widersprüche zwischen meinen eigenen und den herrschenden Interessen, die ich durch die Beschränkung meiner Kognition auf das deutende Denken verleugne. In einem solchen Fall kann es ausgesprochen gefährlich sein, meine Gefühle richtig zu lesen. Es ist interessant, wie diese Dissoziation durch Ideologien verstärkt wird, die wiederum unterstützt werden durch die meisten psychologischen Theorien (als ideologische Instrumente): Diese sagen uns, dass Emotion und Erkenntnis getrennt sind und dass Emotionen unter Kontrolle gehalten werden müssen, um das effektive Funktionieren der Erkenntnis nicht zu beeinträchtigen. Die Emotion wird, kurz gesagt, nicht als ein wichtiger informativer Faktor behandelt, sondern als ein irrationaler Störfaktor.

Die Dissoziation von Emotion und Kognition korrespondiert mit einer persönlichen Verinnerlichung der Emotion. Sie wird als ein rein subjektiver Zustand behandelt, der oft als durch ein außer Kontrolle geratenes autonomes Nervensystem verursacht angesehen wird. Die naheliegende Behandlung richtet sich daher nicht auf die Lebenslage des Individuums, sondern auf die Person selbst. So wird z. B. die Angst, die den unvermeidlichen Hintergrund für den restriktiven Modus bildet, durch die Verabreichung von Beruhigungsmitteln oder durch eine andere therapeutische ›Entschärfung‹ behandelt. Dies erscheint vernünftig, weil es aufgrund der Verdrängung, die mit dem deutenden Denken einhergehen muss, eigentlich keine offensichtliche Ursache dafür gibt. Die Angst erscheint unter diesen Umständen tatsächlich unverständlich, und das Individuum steht ihr wahrhaftig hilflos gegenüber. Behandlungen wie etwa die Verabreichung von Beruhigungsmitteln sind also offensichtlich funktional, nicht nur für die herrschenden Kräfte in der Gesellschaft, sondern auch subjektiv für das Individuum, das auf diese Weise befähigt wird, sich weiterhin dem deutenden Denken und der restriktiven Handlungsfähigkeit hinzugeben, auch wenn es sich in Wirklichkeit um eine Form der ideologisch abgesicherten Selbsttäuschung handelt.

Besonders hervorzuheben sind die Auswirkungen restriktiver Emotionalität auf zwischenmenschliche Beziehungen. Da restriktive Handlungsfähigkeit andere Individuen in die Rolle von instrumentellen Mitteln drängt, ist es nicht verwunderlich, dass Emotionen hier eine herausragende Funktion einnehmen. Emotionen werden in einem kompromissorientierten, kompensatorischen Umgang mit anderen zu ›Druckmitteln in Verhandlungen‹: ›Wenn du mir Liebe gibst, gebe ich dir auch welche; gibst du mir keine, bin ich traurig und du fühlst dich schuldig‹, etc. Emotionale Manipulation und Erpressung werden insbesondere für enge Beziehungen charakteristisch, mit all ihren quälenden Folgen, die in billigen TV-Melodramen trivialisiert werden, sodass wir entweder von unseren eigenen Qualen abgelenkt werden oder uns mit der Gewissheit trösten, dass wir nicht allein sind.

### 7.11 Motivation

Motivation ist die subjektive emotionale Beurteilung der Lebenslage, erweitert um die Anleitung zum Handeln auf der Grundlage der erwarteten Ergebnisse als Befriedigung individueller und allgemeiner Bedürfnisse, d.h. als Verweis auf die wirklichen eigenen Interessen wie die der anderen. Es sollte offensichtlich sein, dass bei den restriktiven Verzerrungen der Emotionen die Motivation auf diese Weise nicht vollständig funktionieren kann.

»Die ›Motivationsproblematik‹ restriktiver Handlungsfähigkeit im Deutungsrahmen ›verinnerlichter‹ Emotionalität etc. läßt sich also als *widersprüchlich-ambivalente Situation* charakterisieren: Einerseits ergibt sich für das Individuum aufgrund der von ihm oberflächlich wahrgenommenen *Funktionalität* seines Arrangements mit den Herrschenden, daß auch die *herrschenden Handlungsanforderungen* als dem *eigenen Interesse dienend subjektiv motiviert verfolgbar* sein müßten. Andererseits aber schlägt auch in den ›deutenden‹ Personalisierungen der *reale Zwangscharakter* der Anforderungen (bzw. deren Zwangsaspekt) in der individuellen Erfahrung immer wieder durch, womit nicht nur die *Motivation* des Individuums zersetzt wird, sondern auch *emotionale Handlungsimpulse vordergründig* werden können, durch welche das *gesamte ›Arrangement‹ in Frage gestellt* wird und damit die *Gefahr durch die Handlungsrealisierung solcher Impulse selbst provoziertes Sanktionen der Herrschenden* aufscheint.« (Holzkamp 1983: 412)

Unter dem Gesichtspunkt restriktiver Handlungsfähigkeit lässt sich die Ambivalenz nur durch eine verstärkte Personalisierung auflösen, was in diesem Fall die Verinnerlichung des äußeren Zwangs bedeutet. Die wahre Motivation, welche die natürliche Begleiterscheinung von verallgemeinerter Handlungsfähigkeit und begreifendem Denken im Dienste der tatsächlichen individuellen und gesamtgesellschaftlichen Interessen ist, wird *ersetzt durch den verinnerlichten äußeren Zwang*. Es ist daher nicht überraschend, dass Menschen,

die überwiegend im restriktiven Modus agieren, das ständige Bedürfnis zu haben scheinen, durch Anreize etc. *motiviert zu werden*. Interessant ist auch, dass die »soziale« Motivationsforschung – die von Psycholog\*innen ohne die Unterscheidung, die wir hier machen, durchgeführt wurde – sich stark auf den äußeren Zwang und dessen Verinnerlichung konzentrierte, als ob damit das Thema erschöpft wäre.

### 7.12 Entwicklung der individuellen Subjektivität

Mit Ausnahme derer, die mit ausgeprägten körperlichen Einschränkungen geboren werden, kommen menschliche Kinder biologisch vorbereitet für die gesellschaftliche Existenz auf die Welt. Nach der Geburt verläuft die biologische Entwicklung weiter, und jede umfassende Betrachtung der psychischen Entwicklung muss dies berücksichtigen. Unser Anliegen ist hier jedoch die Entwicklung der Subjektivität, genauer gesagt der personalen Handlungsfähigkeit, und dies ist bei entsprechender biologischer Vorbereitung ein überwiegend gesellschaftlicher Prozess. Unser Hauptanliegen ist also die Entwicklung der *gesellschaftlichen Natur* des Individuums. Dies ist offensichtlich eine komplexe Angelegenheit, die in der Kritischen Psychologie ausführlicher behandelt wird, als wir es hier darlegen können. Wir müssen uns daher auf eine Zusammenfassung einiger ihrer wichtigsten Merkmale beschränken, indem wir ihre Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Beziehungen betonen und einige der Punkte aufzeigen, bei denen die Unterscheidung zwischen verallgemeinerter und restriktiver Handlungsfähigkeit auftreten kann, d. h. wo die Verzerrungen dessen, was sonst als individuelle Entwicklung möglich wäre, wahrscheinlich stattfinden.

Die basale Entwicklungsaufgabe des Kindes kann als das Erreichen einer persönlichen Verfügung über die Bedingungen beschrieben werden, die für die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse relevant sind, Bedürfnisse, die es gleichwohl mit allen anderen Menschen teilt. Da das Kind spezifisch menschliche Bedürfnisse entwickelt und diese Bedürfnisse nur in einer Weise erfüllt werden, die für menschliche Subjekte in der Gesellschaft charakteristisch ist, können wir davon ausgehen, dass die Entwicklung des Kindes durch ein subjektives Bedürfnis – das zunächst nicht bewusst oder reflektierend ist – geleitet wird und das Ziel hat, die Verfügung über Bedingungen zu erhöhen, Ängste abzubauen, die Lebensqualität zu verbessern und seine Hilflosigkeit durch die Realisierung gesellschaftlicher Möglichkeiten zu verringern. Die Frage ist also, wie aus dem hilflosen, abhängigen Säugling eine handlungsfähige, erwachsene Person wird.

Generell gibt es drei grundlegende Ziele, die als Voraussetzung für die vollständige Realisierung der Handlungsfähigkeit erreicht werden müssen. Das Kleinkind muss eine Art Kompetenz in Bezug auf die Objekte in seiner Umgebung gewinnen; es muss sich die Bedeutungen, welche die Grundlage

der gesellschaftlichen Existenz bilden, aneignen und sie verallgemeinern; und es muss die Unmittelbarkeit zugunsten einer vermittelten Beziehung zur Welt überwinden. Diese Ziele werden nur in gesellschaftlichen Zusammenhängen erreicht. Der erste dieser Kontexte ist häuslich und wird von der Familie oder anderen unmittelbaren Betreuungspersonen bereitgestellt. Was sich dort an Bedeutungen, Fähigkeiten, Handlungsanlässen etc. entwickelt, muss dann aus dem häuslichen in den breiteren gesellschaftlichen Kontext hinein verallgemeinert werden.

Bei Betrachtung des objektbezogenen Kompetenzerwerbs lassen sich einige wichtige Entwicklungen erkennen. Die Anfangsphasen des Umgangs mit Dingen durch Schauen, Greifen und Manipulieren sind eindeutig unmittelbar, werden jedoch für das Kind bald Teil einer kooperativen Beziehung mit der Betreuungsperson. In dieser kooperativen Beziehung lernt das Kind, dass Dinge nicht nur irgendwie brauchbar, sondern zielgerichtet nützlich sind. Ein Löffel z. B. kann zunächst als etwas behandelt werden, das man greifen, gegen andere Dinge schlagen, in den Mund nehmen kann etc. Schließlich lernt das Kind, dass der Löffel auf eine bestimmte Art und Weise gehalten wird und hauptsächlich dazu dient, mehr oder weniger flüssiges Essen von einem Teller in den Mund zu befördern. Dieser besondere Nutzen des Löffels ist natürlich die gesellschaftliche Bedeutung, die sich das Kind im Laufe dieses lernenden Übergangs aneignet. Ein Teil der Bedeutung eines Löffels besteht darin, dass er *für einen bestimmten Zweck gemacht* wird. Die spätere Herstellung von Dingen durch das Kind ist eine Erweiterung dieser Art von Bedeutung und wird schließlich in der Herstellung für andere verallgemeinert. Das Kind zeichnet ein Bild oder baut etwas mit Blöcken für die Eltern, die dann zustimmend und angemessen auf den dargestellten oder konstruierten Gegenstand reagieren. Das Kind nimmt hier bereits an der Herstellung von sozialen Bedeutungen und damit auch an der gesellschaftlichen Produktion teil. Das Kind weiß, dass die Dinge Bedeutungen haben, dass sie gemacht sind, dass sie nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere gemacht sind, ebenso wie weitere für das Kind sinnvolle Objekte ebenfalls von anderen gemacht werden (z. B. wenn die Betreuungsperson den Lieblingsskuchen des Kindes backt). Die Entwicklung der Sprache ist sicherlich zentral für diesen Prozess. All dies bedingt das Aufwachen sowohl *innerhalb* der gesellschaftlichen Beziehungen als auch *in diese hinein* und gestaltet sich im häuslichen Bereich nicht nur als Entwicklung des Kindes, sondern auch als Kind-Erwachsenen-Koordination.

Gelernte Bedeutungen von Objekten führen das Kind offensichtlich zu einer erhöhten Verfügung über seine eigenen Bedingungen. Dies geschieht zunächst im häuslichen Bereich, verallgemeinert sich dann aber auf die Welt als Ganzes. Das Spielen mit anderen Kindern und das Erleben in der eigenen Wohnung helfen dem Kind, seine eigenen Bedeutungen und Kompetenzen zu verallgemeinern. Mit Beginn des Schulalters verläuft dieser Prozess auf eine intensivere und formellere Art und Weise.

Die Aneignung und Verallgemeinerung gesellschaftlicher Bedeutungen durch das Kind führt auch zu einem komplexer vermittelten Verhältnis zur Welt. An dieser Stelle entwickeln sich sowohl Handlungsbegründungen, welche die direkte Determination durch die Umwelt ersetzen, als auch die gnostische Distanz, die es dem Kind erlaubt, sein eigenes Verhältnis zur Welt sowie die Möglichkeiten, die diese bietet, zu beurteilen und schließlich zu erweitern.

Es ist nicht schwer zu erkennen, wie der hier skizzierte Entwicklungsprozess, der auf natürliche Weise zu einer verallgemeinerten Handlungsfähigkeit und begreifendem Denken führen würde, kurzgeschlossen werden kann. Da der gesamte Prozess ein gesellschaftlicher ist, hängt er nicht nur vom Kind selbst, sondern genauso, oder vielleicht sogar stärker, von den Betreuungspersonen sowie anderen Menschen in der Umgebung des Kindes ab. Die Aneignung von Bedeutungen kann durch schiere Vernachlässigung seitens der Betreuungsperson erstickt werden. Die Entwicklung von Intersubjektivität kann durch die Instrumentalisierung der Beziehung zum Kind seitens der Betreuungsperson oder durch die Ermutigung des Kindes, andere zu instrumentalisieren, verzerrt werden. Die Entwicklung eines begreifenden Denkens kann durch autoritäres Verhalten aufseiten der Betreuungsperson verzögert werden. Dies sind nur einige der offensichtlicheren Möglichkeiten, wie die Entwicklung der Handlungsfähigkeit und damit der Subjektivität in die restriktiven Modi der Emotionalität, Motivation und Kognition münden kann.

Für uns ist von Bedeutung, dass der Entwicklungsprozess selbst ein wesentlich gesellschaftlicher Prozess ist. Andere Menschen sind nicht nur als Merkmale der Umwelt des Kindes wichtig. Sie bilden den gesellschaftlichen Zusammenhang des Kindes und stellen den größeren Kontext dar, in den das Kind hineinwachsen muss. Die Entwicklung des einzelnen Kindes ist somit in wesentlicher Weise mit der Entwicklung der Gesellschaft selbst verknüpft.

## IV: Zur Praxis

### 8. Methodologische Implikationen

Wie wirkt sich diese Restrukturierung der psychologischen Kategorien und die grundsätzliche Neubestimmung der individuellen Subjektivität auf die Art und Weise aus, wie Psychologie betrieben wird? Eine derart radikale konzeptuelle Neukonstitution der Disziplin wie die von uns beschriebene zieht zweifellos ebenso radikale Auswirkungen auf die Praxis in der Forschung und in den angewandten Bereichen nach sich. Einige dieser methodologischen Implikationen werden wir hier untersuchen.

Analog zur konzeptuellen Seite der Psychologie müssen wir – in Übereinstimmung mit unseren theoretischen Schlussfolgerungen – mit einer Kritik der gegenwärtigen Methode als Grundlage für ihre Rekonstruktion beginnen. Eine wichtige Überlegung wird natürlich sein, Methoden zu entwickeln, die uns der Einsicht in die tatsächlichen Probleme der menschlichen Subjektivität näher bringen. Dabei werden wir feststellen, dass uns dies direkt zur Frage der Relevanz zurückführen wird, mit der wir in Kapitel 1 begonnen haben.

#### 8.1 Aktuelle Forschungspraxis

Die alltägliche Praxis der psychologischen Forschung in der bürgerlichen Mainstream-Psychologie<sup>37</sup> wird von einem Konzept bestimmt, das innerhalb der Kritischen Psychologie als ›Variablenmodell‹ bezeichnet wird.<sup>38</sup> In diesem Modell wird der Gegenstand der Psychologie, wie wir bereits in Kapitel 3 bemerkt haben, als ein Universum von tatsächlich oder potenziell messbaren Variablen verstanden, deren Beziehungen untereinander die Grundlage für alle wissenschaftlichen Aussagen und Gesetze der Disziplin bilden. Die Methode, mit der solche Beziehungen hergestellt werden, ist die statistische Methode. Sie setzt sich aus drei großen Aspekten zusammen: Messung, Analyse und Schlussfolgerung. Grundsätzlich werden sowohl in der experimentellen Psychologie als auch in der Psychometrie dieselben Methoden und damit auch dieselben Annahmen des Variablenmodells übernommen. Beide Forschungsgebiete weisen die gleichen historischen Wurzeln auf und verfolgen im Grunde das gleiche Ziel, nämlich statistische Gesetze zu erarbeiten, welche die Vorhersage des Verhaltens von Einzelpersonen oder Gruppen ermöglichen.

<sup>37</sup> Die Verwendung der Bezeichnungen ›Mainstream‹ und ›bürgerlich‹ wird in den einleitenden Absätzen von Kapitel 2 diskutiert.

<sup>38</sup> Siehe Anmerkung 25.

Die Verwendung von Messungen im Zusammenhang mit Sachverhalten, die den Menschen betreffen, ist nicht neu. Theodor Fechner wandte sie, wie den Studierenden der Psychologie wohl bekannt ist, bei der Gründung der Psychophysik in der Mitte des 19. Jahrhunderts an. Moderne statistische Messanwendungen werden jedoch gewöhnlich als von Adolphe Quételet in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts initiiert angesehen, obwohl andere, insbesondere Auguste Comte, noch früher von dieser Möglichkeit gesprochen hatten. Francis Galton wandte in den 1880er Jahren Messungen und statistische Analysen auf die spezifisch psychologische Frage der Intelligenz an. Die Umwandlung von Galtons psychometrischer Methode in eine Methode zum Vergleich von Schulgruppen zwecks Bewertung der Wirksamkeit von Bildungspraktiken wurde 1908 von W.H. Winch durchgeführt (Danziger 1990). Dies war im statistischen Sinne die erste Anwendung des ›experimentellen Designs‹ auf eine psychologische Frage im 20. Jahrhundert. Nahezu alle ausgefeilteren Mess-, Analyse- und Schlussfolgerungstechniken, die wir mit der heutigen wissenschaftlichen Psychologie identifizieren, sind Ausarbeitungen der von Galton und Winch entwickelten Techniken.<sup>39</sup>

Die ontologischen Annahmen der Methode sind im Wesentlichen identisch mit denen des klassischen Empirismus und werden durch den Positivismus und die verschiedenen Arten des Neopositivismus aufrechterhalten, die in der Psychologie des 20. Jahrhunderts so einflussreich waren. Die Welt wird als eine Zusammensetzung von Elementen (Variablen) verstanden, die auf unter-

---

39 Es gibt natürlich eine komplizierte Geschichte von Methoden in der Psychologie, die wir hier nicht wiedergeben können. Die zugrunde liegende Einheit dessen, was sich entwickelt hat, ist jedoch für unsere Zwecke wichtig. Es wird allgemein angenommen, dass sich die psychometrische Tradition, die auf der Entwicklung des Korrelationskoeffizienten beruht, und die experimentelle Tradition, die auf dem t-Test und der Varianzanalyse beruht, grundlegend unterscheiden. Dies spiegelt sich in zahlreichen Debatten über die Korrelationsmethode gegenüber der experimentellen Methode sowie idiografischen gegenüber nomothetischen Ansätzen wider. Was all diese Debatten verschleiern, ist die zugrunde liegende Identität der beiden Methoden. Jeder, der über ein Mindestmaß an Algebra-Kenntnissen und ein Verständnis für den Inhalt eines elementaren Statistik-Lehrbuchs verfügt, kann für sich selbst nachweisen, dass die Formeln für  $t$ ,  $r$  und  $F$  (unter der Annahme eines einzigen Freiheitsgrads im Zähler) entweder algebraisch äquivalent oder konvertierbar sind. Schneller gelangt man zu dieser Einsicht, indem man die in Tabellenform dargestellten kritischen Werte der drei Statistiken in Beziehung zueinander setzt. Für 1 und 20 Freiheitsgrade ( $\alpha = 0,05$ ) beträgt der Wert für  $F$  4,35 und für  $t$  2,086. Das Letztere zum Quadrat ergibt das Erstere. Der kritische Wert für  $r$  ist 0,4227. Dieser Wert zum Quadrat, 0,1787, stellt den Anteil der Varianz in der abhängigen Variable dar, welche durch die Regressionsgerade mit der unabhängigen Variablen verbunden ist. Die Residualvarianz,  $1 - 0,1787$ , geteilt durch die Freiheitsgrade, ergibt dann das ›mittlere Residuenquadrat‹. Wichtig ist hier, dass diese Methoden auf der Ebene der Analyse (im Gegensatz zu der des Hypothesentests) im Wesentlichen identisch sind, d. h. der Analyse, durch welche die Steigung und der Schnittpunkt der Geraden bestimmt werden, die am besten zu der Beziehung zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen in einer bivariaten Darstellung passen. Insofern die breite Spanne der heute verfügbaren statistischen Techniken von den hier genannten abgeleitet ist, behalten diese die zugrunde liegende Einheit und Universalität des Variablenmodells bei.

schiedliche Weise und in unterschiedlichem Maße miteinander verbunden sind. Darüber hinaus beinhalten die Annahmen, wie auch im Falle des klassischen Empirismus und des Positivismus, (zumindest implizit) einen kartesischen Dualismus von Subjekt und Objekt. Im Zentrum dieses Dualismus steht eine absolute metaphysische Trennung zwischen dem wissenden Subjekt und der als bekannt angenommenen Welt. Sind diese einmal getrennt, besteht das Problem darin, sie wieder so zusammenzubringen, dass die Art und Weise, wie wir unsere Welt zu kennen scheinen, einen Sinn ergibt. Dies ist nicht der geeignete Ort, um die Geschichte dieser höchst problematischen Haltung wiederzugeben. Wir müssen nur erkennen, wie sie sich in der bürgerlichen Mainstream-Psychologie dieses Jahrhunderts widerspiegelt, welche die Welt der Objekte (d. h. der Objekte des Wissens oder anderer subjektiver Prozesse) als eine Sammlung diskreter *unabhängiger Variablen* behandelt, die sich additiv miteinander verbinden und die Komplexität der sogenannten Reizumgebung bilden. Demgegenüber wird das Subjekt als eine ähnlich additive und komplexe Sammlung von diskreten *abhängigen Variablen* konzeptualisiert. Die Lösung, um diese Variablen in unseren Theorien zusammenzuführen, liefert die Gerade, die am besten zu einer zweidimensionalen Darstellung von Daten mit der unabhängigen Variablen auf der Abszisse und der abhängigen Variablen auf der Ordinate passt. Die Methode zur Anpassung dieser Geraden ist die Regressionsanalyse, von der, wie bereits erwähnt, praktisch alle Forschungsmethoden der Analyse und Inferenz abgeleitet und für die bestimmte Forschungsanordnungen konzipiert werden.

Die auf der Methodik des Variablenmodells aufbauenden Schlussfolgerungen sind nicht unproblematisch. In Fällen, in denen die unabhängigen und die abhängigen Variablen völlig unverbunden sind (wobei zu beachten ist, dass wir durch die Behauptung, dies zu wissen, das Modell bereits verletzen müssen), werden ihre empirischen Maße tendenziell zumindest einen gewissen Grad an Kovariation zeigen, d. h., die Regressionslinie, die sie verbindet, wird eine Steigung ungleich null aufweisen. Dies soll dem Zufall geschuldet sein. Wenn man andererseits davon ausgehen kann, dass die Variablen tatsächlich miteinander verbunden sind, wird die Kovariation in der Regel nicht perfekt sein. Auch dies wird, zumindest teilweise, dem Zufall zugeschrieben. Der Zufall oder die Wahrscheinlichkeit spielt also eine bedeutende Rolle in dem Verfahren. In der Tat ist seine Rolle von wesentlicher Bedeutung, denn die Prüfung von Hypothesen über die Beziehung zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen ist immer ein Vergleich der tatsächlichen Ergebnisse mit denen, die theoretisch allein durch Zufall erzielt würden. Entsprechend beschreiben Stichprobenverteilungen von Teststatistiken wie  $t$ ,  $F$  und  $r$ , wie sich diese Statistiken allein unter Zufallsbedingungen theoretisch verteilen.

Dadurch entsteht ein merkwürdiges erkenntnistheoretisches Problem: Die einzige Hypothese, die in diesem Verfahren tatsächlich geprüft werden kann, ist diejenige, die besagt, dass die Beziehung allein auf den Zufall zurückzu-

führen ist – die sogenannte ›Nullhypothese‹ –, und die Schlussfolgerung, die der Test zulässt, ist nur eine negative. Das heißt, die einzige Schlussfolgerung, die logisch aus einem statistischen Test gezogen werden kann, ist die, dass die Nullhypothese falsch ist. Die Peinlichkeit der Situation wird noch dadurch verstärkt, dass die Schlussfolgerung selbst nur mit einem ›Wahrscheinlichkeitsgrad‹ gezogen werden kann. Kurz gesagt, die interne Logik der Methode gestattet uns kaum, etwas Bestimmtes und Positives über irgendetwas auszusagen.<sup>40</sup>

Psycholog\*innen gehen jedoch dazu über, positive Aussagen auf Grundlage experimenteller Beweise zu treffen. Allerdings müssen diese stets so verstanden werden, dass sie von der ›Realität‹ getrennt sind (was immer das für das Variablenmodell bedeuten mag) durch mehrere Schichten von Unsicherheit, die in unsere Methoden und die ihnen zugrunde liegenden Annahmen eingebaut sind. Ob einzelne Psycholog\*innen bei der Aufstellung ihrer wissenschaftlichen Behauptungen entsprechend vorsichtig sind oder nicht, ändert nichts am zugrunde liegenden ontologischen Rahmen des Variablenmodells, das eine Welt von Elementen abbildet, die in einer wahrscheinlichkeitstheoretischen Beziehung zueinander stehen.

Wie Holzkamp (1983: 43) aufzeigt, besteht das Problem aus kritisch-psychologischer Sicht darin, was das Variablenmodell mit dem menschlichen Subjekt macht, d. h., wie es unser tatsächlich erfahrenes Leben reduziert. Das Subjekt wird auf Variablen reduziert, die durch mathematische Formeln mechanisch mit anderen Variablen verbunden sind. Das menschliche Subjekt ist prinzipiell nicht mehr von anderen Organismen (oder irgendeiner anderen Sammlung von Variablen) unterscheidbar und wird zu einem völlig ahistorischen und isolierten Lebewesen, ganz zu schweigen von der Negation seiner Gesellschaftlichkeit. Das Variablenmodell ist, kurz gesagt, aufgrund seiner Beschaffenheit nicht in der Lage, von sich aus die Art von Verständnis des menschlichen Subjekts zu erzeugen, die wir in den vorangegangenen Kapiteln zu entwickeln versucht haben.

40 Die Verwendung von ›Vertrauensintervallen‹ erweckt den Anschein, dass sie positive Informationen liefern. Tatsächlich ist die Logik hier jedoch identisch mit der des Testens der Nullhypothese. Das Konfidenzintervall gibt lediglich eine Bandbreite möglicher Populationsmittelwerte (oder anderer Statistiken) an, die angesichts der mehr oder weniger willkürlich festgelegten Wahrscheinlichkeitsgrenzen nicht auf der Grundlage der Merkmale der vorliegenden Stichprobe zurückgewiesen werden können. Natürlich gibt es einen Sinn, in dem jedes negative Wissen ein positives Gegenstück impliziert. (Die Feststellung, dass meine Schlüssel sich *nicht* in meiner Tasche befinden, impliziert, dass sie irgendwo anders *sind*. Dies wird jedoch wenig Trost bieten, wenn ich aus meinem Haus ausgesperrt bin.) In letzter Zeit wurden mehrere Schritte unternommen, um den Anschein der Positivität statistischer Erkenntnisse zu erhöhen. Dazu gehören die Betonung der ›Effektstärke‹ und der ›Macht‹ bzw. *Power* eines Tests. Solche Schritte tragen zwar zur Erhöhung der Informationsgewinnung bei, ändern aber *nicht* die dem Nullhypothesentest zugrunde liegende Logik. Das eigentliche Problem ist jedoch – wie an anderer Stelle in diesem Buch argumentiert wird – die Unangemessenheit einer Methodologie, welche die universelle Anwendung des Variablenmodells auf psychologische Fragen fordert.

## 8.2 Das Problem der Objektivität

Ein allgemein als entscheidend anerkannter Aspekt der Methode des Variablenmodells ist seine *Objektivität*. Es gibt mehrere gute Gründe für den zentralen Stellenwert dieses Anliegen. Nicht zuletzt beruht die Methode auf der Messung von Variablen. In Bezug auf die Umgebung (unabhängige Variablen) scheint dies völlig unproblematisch zu sein. Wenn wir vernünftig über die Situation eines Individuums sprechen wollen, müssen wir in der Lage sein, diese Situation so zu beschreiben, dass sie sich von anderen möglichen Situationen unterscheidet, und diese Unterschiede sind häufig quantitativer Natur. Objektivität ist hier einfach gleichbedeutend mit einer zuverlässigen Beschreibung.

Etwas komplizierter werden die Dinge jedoch auf der Seite des Subjekts (abhängige Variablen). Wenn uns eine bestimmte Reaktion oder ein bestimmtes Reaktionsmuster interessiert (wir könnten sogar so kühn sein, dies als ›Handlung‹ zu bezeichnen), gibt es diesbezüglich kaum Schwierigkeiten. Aber was ist mit der Art und Weise, wie eine Person sich in einer Situation *fühlt*? Dies wird automatisch durch unsere Festlegung auf die Messung ausgeschlossen, es sei denn, wir finden einen Weg, die Person dazu zu bringen, ihre Gefühle auszudrücken, wie z. B. auf einem Fragebogen. Aber was dann in unsere Gleichung einfließt, ist nicht die Erfahrung der Person, sondern eine messbare Antwort, von der angenommen wird, dass sie eins zu eins mit einem Gefühl einhergeht. Im Prinzip muss dies kein Problem darstellen. Es stimmt, dass ich deine Gefühle nicht empfinde und daher auf einen Hinweis von dir angewiesen bin, um sie zu erkennen. Aus kritisch-psychologischer Sicht, die in den vorhergehenden Kapiteln entwickelt wurde, ließen sich die offensichtlichen Probleme im Hinblick auf die enge Beziehung zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten auf der Grundlage des gesellschaftlichen Charakters geteilter Bedeutungen lösen.

Aber es *gibt* hier ein Problem, das schon seit langem bekannt ist und von vielen ebenso lange ignoriert wurde. Ein klassisches Beispiel für dieses Problem tauchte in Alfred Binets Beobachtungen zum Zwei-Punkt-Stimulationsexperiment auf. Die Versuchsleitung berührt die Haut der Versuchsperson mit einem Gerät, ähnlich einem Zirkel, auf dem die beiden Punkte allein oder zu zweit mit unterschiedlichem Abstand dargeboten werden können. Die Versuchsperson soll angeben, ob ein oder zwei Punkte gefühlt werden. Das angestrebte Ziel ist es, die Zwei-Punkt-Diskriminationsschwelle zu messen. Nichts, so scheint es, könnte einfacher sein, als das Gefühl der Testperson akkurat in eine verbale Antwort von entweder ›eins‹ oder ›zwei‹ zu übersetzen. Aber Binet fand, dass dies keineswegs eine einfache Angelegenheit darstellt.

»Die erste Andeutung dessen, was passieren könnte, kam von seiner [Binets] fünfzehnjährigen Tochter Madeleine, die er durch eine Reihe dieser Experimente geführt hatte, nur um die üblichen ›Praxis-Effekte zu finden. ›Diesmal wusste ich besser, was die Empfindungen bedeuteten«, sagte sie ihm nach einer späteren Sitzung. ›Wenn ein Sinneseindruck ein wenig ›groß war, dachte ich, es müsse zwei Punkte geben, weil er zu dick für einen war.‹ Was Madeleine aufgegriffen hatte, war die eher dehnbare Bedeutung der Kategorie ›zwei‹, die in dieser Situation eingesetzt werden musste. Glücklicherweise hatte ihr Vater kein besonderes Interesse an den psychophysikalischen Methoden seiner deutschen Rivalen und beschloss, der Angelegenheit nachzugehen. Er dehnte die Untersuchung auf erwachsene Personen aus und erlaubte ihnen, frei über ihre Erfahrungen zu berichten. Unter diesen Bedingungen zerfiel Fechners hübsches binäres Schema von *entweder eins oder zwei*. Die Versuchspersonen berichteten über Sinneseindrücke zwischen Einssein und Zweisein – ›breite‹, ›dicke‹ und ›hantelförmige‹ Empfindungen, die je nach der Interpretation des Schemas, das der Experimentator anwenden wollte, als ›ein‹ oder ›zwei‹ kategorisiert werden konnten.« (Danziger 1990: 139; eigene Übers.)

So lässt sich bereits unter extrem vereinfachten Umständen eine sich zwischen *Input* und *Output* einmischende Komplexität nachweisen, die durch die Reduktion unserer Aufmerksamkeit auf die bloße Korrelation messbarer Variablen völlig übersehen oder verzerrt wird. Ein Problem besteht darin, dass die abhängige Variable von der Versuchsleitung vordefiniert werden muss, um die vom Variablenmodell geforderte Objektivität zu erhalten. Am Beispiel von Binets Tochter verdeutlichte sich die nachfolgende Problematik, dass der zugrunde liegende Prozess bzw. die Erfahrung völlig undurchschaubar wurde. Um an diese heranzukommen, musste Madeleine die Reaktion selbst definieren. Nur auf diese Weise konnte ihr Vater durch gemeinsame Bedeutungen Zugang zu ihrer Erfahrung erhalten. Das Problem gestaltet sich dann noch wesentlich komplizierter, wenn wir zu subjektiv bedeutsameren Ereignissen übergehen, wie sie unsere Situation am Arbeitsplatz oder in der Familie darstellen.

### 8.3 Reduktion auf Unmittelbarkeit

Die Standard-›Lösung‹ für Subjektivitätsprobleme bestand innerhalb der Psychologie darin, sich ausschließlich auf die Beziehungen zwischen vordefinierten Variablen zu beschränken, d. h. sich noch weiter in die Festung des Variablenmodells zurückzuziehen und so das bekannte Problem der *Black Box* zu schaffen, das darauf hinausläuft, die gesamte Unordnung zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen einfach zu ignorieren. Es muss anerkannt werden, dass nicht alle innerhalb der Mainstream-Psychologie mit dieser offensichtlich mechanischen Behandlung des psychologischen Prozes-

ses zufrieden waren. Diese Unzufriedenheit bildete die Grundlage für zahlreiche Diskussionen über ›intervenierende Variablen‹ und ›hypothetische Konstrukte‹. Das Problem der Subjektivität verschwindet jedoch nicht so ohne weiteres. Aufgrund unseres Engagements für das Variablenmodell haben wir diese intervenierenden Ereignisse selbst auch weiterhin *als Variablen* mit genau den gleichen Eigenschaften betrachtet, die wir als unabhängig und abhängig bezeichnet haben. Dies hat dazu geführt, dass die intervenierenden Variablen auf rein theoretische Abstraktionen (z. B. Persönlichkeitseigenschaften) reduziert wurden, die mathematisch (z. B. als Skalenwerte auf einem Fragebogen) als zusätzliche unabhängige Variablen in die Gleichung einfließen und somit die Zusammenhänge (Kovariationen) zwischen den Variablen erhöhen. Die auf diese Weise gewonnenen Informationen sind, wie A. N. Leontjew es formulierte, nicht bedeutsamer als die Erkenntnis, dass »Fußabdrücke auf weichem, nassem, aber nicht auf trockenem, ausgetrocknetem Boden deutlich eingepägt sind‹ oder dass ›ein hungriges und ein sattes Tier auf einen Nahrungsreiz anders reagieren und ein Fußballfan auf ein Endergebnis ganz anders reagiert als jemand, der kein Interesse an dem Spiel hat« (1981: 43). Die dazwischenliegenden Ereignisse, deren Erkenntnis theoretisch vielversprechend zu sein schien, werden so auf messbare äußere Ereignisse, d. h. lediglich auf zusätzliche unabhängige Variablen reduziert. Das historische, gesellschaftliche, erfahrende Subjekt erliegt erneut den Anforderungen des Variablenmodells.

Die damit verbundene Reduktion ist eine Widerspiegelung dessen, was Leontjew das »Postulat der Unmittelbarkeit« (1981: 42) genannt hat. Was immer das Subjekt tut, ob messbar oder nicht, wird einfach als ›Effekt‹ äußerer Bedingungen gesehen – Bedingungen, die entweder natürlich vorkommen oder von jemand anderem bestimmt werden.

»Der Gegenstand einer solchen theoretischen [methodologischen] Konzeption wird auf eine kurzgeschlossene Verbindung zwischen ›Bedingungen‹ und ›Aktivitäten‹ reduziert, indem die vermittelnden Ebenen von ›Bedeutung‹ und ›Handlungsgrund‹ ausgeschlossen werden. Diese ›Bedingungen‹ können keine gesellschaftlichen ›Lebensbedingungen‹ sein und können daher nicht als menschliche Handlungsmöglichkeiten verstanden werden. Das, was Handlungen menschlich macht, nämlich das subjektiv begründete Möglichkeitsverhältnis, und damit auch das Bewußtsein als bewußtes ›Verhaltenzu‹, mit allen damit einhergehenden Spezifika der funktionalen Aspekte der menschlichen Handlungspotenz, bleiben somit außerhalb der Grenzen der Betrachtung.« (Holzkamp 1983: 525)

Kurz gesagt, jeder wichtige Aspekt der Subjektivität, wie wir ihn im vorhergehenden Kapitel umrissen haben, wird durch die Methoden der Mainstream-Psychologie kurzerhand von der wissenschaftlichen Betrachtung ausgeschlossen.

Das menschliche Subjekt, dessen wichtigste Eigenschaft die Fähigkeit ist, Bedingungen zu schaffen, wird nicht nur methodisch zu einem Nicht-Subjekt degradiert, das lediglich auf Bedingungen reagiert: In dem Maße, in dem die menschliche Subjektivität gleichsam Intersubjektivität ist, wird auch diese durch solche Methoden eliminiert. Beispielsweise besteht im Variablenmodell eine sehr eigentümliche Beziehung zwischen Subjekt und Versuchsleitung. Es ist eine Beziehung, in der die Versuchsleitung im Idealfall unsichtbar ist. Wo die Sichtbarkeit nicht vermieden werden kann, wird die Versuchsleitung standardisiert, um einem Ausrüstungsgegenstand möglichst nahe zu kommen. Eine paradoxe Folge davon ist, dass unter Bedingungen, welche die Subjektivität der Versuchsperson neutralisieren sollen, in Wirklichkeit nur die Subjektivität der Versuchsleitung in einem Experiment erfolgreich kontrolliert werden kann. Trotz strengster Maßnahmen bleibt die Versuchsperson bis zu einem gewissen Grad immer eine ›frei handelnde Person‹. So ist bekannt, dass Versuchspersonen gelegentlich unkooperativ sind. Sie ›vermasseln‹ daher häufig Experimente und ihre Daten müssen verworfen werden.

Die Erkenntnis dieses Problems hat zur Entwicklung einer ganzen Reihe von Forschungsprojekten über die ›Sozialpsychologie der Experimente‹ geführt (Alcock et al. 1988: 34ff.). Das allgemeine Ergebnis dieser Arbeit war die Entwicklung verfeinerter Versuchspläne (z. B. der ›Doppelblindversuch‹ und Techniken zur Bewertung und Kontrolle von ›Anforderungs-/Aufforderungsmerkmalen‹, die sog. *demand effects*), um eine größere Akzeptanz bei den Versuchspersonen zu erreichen. Einige Forschende sind sogar so weit gegangen, potenziell verzerrende Rollen (›treu‹, ›kooperativ‹, ›negativ‹ und ›besorgt‹) zu identifizieren, welche die Versuchspersonen in einem Experiment anzunehmen scheinen (Weber und Cook 1972). Obwohl die Methode, Versuchspersonen zu täuschen, heutzutage immer weniger positiv betrachtet wird, dient sie weiterhin, oft in subtileren Formen, als Mittel zur Bekämpfung der Täuschung der Versuchsleitung durch die Versuchspersonen (Holzkamp 1983: 527, 567). Die für uns wichtige Frage ist, warum all diese Täuschung und die Ausübung künstlicher Kontrolle notwendig sind. Wir werden darauf zurückkommen.

#### 8.4 Forschung als Reproduktion bürgerlicher Verhältnisse

Die vom Variablenmodell geforderte totale Unterordnung unter die Unmittelbarkeit stellt eine Art ›Szenario des schlimmsten Falles‹ der durch das Ungleichgewicht von Macht und Interessen der bürgerlichen Gesellschaft geschaffenen Tendenz dar, die gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit der individuellen Existenz zu verleugnen, das Ausnutzen höher zu gewichten als die Entfaltung, das Deuten dem Begreifen vorzuziehen und die restriktive über die allgemeine Handlungsfähigkeit zu stellen. Die Methode ahmt schlicht die tatsächlichen bürgerlich-gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse nach. Diese strukturelle

Parteinahme ist in die Psychologie über das Verständnis ihres Gegenstands und die entsprechenden Methoden eingebaut.

Ein Standardeinwand gegen eine solche Beurteilung besteht darin, dass wissenschaftliche Methoden ideologisch neutral, d.h. streng objektiv sind und nicht bestimmte Werte oder Interessen gegenüber anderen bevorzugen. Eine Person, die diese Position vertritt, kann darauf hinweisen, dass sie frei von Ideologie an sensorischen Schwellenwerten oder an der perzeptuell-motorischen Koordination arbeiten kann. Dies ist eine gute Verteidigung: Es gibt nichts offensichtlich Ideologisches an einer sensorischen Schwelle. Die Information ist aus vielen unangreifbaren wissenschaftlichen, theoretischen und praktischen Gründen wichtig, von denen keiner herrschende Interessen begünstigt. Darüber hinaus können diese Informationen nur unter sehr kontrollierten Bedingungen gewonnen werden, die eine absolute Kooperation (man könnte sogar sagen: ›Unterwerfung‹) des Subjekts verlangen. Dies ist dem nicht unähnlich, was wir von einer guten medizinischen oder optometrischen Untersuchung erwarten sollten. Es *gibt* also einen Fall, in dem die von uns kritisch beschriebenen Methoden gut begründet werden können und der im Wesentlichen frei von ideologischen Erwägungen ist.

Dies ändert jedoch nichts an unseren Bedenken, wenn es um Fragen des menschlichen Handelns geht, die über grundlegende psychophysiologische Prozesse hinausgehen und die spezifisch menschlichen Qualitäten der psychischen Funktionsweise berühren. Wenn es zum Beispiel um das geht, was Wundt die ›höheren psychischen Prozesse‹ nannte (in die wir nun Emotion, Lernen, Motivation usw. in ihrem spezifisch *menschlichen*, subjektiven Gesichtspunkt einbeziehen würden), bleibt die Methode grundsätzlich und unwiderruflich eliminierend und verzerrend. Außerdem kann die Beziehung zwischen dieser Eliminierung und Verzerrung und den bürgerlichen Produktionsverhältnissen nicht zufällig sein: Die Methode ist vollständig und unausweichlich ideologisch und parteilich.

Wie steht es mit der Haltung der Psycholog\*innen? Sicherlich werden diese Methoden täglich von politisch fortschrittlichen Frauen und Männern angewandt, die die bürgerliche Unterdrückung keinesfalls offen unterstützen würden. Das spielt jedoch keine Rolle: Eine auf Unmittelbarkeit basierende Methode kann nichts anderes tun, als den vermittelten Charakter der menschlichen Erfahrung auszuschließen, welche die Grundlage für die gesellschaftliche Natur und die Subjektivität der Individuen bildet – und zwar ganz unabhängig davon, welche persönliche Haltung die Versuchsleitung vertritt. Im Hinblick auf fortschrittliche wissenschaftliche Absichten von Psycholog\*innen schreibt Holzkamp:

»Sobald man diese zum Zwecke ihrer empirischen Realisierung mit den traditionellen experimentell-statistischen Verfahrensweisen ›operationalisiert‹, reduziert sich dies zwangsläufig immer wieder auf die erwähnten Fragestel-

lungen vom Typ ›Unter welchen Bedingungen tun Menschen das und das?‹: Also etwa: Unter welchen Bedingungen entwickeln die Leute gewerkschaftliche Aktivitäten, Klassenbewußtsein, beteiligen sich am sozialistischen Aufbau, kommen zur selbständigen Wahrnehmung ihrer Interessen, schließen sich zu diesem Zweck zusammen etc.? Hier wird mithin der fortschrittlich gemeinte Inhalt der Förderung der kollektiven Selbstbestimmung der Individuen notwendig dadurch zurückgenommen, daß man nach den fremdgesetzten Bedingungen für diese Selbstbestimmung fragt. Es können hier (aufgrund der Struktur des methodischen Verfahrens) niemals die von den Individuen selbst zu schaffenden Bedingungen der Verbesserung ihrer Lebensmöglichkeiten gemeint sein, sondern immer nur Bedingungen, die ›man‹ für sie setzt, wobei in dem ›man‹ nicht eine Verallgemeinerung des Standpunkts der Betroffenen liegt, sondern eine implizite Verallgemeinerung des Standpunkts derer, die ›für sie‹ die Bedingungen setzen [...] Der fortschrittliche Standpunkt des Psychologen ist also nicht ausreichend: Man braucht dazu auch die richtige Psychologie, d. h. eine solche, die meine fortschrittlichen Zielsetzungen nicht fortwährend durch ihre Methodenstruktur sabotiert.« (Holzkamp 1983: 530f.)

Die Methoden der bürgerlichen *Mainstream*-Psychologie sind maßgeschneidert für die restriktive Handlungsfähigkeit und alles, was mit ihr verbunden ist. Ihre Struktur lässt nichts anderes zu. Es ist daher nicht überraschend, dass Emotionen immer als etwas Inneres erscheinen, das getrennt vom – und im Grunde als Bedrohung für – Erkennen und Handeln zu betrachten ist. Es ist nicht überraschend, dass Denken immer in seiner deutenden, nicht in seiner begreifenden Form erscheint. Es ist nicht überraschend, dass Motivation stets als verinnerlichter Zwang erscheint. Die Universalisierung des restriktiven Modus der Beziehung zur Welt ist die notwendige Konsequenz der experimentell-statistischen Methodologie.

### 8.5 Muss Objektivität geopfert werden?

Die traditionelle, bürgerliche Psychologie sah sich mit einem alten und ernstesten Problem konfrontiert. Für die Begründer\*innen unserer wissenschaftlichen Disziplin – Leute wie Wundt und James – scheint es offensichtlich gewesen zu sein, dass der Gegenstand der Psychologie eine Form von ›geistigem Leben‹ (James) oder ›höheren geistigen Prozessen‹ (Wundt) darstellte, d. h., dass das ›Geistige‹ im Mittelpunkt der wissenschaftlichen psychologischen Aufmerksamkeit stehen sollte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es viele Versuche, das ›Geistige‹ im Gegensatz zum Körperlichen zu definieren: Bei Wundt hing es davon ab, ob die Erfahrung vermittelt oder unmittelbar war, und bei Brentano war es eine Frage der Intentionalität des Geistigen. Im Jahr 1913 (dem Jahr von J. B. Watsons behavioristischem Manifest) wurde es für viele offensichtlich (so dachten sie jedenfalls), dass das ›Geistige‹, wie auch

immer man es definierte, subjektiv blieb, und zwar so, dass es für ›wirklich wissenschaftliche‹ Untersuchungen nicht zugänglich war. Wissenschaft wurde hingegen so verstanden, dass sie im Wesentlichen durch die Objektivität ihrer Methoden und ihres Wissensanspruchs gekennzeichnet war. Das Endergebnis, welches für den größten Teil des 20. Jahrhunderts das wissenschaftliche psychologische Denken beherrschte, war das Aufgeben des ›Subjektiven‹ zugunsten eines eindeutig objektiven Gegenstands. Nur dies, so schien es, würde eine Psychologie hervorbringen, die in der wissenschaftlichen Gemeinschaft Respekt erlangt.

Das Einzige, was die wissenschaftliche Psychologie in den 1930er Jahren wirklich spaltete, war die Frage, ob weiterhin vom Geistigen gesprochen werden sollte oder nicht. Es ist bekannt, dass Watson und Skinner diese Sprache hartnäckig ablehnten. Gemäßigte wie Carr und Woodworth fanden nichts Falsches an ihrer Beibehaltung, wobei sie immer darauf bedacht waren, sie objektiv zu definieren. Zum Beispiel beschrieb Carr 1925 die Psychologie noch als »das Studium der geistigen Aktivität«, erklärte aber schnell, dass er damit »adaptives oder anpassungsfähiges Verhalten« meinte (Carr 1925: 1). Im Gegensatz dazu bestand Watson, der es gewohnt war, »die Dinge beim Namen zu nennen«, auf einem saubereren, eher spartanischen Ansatz (vgl. Watson 1930).

In den 1960er Jahren, als der Behaviorismus in Ungnade zu fallen begann, verließen viele Psycholog\*innen den Mainstream, um der Subjektivität wieder neue Bedeutung zu verschaffen. Sie nahmen verschiedene Bezeichnungen für sich in Anspruch, wie ›humanistisch‹, ›phänomenologisch‹ und ›existenziell‹. Die Resonanz unter den Studierenden und jüngeren Psycholog\*innen der damaligen Zeit war groß. Wir werden uns hier nicht mit dem Aufstieg und Fall dieser alternativen Psychologien aufhalten, genauso wenig wie mit ihrer vermutlich wichtigen Rolle beim Auslösen und Bestärken der sogenannten kognitiven Wende der 1970er Jahre. Wichtig für unsere gegenwärtigen Überlegungen ist die allgemeine Tendenz, die sie repräsentierten: Die Priorität des Objektiven gegenüber dem Subjektiven wurde einfach umgekehrt. Kurz gesagt, sie akzeptierten die allgemein anerkannte Prämisse, dass sich die beiden Seiten gegenüberstanden und dass eine Wahl getroffen werden musste. Doch die Wissenschaft wurde nach wie vor mit Objektivität identifiziert. Selbst dies wurde von einem Großteil der rebellischen Kräfte akzeptiert, die dann das ›wissenschaftliche Modell‹ für die Psychologie einfach ablehnten.

Schuld daran ist eine Denkweise, die in diesem Kapitel bereits erwähnt und nach René Descartes ›kartesianisch‹ genannt wird. Descartes lieferte uns eine ihrer klarsten Darstellungen, obwohl es eine Denkweise ist, die das westliche Denken lange vor ihm beherrschte und weiterhin beherrscht – oft sogar bei denen, die sich selbst als anti-kartesianisch ansehen. Diese Denkweise ist von der Auffassung geprägt, dass Objekte ausschließlich in und aus sich selbst heraus definiert sind und somit völlig unabhängig von allen anderen Dingen

existieren. Dazu gehören auch Gegensätze oder scheinbar gegensätzliche Entitäten. Das Wichtigste für uns sind Geist und Körper. Sie werden als ursprünglich getrennte Einheiten konzipiert, die zufällig in Menschen koexistieren. Angesichts ihrer vollständigen Abgrenzung war Descartes gezwungen, sich vorzustellen, dass sie durch kausale Auswirkungen des einen auf das andere miteinander verbunden sind. Mit dieser Unterscheidung zwischen Geist und Körper geht eine Reihe von verwandten Unterscheidungen einher: Subjekt-Objekt, Innen-Außen, Privat-Öffentlich und Subjektivität-Objektivität.

Die Wissenschaft trug wesentlich zu dieser Unterscheidung bei. Da die frühesten Erfolge der modernen Wissenschaft durch die Anwendung der Mathematik erzielt wurden (wie in der Geometrie und der frühen Physik bewegter Körper), entwickelte sich eine enge Verbindung zwischen Wissenschaft und Messung. Für viele, wenn nicht sogar für die meisten Forschenden der letzten 400 Jahre war das Eine mit dem Anderen identisch. Zum Beispiel sind für Hume »die einzigen Objekte der abstrakten Wissenschaft oder der Demonstration Menge und Anzahl, und [...] alle Versuche, diese vollkommener Art von Wissen über diese Grenzen hinaus zu erweitern, sind bloße Sophistik und Illusion« (1777/1966: 182, eigene Übers.).<sup>41</sup> Wenn man zu der scheinbar logischen Schlussfolgerung übergeht, so war die Realität (oder was auch immer von der Realität wissenswert ist) das, was von der Wissenschaft behandelt wurde, und wir enden mit der Behauptung, die Lord Kelvin zugeschrieben wird: »Wenn es nicht gemessen werden kann, existiert es nicht.«

Eine der bekannteren Implikationen für eine sich entwickelnde Psychologie war die Trennung zwischen »primären« und »sekundären« Qualitäten. Ersterer waren Qualitäten wie Ausdehnung, Größe und Anzahl. Man betrachtete sie als dem Objekt selbst innewohnende, d. h. physische Eigenschaften. Sie waren messbar. Sekundäre Qualitäten waren solche wie Tonhöhe, Farbe und Geschmack. Sie wurden als Eigenschaften betrachtet, die das Subjekt dem Objekt bei dessen Wahrnehmung hinzufügt. Diese konnten nicht gemessen werden. Insofern als sekundäre Qualitäten zugelassen wurden, gab es also Raum für eine Psychologie, jedoch wurde allgemein bezweifelt, dass es eine *wissenschaftliche* Psychologie sein könnte. Durch Kants Äußerung zu diesem Thema im Jahr 1786 (1970: Vorwort) fühlten sich viele der großen Persönlichkeiten der Geschichte unserer Disziplin, wie z. B. Herbart und Fechner, herausgefordert, Wege zu einer mathematischen Darstellung mentaler Ereignisse zu finden. Das Problem war und bleibt jedoch, dass es ihnen lediglich gelang, externe, objektive Ereignisse zu messen. Das Mentale blieb subjektiv und damit unerreichbar und problematisch.

<sup>41</sup> »Abstrakte Wissenschaften« beinhalteten für Hume »Politik, Naturphilosophie, Physik, Chemie etc.«. Sie waren »abstrakt«, weil sie im Gegensatz zu den praktischen Wissenschaften wie der Navigation oder der Medizin »allgemeine Fakten behandeln« und nicht direkt mit der Erledigung einer Aufgabe befasst sind. »Demonstration« bezieht sich auf die wissenschaftliche Methode der Untersuchung. (Siehe Hume 1777/1966: 182ff.)

Es hat viele Versuche gegeben, die kartesianische Trennung von Subjekt und Objekt zu überwinden. Einige der größten Namen in der Geschichte der Philosophie und Psychologie sind mit solchen Versuchen verbunden: Hobbes, Berkeley, Hegel, Mach, James und Dewey, um nur einige zu nennen. Die ›Lösung‹ nimmt drei verschiedene Formen an. Innerhalb von extremen Formen des Materialismus (z. B. Hobbes und der moderne ›Eliminativismus‹) wird versucht, die Spaltung zu beseitigen, indem entweder behauptet wird, das Subjektive erschöpfend auf das Objektive zu reduzieren (›Denken ist in Wirklichkeit nichts anderes als neurale Aktivität im Gehirn‹), oder indem die Existenz von etwas, das real genug ist, um reduziert zu werden, geleugnet wird. Im extremen Idealismus wird die komplementäre Reduktion oder Eliminierung vorgenommen (z. B. Berkeleys ›*esse est percipi*‹: ›Sein ist Wahrgenommenwerden‹). Diese Ansätze erweisen sich jedoch als Nicht-Lösungen. Anhand des extremen Materialismus kann nicht erklärt werden, warum wir zum Beispiel die Illusion von Subjektivität überhaupt erst hätten entwickeln sollen, und warum wir, wenn sie nur eine Illusion ist, ein so reiches Vokabular über subjektive Ereignisse aufgebaut haben sollten. Für die meisten (alle?) von uns sind unsere Qualitäten der Erfahrung genauso real wie die Ausdehnung des Tisches, den wir berühren. Im extremen Idealismus hingegen herrschen Schwierigkeiten vor, mit der Zwanghaftigkeit unserer Erfahrung umzugehen. Warum haben wir Angst davor, vom Messer geschnitten zu werden? Zu antworten, wie es der idealistisch denkende Mensch tun könnte, dass wir Angst haben, weil wir wissen, dass auf die Erfahrung des Geschnittenwerdens die Erfahrung des Schmerzes folgt, ist nicht gut genug, denn es sagt uns nicht, warum dies der Fall sein *mus*s, d. h., warum es nicht einfach als ein Ereignis nach dem anderen erlebt wird, sondern als Schmerz, der *notwendigerweise* auf den Schnitt folgt.

Eine dritte Lösung findet sich in den Arbeiten von Menschen wie Hegel, Marx, James, Dewey und vielen anderen, die ansonsten sehr unterschiedliche Weltanschauungen zu vertreten scheinen. Bei dieser Ablehnung des Kartesianismus wird argumentiert, dass Subjekt und Objekt voneinander verschieden *sind*, jedoch nicht völlig getrennt erscheinen, da das Subjekt eine evolutionäre, historische oder entwicklungsgeschichtliche Erweiterung des Objekts selbst ist. Es beginnt als Teil und bleibt ein Teil des übergeordneten objektiven Prozesses. In den Begriffen der dialektischen Logik müssen wir in der Lage sein, zu erkennen, wie Subjekt und Objekt ›identisch‹ und gleichzeitig ›verschieden‹ sind. Identität schließt Differenz nicht aus oder umgekehrt. Um das Problem wirklich lösen zu können, ist eine Darstellung der Entwicklung des Subjekts aus dem Objekt sowie seiner Funktion im Gesamtprozess des Objekts erforderlich. Genau das haben wir in den vorangegangenen Kapiteln skizziert. Subjektivität entsteht in einem evolutionären Prozess unter gleichzeitiger Herausbildung der gesellschaftlichen Existenzweise. Als solche tritt sie nur in der Gesellschaft auf – eine Tatsache, die wir als Intersubjektivität ausgedrückt haben: Subjektivität *ist* Intersubjektivität:

»In unseren Kategorialanalysen hat sich ja ergeben, daß ›mein‹ subjektiver Standpunkt zwar der Ausgangspunkt meiner Welt- und Selbsterfahrung, aber damit keine unhintergehbare bzw. ›in sich‹ selbstgenügsame Letztheit ist. Wenn ich nämlich meine unmittelbare Erfahrung in der von uns realisierten Weise in logisch-historischer Analyse durchdringe, so ergibt sich, daß ›je mein‹ Standpunkt als Ausgangspunkt meiner eigenen Erfahrung seinerseits der Endpunkt einer phylogenetischen bzw. gesellschaftlich-historischen Entwicklung ist, durch welchen er selbst als Aspekt des materiellen gesellschaftlichen Lebensgewinnungsprozesses erst notwendig und möglich wurde: als Charakteristikum der bewußten ›Möglichkeitsbeziehung‹ von Individuen zu gesellschaftlichen Verhältnissen bei gesamtgesellschaftlicher Vermittelt-heit ihrer Existenz. Der Standpunkt des Subjekts wird also durch eine solche logisch-historische Rekonstruktion weder eliminiert noch reduziert, sondern ›ich‹ finde mich dabei – wie gesagt – bewußt und wissenschaftlich reflektiert an der ›Stelle‹ im gesellschaftlichen Lebenszusammenhang wieder, an der ich faktisch ›schon immer‹ stand: als ein Individuum, das sich zu dem gesamtgesellschaftlichen ›Erhaltungssystem‹, durch welches seine eigene Existenz verallgemeinert ›miterhalten‹ wird, bewußt als zu seinen subjektiven Handlungsmöglichkeiten ›verhält‹, wobei dieses bewußte ›Sich-verhalten-Können‹ ein notwendiges Bestimmungsmoment der materiellen Produktion/Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens und darüber auch meiner eigenen Existenz darstellt.« (Holzkamp 1983: 538)

Der Standpunkt der Subjektivität schließt also objektive Bedingungen nicht aus, sondern *schließt sie ein*. Was ausgeschlossen wird, ist lediglich die verzerrte Darstellung unserer individuellen subjektiven Beziehungen zu diesen Bedingungen. Holzkamp argumentiert, dass das Ergebnis der kritisch-psychologischen Analyse von Kategorien selbst ein ausreichender Beweis dafür ist (wenn wir mehr brauchen, als unsere Alltagserfahrung bereits liefert), dass wir zu objektivem Wissen über die menschliche Subjektivität gelangen können.

### 8.6 Aber können wir verallgemeinern?

Wissenschaft erfordert Objektivität, und wir haben gezeigt, wie eine Wissenschaft des Subjekts objektiv sein kann. Wissenschaft erfordert auch Verallgemeinerung. Dass eine Wissenschaft des individuellen Subjekts verallgemeinern kann, sollte bereits aus unserer Analyse der individuellen Subjektivität als ein Auftreten von vielen Fällen (des verallgemeinerten Anderen) ersichtlich sein. Es ist jedoch notwendig, das Problem der wissenschaftlichen Verallgemeinerung etwas genauer zu spezifizieren, denn die Art der Verallgemeinerung, die wir befürworten, unterscheidet sich in wichtigen Punkten von der Art, die normalerweise mit den wissenschaftlichen Mainstream-Methoden in der Psychologie angestrebt wird.

Das im 20. Jahrhundert zum Standard für die Mainstream-Psychologie gewordene Verständnis der Verallgemeinerung ist eng mit dem Abstrakten verbunden. So heißt es in einem bekannten psychologischen Wörterbuch:

»Ein Konzept erfordert sowohl Abstraktion als auch Verallgemeinerung – Ersteres, um die Eigenschaft zu isolieren, Zweiteres, um zu erkennen, dass es mehreren Objekten zugeschrieben werden kann. Aber wir unterscheiden ein Klassenkonzept oder ein allgemeines Konzept von einem abstrakten Konzept, je nachdem, ob wir den einen oder anderen Aspekt des Konzipierens betonen wollen.« (English und English 1958: 105; eigene Übers.)

Die Autoren heben hervor, dass Abstraktion nicht ohne Verallgemeinerung erfolgen kann, da wir eine Eigenschaft nicht isolieren können, ohne eine Reihe von Fällen zu betrachten, und Verallgemeinerung kann offensichtlich nicht ohne Abstraktion erfolgen. Der wirkliche Unterschied zwischen den beiden, wie der letzte Satz im obigen Zitat zeigt, ist einfach der Aspekt des Prozesses, den die jeweilige forschende Person hervorheben möchte. Deshalb ist die statistische Analyse für die psychologische Methode so wichtig: Nur das, was eine Population von Subjekten gemeinsam hat, kann verallgemeinert werden, und das ist die Abstraktion, die wir das arithmetische Mittel nennen. Die sich daraus ergebenden Gesetze unserer Wissenschaft erreichen daher Allgemeingültigkeit, indem sie sich auf Durchschnittswerte und nicht auf einzelne Fälle beziehen.

Es gibt einige offensichtliche Probleme mit dieser Konzeptualisierung von Verallgemeinerung, von denen wir zumindest eines bereits in anderen Zusammenhängen angesprochen haben. Es besteht darin, dass diese Verallgemeinerung ihr Ziel nur erreichen kann, wenn sie die konkreten Einzelheiten der individuellen Fälle opfert. Was am Ende erklärt wird, ist das durchschnittliche Verhalten, nicht aber das eines bestimmten Individuums. Individuelle Abweichungen – die schließlich das sind, was die meisten von uns als Individuen interessieren wird – werden sehr früh in der Analyse als ‚Fehlervarianz‘ eliminiert. Bei einer Methode, die sich selbst als modern, empirisch und wissenschaftlich bezeichnet, sollte der Flirt dieses Verfahrens mit dem Platonismus eine gewaltige Peinlichkeit für seine Praktizierenden darstellen.<sup>42</sup> Offensichtlich scheint das Verfahren die Existenz abstrakter, realer Universalien zu vermuten, die mit Hilfe der Mathematik entdeckt werden können, indem man die Unfälle des bloßen Scheins durchdringt.

42 Dies ist wahrscheinlich mehr als bloßes Flirten. Die zugrunde liegende Gemeinsamkeit zwischen positivistisch abgeleiteten philosophischen und methodologischen Positionen und der platonistischen Metaphysik wurde von anderen zur Kenntnis genommen. So verfolgt beispielsweise Randall (1962: 32f.) das neopositivistische Ziel der Einheit der Wissenschaften, das auf einer Reduktion ihrer mathematischen Gesetze auf eine gemeinsame Logik beruht, nach einer ähnlichen Idee, die Platon in *Politeia* formuliert hat.

Ein zweites Problem – das eindeutig mit dem ersten zusammenhängt und für alle gewissenhaft Forschenden ebenso peinlich ist – besteht darin, dass die Methode offensichtlich darauf abzielt, Naturgesetze zu entdecken, die sie von Anfang an voraussetzen muss. Kurz gesagt, die Methode ist offensichtlich fragwürdig. Dies erklärt die Tatsache, dass so viele psychologische ›Gesetze‹ (wie die der Verstärkung, der Diskriminierung, der Verallgemeinerung von Reizen, des Kurz- und Langzeitgedächtnisses, der Eindrucksbildung, des *Bystander-Effekts* usw.) den Uneingeweihten oft als intuitiv offensichtlich erscheinen: Sie *sind* intuitiv offensichtlich! Trotz ihrer Offensichtlichkeit werfen solche Gesetze nicht viel Licht auf einzelne Fälle. Man könnte die Uneingeweihten so etwas sagen hören wie: ›Das *wusste* ich, aber wie steht es mit meinem Problem?‹ Dieser fehlende Bezug zum Einzelfall ist genau das, was als ›Irrelevanz‹ empfunden wird. Wo die Irrelevanz überwunden zu sein scheint, findet sich oft ein durch zwei Stufen gekennzeichnetes Muster: Zunächst bedarf es eines enormen Forschungsaufwands, um die abstrakten Gesetzmäßigkeiten eines Problems zu ermitteln. Wenn dies abgeschlossen ist und sich die Aufmerksamkeit auf die Anwendung des neuen Wissens in der Praxis richtet, wie z. B. in der Psychotherapie oder in der Beratung, muss eine zweite Phase eingeleitet werden. Nun gilt es, wirksame Praktiken mit empirischen Mitteln festzustellen, d. h., durch das Ausprobieren verschiedener Techniken muss herausgefunden werden, welche Praktiken funktionieren. Die Peinlichkeit dabei ist allerdings, dass die richtige Praxis nicht aus den in der ersten Phase entdeckten Gesetzmäßigkeiten abgeleitet werden kann, und zwar deshalb, weil diese Gesetze den Bereich des Abstrakten betreffen, während sich die Praxis auf einzelne, konkrete Fälle bezieht. Es ist in unsere Methoden eingebaut, dass die Beziehung zwischen dem Abstrakten und dem Konkreten eine Einbahnstraße ist: Wir bewegen uns leicht vom Konkreten zum Abstrakten, kehren aber nur über Vorhersagen zurück, die für Gruppen von Versuchspersonen gelten, nicht jedoch für Individuen.

Eine Versuch, diese Peinlichkeit zu vermeiden, war die Schaffung von Situationen (wie sie häufig in Bildungseinrichtungen und anderen Institutionen zu beobachten sind), die so konzipiert sind, dass sie konkrete individuelle Unterschiede eliminieren und damit die Individuen in die Form der Abstraktion zwingen (man erinnere sich an den Versuch mit den Kindern im kahlen Zimmer, in dem sie lediglich einen Hebel betätigen können). Wo diese Lösung im Bildungswesen und in der Industrie angewendet wird, ist offensichtlich, dass die Psycholog\*in konkrete Kenntnisse über Situationen gewonnen hat und wie diese zur Kontrolle ansonsten ›abweichender‹ Individuen eingesetzt werden können. Über Subjekte als konkrete Einzelfälle hingegen gibt es keine offensichtlichen Erkenntnisse.

Was ist also die Alternative? Zunächst einmal ist es wichtig zu beachten, dass das in der Psychologie akzeptierte Verständnis der Verallgemeinerung als Abstraktion eine relativ neue Erfindung in der modernen Wissenschaft

darstellt. Sie erschien mit der Einführung der statistischen Analyse in Verbindung mit administrativen Anforderungen zur Kontrolle von Personengruppen (für eine detaillierte Darstellung dieser Geschichte siehe Danziger 1990). Es gibt ein älteres Verständnis von wissenschaftlicher Verallgemeinerung, das die deutsche Psychologie im späten 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dominierte und das noch immer in den physikalischen Wissenschaften zu finden ist. Nach dieser älteren Konzeption wird der ›typische Fall‹ durch eine Kombination von etabliertem empirischem Wissen und theoretischem Verständnis festgestellt. Dabei handelt es sich, wie anzumerken ist, lediglich um die Angabe der Gesetzmäßigkeit, deren Existenz vermutet wird und die daher nicht festgestellt werden muss. Die Verallgemeinerung besteht dann darin, die besonderen Bedingungen herauszuarbeiten, welche die Abweichungen konkreter Einzelfälle erklären. Die Verallgemeinerung geht nicht vom Konkreten zum Abstrakten, sondern vom Abstrakten zum Konkreten: Die Gleichsetzung von Abstraktem und Allgemeinem wird von vornherein abgelehnt (vgl. Tolman 1991b). Das letztendliche Ziel der Wissenschaft besteht demnach nicht darin, das Allgemeine durch Abstraktion zu erreichen, sondern mit dem Abstrakten zu beginnen und es durch Rückbindung an das Konkrete zu verallgemeinern.

Dieses Verständnis bestimmte die Arbeit Wundts und des Großteils seiner jüngeren deutschen Kolleg\*innenschaft. Eine neuere und vertraute Darstellung davon findet sich in dem bekannten Artikel über die Denkweisen von ›Aristoteles versus Galilei‹ in *Biologie und Psychologie* (Lewin 1931). De Rivera (1976) verbindet Lewins Konzeption mit Ernst Cassirers Definition des wissenschaftlichen Konzepts, die de Rivera wie folgt zusammenfasst:

»[Ein] wissenschaftliches Konzept (eigentlich *jedes* Konzept) ist keine Abstraktion von etwas, das im Wesentlichen jedem der Fälle, auf die das Konzept angewendet werden kann, gemeinsam ist. Stattdessen ist jedes Konzept eine eigenständige Konstruktion, eine relationale Konstruktion, die von jedem Fall getrennt ist und dennoch jeden einzelnen konkreten Fall erzeugen kann.«  
(de Rivera 1976: 16f.; eigene Übers.)

Die kategoriale Rekonstruktion der Psychologie, die wir in den vorhergehenden Kapiteln skizziert haben, ist genau eine solche ›relationale Konstruktion‹, die in der Lage ist, ›jeden einzelnen konkreten Fall zu erzeugen‹ und damit Allgemeingültigkeit zu erreichen. In unserem eigenen Fall ist der einzige wirkliche Test der Allgemeingültigkeit das Ausmaß, in dem unsere Abstraktionen (wie ›Handlungsmöglichkeit‹, ›Lebenslage‹ und ›Handlungsfähigkeit‹) die Erfahrung konkreter, gesellschaftlich verorteter Personen beleuchten. In diesem Sinn bedeutet Allgemeingültigkeit streng genommen nicht die Fähigkeit, sich konzeptuell vom Konkreten zum Abstrakten (dem alleinigen Verständnis, das mit dem Variablenmodell verbunden ist) zu bewegen, noch ist sie einfach das Gegenteil davon. Vielmehr stellt sie eine Fähigkeit dar, sich gleichermaßen

leicht vom einen zum anderen zu bewegen. Allgemeingültigkeit bedeutet, dass wir die Verbindung zwischen dem Abstrakten und dem Konkreten verstehen. Es sollte nun klar sein, dass dies mit unseren derzeitigen *Mainstream*-Messmethoden und statistischen Analysen nicht erreicht werden kann.

### 8.7 Für theoretische Bestimmtheit

Wir kennen nun die beiden nach Holzkamps Ansicht wichtigsten methodischen Voraussetzungen für die Lösung des Problems der theoretischen Unbestimmtheit, wie es in Kapitel 4 beschrieben wurde. Diese sind (1) ein Rahmen, innerhalb dessen wir bestimmen können, was relevant oder wesentlich ist, und (2) ein konkretes Verständnis der wissenschaftlichen Verallgemeinerung.

Auf der biologischen Ebene der Existenz bot die funktional-historische Methode einen kategorialen Rahmen zur Beurteilung der Relevanz. Aus den in Kapitel 5 beschriebenen Ergebnissen dieser Methode geht beispielsweise hervor, dass eine Theorie der tierischen Emotion, die ihre Erscheinungen ausschließlich im Hinblick auf die zugrunde liegenden physiologischen Mechanismen erklärt, sich durchaus als sachlich richtig erweisen könnte, aber in Ermangelung eines geeigneten methodischen Rahmens wahrscheinlich die Bewertungsfunktion übersehen würde, die den evolutionär relevanten Aspekt der Emotion für das Leben des einzelnen Tieres wie auch seiner Spezies darstellt. Außerdem kann die Art von Theorie, die innerhalb unseres kategorialen Rahmens entwickelt wurde, nicht eine Theorie sein, die nach abstrakter Universalität strebt. Sie muss in der Lage sein, einzelne Fälle zu erklären, in denen die Bewertungsfunktion versagt oder verzerrt wird, sowie die unterschiedlichen Weisen darzulegen, wie diese Funktion von verschiedenen Tierarten realisiert werden kann. Eine Theorie, die diese Ziele erreicht, ist sicherlich einer Theorie vorzuziehen, die lediglich sachlich korrekt und abstrakt universell ist.

Auf der gesellschaftlichen Ebene der Existenz wird der Rahmen der Relevanz und Wesentlichkeit durch Kategorien wie Handlungsfähigkeit, Lebenslage und Möglichkeitsbeziehung gefasst. Theorien zur Veränderung der Häufigkeit einer Reaktion durch Verstärkung sind zwar sachlich korrekt, aber sie tragen nicht dazu bei, die Komplexität und die Erfordernisse eines gesellschaftlich verorteten individuellen menschlichen Lebens zu verdeutlichen. Theorien zu bestimmten psychologischen Prozessen, die sowohl Relevanz widerspiegeln als auch auf Einzelfälle verallgemeinern, sind in diesem Buch nicht sehr detailliert beschrieben worden, jedoch wurden Hinweise auf solche Theorien (z. B. zum Unbewussten, zur Emotion, zur Motivation und zur Kognition) im vorigen Kapitel skizziert. Wichtig ist an dieser Stelle, dass es sich bei der Kritischen Psychologie nicht um eine Art von Theorie handelt, die nach den Kriterien der *Mainstream*-Psychologie (wie z.B. der statistischen Zuverlässigkeit) beurteilt werden könnte. Sie kann nur danach beurteilt werden, inwieweit

sie die Relevanz und Wesentlichkeit widerspiegelt, die durch eine weitgehend evolutionäre/geschichtliche Methode, wie sie auf den vorhergehenden Seiten beschrieben wurde, bestimmt wird, sowie danach, inwieweit sie Erfahrungen beleuchtet und dem individuellen menschlichen Subjekt zur Handlungsfähigkeit verhilft.

### 8.8 Wie geht es dann weiter?

Wir wollen zunächst benennen, welche absolut notwendigen Voraussetzungen für jede empirische Forschung (oder angewandte Praxis) erfüllt sein müssen, um den durch die Kritische Psychologie rekonstruierten Kategorien zu genügen. Erinnern wir uns, dass der Schwerpunkt unseres Anliegens die Lebenslage/Befindlichkeit des Individuums betrifft – in Bezug auf Handlungsfähigkeit, Handlungsmöglichkeiten, Handlungsgründe usw. In dem Maße, in dem diese Kategorien und die durch sie repräsentierte theoretische Struktur die individuelle Lebenslage/Befindlichkeit erhellen, sind die Forschenden-als-Subjekte, die sich diese Struktur angeeignet und verstanden haben, die ersten betroffenen Personen. Aber sowohl die Objektivität als auch die Allgemeingültigkeit, die unsere Forschung anstrebt, sind nur in der *Inter-Subjektivität* zu finden. Die Intersubjektivität, die wir zu erreichen suchen, ist jedoch nicht diejenige, die wir alle aufgrund unserer gemeinsamen gesellschaftlichen Existenz notwendigerweise teilen. Sie ist vielmehr eine, die sich auf die jeweilige individuelle Subjektivität der beteiligten Individuen und auf die Subjektivität im Allgemeinen konzentriert. Aus diesem Grund müssen wir eine besondere Form der Intersubjektivität identifizieren, nämlich die *Metasubjektivität*.

Die erforderliche Metasubjektivität ist diejenige, welche die Forschenden und die von der *Mainstream-Psychologie* als ›Subjekt‹ identifizierte Person teilen. (In Anbetracht des tatsächlich entsubjektivierenden Charakters der psychologischen *Mainstream-Forschungsmethoden* sowie um Verwechslungen mit unserem eigenen Gebrauch des Begriffs ›Subjekt‹ zu vermeiden, werden wir diese Person als ›andere Person‹ oder einfach als ›Andere‹ bezeichnen.) Die erste signifikante und notwendige Verallgemeinerung findet dann statt, wenn sich die andere Person die theoretische Struktur aneignet, welche die Kommunikation zwischen ihr und den Forschenden ermöglicht. Die Beziehung muss eine wahrhaft kommunikative sein, und deshalb gilt es sicherzustellen, dass die relevanten Konzepte und Methoden in die Hände der anderen Person gelegt werden. Das Wissen, das sich aus einem solchen Vorgehen ergibt, ist also nicht nur Wissen *über* die andere Person, sondern Wissen *für* die andere Person.

Eine wichtige Konsequenz daraus ist, dass das untersuchte Problem auch *für* die andere Person ein Problem darstellen muss. Dies bedeutet nicht unbedingt, dass die andere Person mit einem Leiden zu den Forschenden kommen

muss, sondern dass das Problem von der Person als ein Problem verstanden wird, dessen Lösung in ihrem Interesse liegt.

Für Leser\*innen, die in den aktuellen *Mainstream*-Methoden verwurzelt sind, mögen diese Rezepte in der Tat merkwürdig erscheinen. Wir müssen daher in Erinnerung rufen, dass sie keineswegs neu sind. Praktisch die gesamte ›klassische‹ deutsche psychologische Forschung (und ein Großteil andernorts) wurde unter diesen oder ähnlichen Annahmen durchgeführt (für eine kritische und historische Darstellung dieses Sachverhalts siehe Danziger 1990). Wundt war für Cattell der Andere und umgekehrt; Wertheimer war für Köhler der Andere und umgekehrt; Marbe war der Andere für Bühler und umgekehrt. In seiner Arbeit über die Erinnerung, die noch immer als wertvoll gilt, war Ebbinghaus sein eigener Anderer, und das Gleiche gilt für die meisten von Stumpfs Arbeiten zur Tonwahrnehmung. Mit diesem Ansatz begann die experimentelle psychologische Forschung, die erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts allmählich durch die statistische Untersuchung von Gruppen ›naiver‹ Individuen verdrängt wurde. Dies geschah nicht, wie allgemein angenommen wird, weil die ältere Methode keine objektiven, wissenschaftlichen Erkenntnisse hervorbrachte, sondern weil sie den neuen Anforderungen hinsichtlich des administrativen Umgangs mit entsubjektivierten Personengruppen nicht entsprach.

Ein üblicher Einwand wird jedoch sein, dass eine Forschungsmethode, die auf diesem ›klassischen‹ Verständnis von Objektivität und Verallgemeinerung basiert, nicht die Verifizierbarkeit, Falsifizierbarkeit und potenzielle Validität (kurz: ›Stringenz‹) aufweist, die normalerweise für experimentell-statistische Methoden beansprucht wird. Ganz im Gegenteil. Eine solche Methode erhöht sehr wohl die Stringenz. Wenn man bedenkt, dass wir jetzt vom ›Standpunkt des Subjekts‹ aus arbeiten und dass das Subjekt eine voll informierte mitforschende Person ist (ja sein muss), dann sind Hypothesen darüber, wie unsere Kategorien in seiner oder ihrer Welterfahrung vermittelt werden, unmittelbar einer Verifikation und/oder Falsifikation nach genau denselben Logikvorschriften unterworfen, die alle wissenschaftlichen Schlussfolgerungen bestimmen. Der Unterschied besteht nur darin, dass der Test der Theorie nun in den Händen des Subjekts (Versuchsleitung, andere Person, Co-Versuchsleitung) liegt und nicht den entsubjektivierten Wahrscheinlichkeiten der statistischen Methode überlassen wird. Dies bedeutet unter anderem, dass Einzelfälle, die nicht den theoretischen Erwartungen entsprechen, als zumindest teilweise Falsifikation ernst genommen werden müssen. Sie können nicht dadurch entsorgt werden, dass man sie als bloße Ausnahmen oder Fälle von ›Fehlervarianz‹ identifiziert.

Gemäß dem allgemein akzeptierten Verständnis von wissenschaftlicher Verifikation und Falsifikation ist weder das eine noch das andere bei der hier vorgeschlagenen Methode absolut. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass sowohl Verifikation als auch Falsifikation eine wichtige Rolle im Gesamt-

vorhaben der Kritik, Reinterpretation und Weiterentwicklung der bestehenden Theorie spielen. Da nun *alle* Fälle, ob positiv oder negativ, theoretisch berücksichtigt werden müssen, ist schwer zu erkennen, wie dies zu einem Verlust an Stringenz auf der Ebene der unmittelbaren Theorie und Praxis führen könnte. Auf der Ebene der theoretischen Kategorien wird die Stringenz deutlich erhöht, weil sie im Gegensatz zu den Kategorien der traditionellen Mainstream-Psychologie selbst auf einer empirisch-historischen Methode beruhen, wodurch sie gleichermaßen Gegenstand von Kritik, Reinterpretation und Weiterentwicklung werden (vgl. unsere frühere Diskussion über theoretische Bestimmtheit).

Die Frage nach den Kriterien, anhand deren die Gültigkeit von Schlussfolgerungen beurteilt wird, ist berechtigt. Wenn man sich vor Augen führt, dass unser unmittelbarer Interessenschwerpunkt die individuelle Lebenslage/Befindlichkeit betrifft und dass diese die erfahrungsbezogene Seite der Handlungsfähigkeit bildet (die schließlich sowohl kollektiv als auch individuell auf die Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten abzielt), wird deutlich, dass die tatsächliche, objektive Erweiterung solcher Möglichkeiten im Einzelfall selbst das letzte Kriterium für die praktische Richtigkeit – wenn auch nur vorläufig – unserer Theorien ist.<sup>43</sup>

Wie steht es mit Täuschungen? Es sollte offensichtlich sein, dass die vorgeschlagene Methode im Prinzip keine Täuschung der anderen Person beinhalten kann, da diese vollständig informiert werden muss, um eine wirklich mitforschende Person zu sein. Was aber sollte verhindern, dass diese mutmaßlich mitforschende Person die leitende Forscher\*in täuscht? Diese Möglichkeit lässt sich nicht gänzlich ausschließen, doch wird sie angesichts unserer Forderung nach Metasubjektivität sicherlich dadurch deutlich reduziert, dass die üblichen Ursachen und Anreize für die Täuschung beseitigt werden. Schließlich hat die mitforschende Person ein persönliches Interesse daran, den tatsächlichen Stand der Dinge zu erfahren, denn dieses Wissen kann ihre realen Handlungsmöglichkeiten potenziell erweitern und damit auch ihre verallgemeinerte Handlungsfähigkeit entfalten.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet, zeigt sich, wie die Grenzen zwischen Forschung und jeder anderen ›professionellen‹ Praxis zwangsläufig verschwinden. Die von uns für die empirische Forschung skizzierte Situation ist im Grunde genommen die gleiche wie z. B. für Psychotherapie und Beratung. Menschen suchen Therapie oder Beratung oft nur deshalb auf, weil sie in einer Situation gefangen sind, die durch restriktive Emotionalität, Kognition und Motivation gekennzeichnet ist, weil sie unter der Angst lei-

<sup>43</sup> Es sei darauf hingewiesen, dass hier nicht behauptet wird, die Probleme gelöst zu haben, die historisch mit der induktiven Schlussfolgerung verbunden sind, wie z. B. der ›Fehler der Bejahung des Umkehrschlusses‹. Unsere Situation wird nur dadurch verbessert, dass wir mit prüfbareren Kategorien innerhalb eines methodischen Rahmens arbeiten, der eine Verallgemeinerung auf konkrete Fälle erlaubt.

den, die mit restriktiver Handlungsfähigkeit einhergeht, und weil sie ihre Situation nicht verstehen bzw. nicht über die Fähigkeiten verfügen, effektiv mit ihr umzugehen. Die Klient\*in muss in die Therapie oder Beratung einbezogen werden, so wie die andere Person, die Mit-Forscher\*in, in den Forschungsprozess einbezogen wird: Ein theoretisches Verständnis muss angeeignet werden, ein Zustand der Metasubjektivität muss hergestellt werden, Hypothesen müssen in der realen Welt getestet werden und die Handlungsmöglichkeiten müssen sowohl subjektiv als auch objektiv erweitert werden. Kurzum, sowohl Forschung als auch Therapie zielen letztlich auf die *Ermächtigung* des Subjekts ab (Dreier 1980, 1991). In dieser Hinsicht ist die Kritische Psychologie der Psychoanalyse nicht unähnlich: Beide Positionen haben gemeinsame Wurzeln in der ›klassischen‹ deutschen Philosophie und Psychologie (Holzkamp 1991b).

### 8.9 Unspezifische menschlich-psychische Funktionsebenen

Wir haben festgestellt, dass das Ziel der kritisch-psychologischen Methode nicht darin besteht, die Objektivität *auszuschließen* – im Gegenteil, wir müssen an ihr festhalten und sie erweitern –, sondern die Subjektivität *einzubeziehen*. Um Letzteres zu erreichen, so viel ist klar geworden, sind traditionelle experimentell-statistische Methoden ungeeignet. Das Gesamtbild muss jedoch durch die Bemerkung nuanciert werden, dass die spezifisch menschliche Subjektivität, die im Mittelpunkt unseres Interesses stand, zusammen mit all ihren verschiedenen Merkmalen, nicht der einzige Aspekt der menschlich-psychischen Funktionsweise ist, der uns interessiert. Die betreffenden Funktionen sind ihrerseits abhängig von grundlegenden oder unspezifischen Funktionen (in dem Sinne, dass sie nicht kennzeichnend für die menschliche Spezies sind) wie z. B. der perzeptuell-motorischen Koordination, die unsere Möglichkeiten begrenzen, aber keine gesellschaftlich auferlegten Einschränkungen darstellen, die prinzipiell überwindbar sind. Sie gehören, in Holzkamps Worten, zu

»der *realen funktionalen Basis* menschlicher Handlungsfähigkeit, die einerseits *Voraussetzung* für das *Entstehen der bewußten ›Möglichkeitsbeziehung‹* ist, aber andererseits der Verfügung des Menschen nicht total unterliegt, sondern vielmehr in ihren *Gesetzmäßigkeiten* berücksichtigt werden muß, wenn der Mensch tatsächlich fähig werden soll, in seinem langfristigen Interesse über die äußere und seine eigene Natur bewußt zu ›verfügen‹.« (Holzkamp 1983: 575)

Abgesehen von den erwähnten perzeptuell-motorischen Prozessen können wir hier praktisch alle Prozesse nennen, die in der physiologischen Psychologie untersucht werden. Angesichts der Entwicklung unseres kategorialen Systems auf den funktional-historischen Ebenen wird deutlich, dass hier auch grund-

legende emotionale, motivationale, lernbezogene und sogar protokognitive Prozesse zu berücksichtigen sind. Solche Prozesse sind notwendigerweise aus dem Bereich der Metasubjektivität ausgeschlossen, in dem die in diesem Kapitel besprochenen mitforschenden Methoden Anwendung finden.

### 8.10 Fazit

Damit ergibt sich als allgemeine methodologische Schlussfolgerung ein Bild, das traditionelle, insbesondere biologisch fundierte, psychologische Methoden einschließt, diese jedoch auf für sie gemäße Fragestellungen begrenzt. Auch Messverfahren und statistische Methoden sind hierbei nicht ausgeschlossen. Was zur Disposition gestellt wird, sind weniger die traditionellen Methoden als vielmehr ihre von Psycholog\*innen behauptete und unhinterfragt akzeptierte universelle Geltung. Was wir aufzuzeigen versucht haben, ist, dass solche Behauptungen uns zwingen zu ignorieren, was uns als Menschen am wichtigsten sein sollte: unsere eigene Subjektivität. Wenn wir unsere Subjektivität ernst nehmen wollen, dann müssen wir – wie gezeigt – unseren kategorialen Rahmen neu ordnen, damit die Besonderheiten der Subjektivität und ihrer gesellschaftlichen Natur adäquat erfassbar werden. Dementsprechend müssen wir unsere methodologischen Grundlagen erweitern, um Forschungsmethoden und eine angewandte Praxis zu entwickeln, die der besonderen Eigenart des Gegenstands angemessen sind. Nur dadurch kann die Psychologie das für die einzelnen Menschen erforderliche Wissen beitragen, um die realen Möglichkeiten für eine sinnhafte Teilhabe an der kollektiven Verfügung über ihre Lebensbedingungen zu erweitern. Nur dadurch kann Psychologie wahrhaft *kritisch* werden.

## Literatur

- Abbagnano, N. (1967). Positivism, in P. Edwards (Hg.), *The Encyclopedia of Philosophy* (Bd. 6: 414–419). New York: Macmillan.
- Abercrombie, N., Hill, S. & Turner, B. (1988). *Dictionary of Sociology* (2. Aufl.). London: Penguin Books.
- Alcock, J. E., Garment, D. W. & Sadava, S. W. (1988). *A Textbook of Social Psychology*. Scarborough, Canada: Prentice-Hall.
- Arnold, W. J. (1976). Introduction, in W. J. Arnold (Hg.), *Nebraska Symposium on Motivation 1975*. Lincoln, NE: University of Nebraska.
- Ayllon, T. & Azrin, N. H. (1963). Intensive treatment of psychotic behavior by stimulus satiation and food reinforcement. *Behavior Research and Therapy*, 1, 53–61.
- Ayllon, T. & Azrin, N. H. (1964). The measurement and reinforcement of behavior of psychotics. *Journal of the Experimental Analysis of Behavior*, 8, 357–383.
- Bakhurst, D. (1991). *Consciousness and Revolution in Soviet Philosophy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Blumer, H. (1969). *Symbolic Interactionism*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Boring, E. G. (1950). *A History of Experimental Psychology*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Braun, K.-H. (1979). *Kritik des Freudo-Marxismus*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Braun, K.-H. (1991). Play and ontogenesis, in C. W. Tolman & W. Maiers (Hg.), *Critical Psychology: Contributions to an Historical Science of the Subject* (S. 212–233). New York: Cambridge University Press.
- Carr, H. A. (1925). *Psychology*. New York: Longmans, Green & Co.
- Catania, A. C. (1973). The psychologies of structure, function and development. *American Psychologist*, 28: 434–443.
- Coser, L. A. (1977). *Masters of Sociological Thought* (2. Aufl.). New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Dahms, H.-J. (1994). *Positivismusstreit: die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Damon, W. (1978). *Social Cognition*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Danziger, K. (1979). The positivist repudiation of Wundt. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 15, 205–230.
- Danziger, K. (1983). Origins and basic principles of Wundt's Völkerpsychologie, *British Journal of Social Psychology*, 22, 303–313.
- Danziger, K. (1990). *Constructing the Subject: Historical Origins of Psychological Research*. Cambridge: Cambridge University Press.
- de Rivera, J. (1976). *Field Theory as Human Science: Contributions of Lewin's Berlin Group*. New York: Gardner.
- Dollard, J. & Miller, N. E. (1950). *Personality and Psychotherapy*. New York: McGraw-Hill.
- »Dr. crit.« (1967). *Der Spiegel*, 24. Juli, 36.
- Dreier, O. (1980). *Familiäres Sein und familiäres Bewusstsein: Therapeutische Analyse einer Arbeiterfamilie*. Frankfurt/M.: Campus.
- Dreier, O. (1991). Client interests and possibilities in psychotherapy, in C. W. Tolman & W. Maiers (Hg.), *Critical Psychology: Contributions to an Historical Science of the Subject* (S. 196–211). New York: Cambridge University Press.

- Elbers, E. (1987). Critical psychology and the development of motivation as historical process, in J. M. Broughton (Hg.), *Critical Theories of Psychological Development* (S. 149–175). New York: Plenum Press.
- Elms, A. C. (1975). The crisis of confidence in social psychology. *American Psychologist*, 30, 967–976.
- English, H. B. & English, A. C. (1958). *A Comprehensive Dictionary of Psychological and Psychoanalytic Terms*. New York: Longmans, Green & Co.
- Flanagan, O. J. (1984). *The Science of the Mind*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Flew, A. (1979). *A Dictionary of Philosophy*. London: Pan Books/Macmillan.
- Freud, S. (1973). *The Future of an Illusion*. London: The Hogarth Press (Original: ›Die Zukunft einer Illusion‹, 1927, in *GW XIV*: 325–380).
- Freud, S. (1975). *Civilization and Its Discontents*. London: The Hogarth Press (Original: ›Das Unbehagen in der Kultur‹, in *GW XIV*: 421–508, 1930).
- Glëiss, I. (1975). Verhalten oder Tätigkeit. *Kritische Psychologie I* (= *Das Argument 91*), 440–456.
- Gleitman, H. (1991). *Psychology* (3. Aufl.). New York: W. W. Norton & Co.
- Gramsci, A. (1971). *Selections from the Prison Notebooks* (übers. und hg. von Q. Hoare und G. N. Smith). New York: International Publishers.
- Graumann, C. F. (1984). Phänomenologische Analytik und experimentelle Methodik in der Psychologie – das Problem der Vermittlung, Vortrag beim 3. Internationalen Kongress Kritische Psychologie, Marburg, 11–12 Mai 1984.
- Hall, C. S. (1955). *A Primer of Freudian Psychology*. New York: New American Library.
- Hamlyn, D. W. (1967). History of epistemology, in P. Edwards (Hg.), *The Encyclopedia of Philosophy* (Bd. 3: 8–38). New York: Macmillan.
- Harré, R. & Secord, P. F. (1972). *The Explanation of Behaviour*. Oxford: Basil Blackwell.
- Haug, W. F. (1977). Bürgerliche Privatform des Individuums und Umweltform der Gesellschaft, in K.-H. Braun & K. Holzkamp (Hg.), *Kritische Psychologie*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Heidbreder, E. (1933). *Seven Psychologies*. New York: Appleton-Century.
- Hilgard, E. R. (1987). *Psychology in America: A Historical Survey*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Hilgard, E. R. & Bower, G. H. (1966). *Theories of Learning*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Holzkamp, K. (1964). *Theorie und Experiment in der Psychologie*. Berlin: DeGruyter.
- Holzkamp, K. (1968). *Wissenschaft als Handlung*. Berlin: DeGruyter.
- Holzkamp, K. (1972). *Kritische Psychologie: Vorbereitende Arbeiten*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Holzkamp, K. (1973). *Sinnliche Erkenntnis: Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung*. Königstein/Ts.: Athenäum.
- Holzkamp, K. (1977). Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 8, 1–22, 78–79 [Wiederabdruck in Holzkamp 1978; eine gekürzte englische Übersetzung von L. Zusne erschien in R. Hogan & W. Jones (Hg.), *Perspectives in Personality* (Bd. 2: 93–123), Greenwich, CT: JAI Press].
- Holzkamp, K. (1978). *Gesellschaftlichkeit des Individuums*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Holzkamp, K. (1979). Zur kritisch-psychologischen Theorie der Subjektivität I: Das Verhältnis von Subjektivität und Gesellschaftlichkeit in der traditionellen Sozialwissenschaft und im Wissenschaftlichen Sozialismus. *Forum Kritische Psychologie*, 4, 10–54.

- Holzkamp, K. (1983). *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/M.: Campus.
- Holzkamp, K. (1984). Kritische Psychologie und phänomenologische Psychologie: Der Weg der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft. *Forum Kritische Psychologie*, 14, 5–55.
- Holzkamp, K. (1985). Zur Stellung der Psychoanalyse in der Geschichte der Psychologie, in K.-H. Braun, O. Dreier, W. Hollitscher, K. Holzkamp, M. Markard, G. Minz & K. Wetzel (Hg.), *Geschichte und Kritik der Psychoanalyse* (S. 13–69). Marburg: Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft.
- Holzkamp, K. (1991a). Experience of self and scientific objectivity, in C. W. Tolman & W. Maiers (Hg.), *Critical Psychology: Contributions to an Historical Science of the Subject*. New York: Cambridge University Press (Original: »Selbsterfahrung und wissenschaftliche Objektivität«, in *Subjektivität als Problem psychologischer Methodik*. Frankfurt/M.: Campus, 1984).
- Holzkamp, K. (1991b). Psychoanalysis and Marxist psychology, in C. W. Tolman & W. Maiers (Hg.), *Critical Psychology: Contributions to an Historical Science of the Subject*. New York: Cambridge University Press (Original: »Die Bedeutung der Freudschen Psychoanalyse für die marxistisch fundierte Psychologie«. *Forum Kritische Psychologie*, 13, 1984).
- Holzkamp, K. (1992). On doing psychology critically. *Theory and Psychology*, 2, 193–204.
- Holzkamp, K. (1993). *Lernen: Subjektwissenschaftliche Grundlegung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Holzkamp-Osterkamp, U. (1975). *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung I*. Frankfurt/M.: Campus.
- Holzkamp-Osterkamp, U. (1976). *Motivationsforschung 2: Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse – Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Campus.
- Hume, D. (1966). *An Enquiry Concerning Human Understanding*. La Salle, IL: Open Court (Original von 1777).
- Jaeggi, E. (1975). Persönlichkeitstheoretische Implikationen verhaltenstherapeutischer Praxis. *Kritische Psychologie I (= Das Argument 91)*, 423–439.
- Jäger, M., Kersten, K., Leiser, E., Maschewsky, W. & Schneider, U. (1979). *Subjektivität als Methodenproblem*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Kant, I. (1970). *Metaphysical Foundations of Natural Science*. Indianapolis: BobbsMerrill (Original von 1786).
- Keuth, H. (1989). *Wissenschaft und Werturteil: zu Werturteilsdiskussion und Positivismusstreit*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- »Knüppel frei« (1967). *Der Spiegel*, 12 Juni, 41–46.
- Lave, J. (1988). *Cognition in Practice*. New York: Cambridge University Press.
- Lektorsky, V. A. (Hg.) (1990). *Activity: The Theory, Methodology and Problems*. Orlando, FA: Paul M. Deutsch Press.
- Leontjew, A. N. (1979). *Problems of the Development of the Mind*. Moscow: Progress Publishers.
- Leontiev, A. N. (1981). The problem of activity in psychology, in J. Wertsch (Hg.), *The Concept of Activity in Soviet Psychology* (S. 37–71). Armonk, NY: Sharpe.
- Lethbridge, D. (1992). *Mind in the World: The Marxist Psychology of Self-Actualization*. Minneapolis: MEP Publications.
- Lewin, K. (1931). The conflict between Aristotelian and Galileian modes of thought in contemporary psychology. *Journal of Genetic Psychology*, 5, 141–177.

- Lorenz, K. (1965). *Evolution and the Modification of Behavior*. Chicago: University of Chicago Press.
- McLellan, D. (1991). What is living and what is dead in Marxism?, *The Month*, April, 138–143.
- Maiers, W. (1975). Normalität und Pathologie des Psychischen. *Kritische Psychologie I* (= *Das Argument* 91), 457–493.
- Maiers, W. (1987). The historical approach of critical psychology: another case of paradigm shift? in W. Baker, M. Hyland, H. Rappard & A. Staats (Hg.), *Current Issues in Theoretical Psychology* (S. 175–188). Amsterdam: North-Holland.
- Maiers, W. (1988). Has psychology exaggerated its 'natural scientific character?', in W. Baker, L. Mos, H. Rappard & H. Stam (Hg.), *Recent Trends in Theoretical Psychology* (S. 133–143). New York: Springer.
- Maiers, W. (1993). Psychological theorizing in a subject-scientific perspective: determining subjective grounds for action, in H. Stam, L. Mos, W. Thorngate & B. Kaplan (Hg.), *Recent Trends in Psychological Theory* (Bd. 3). New York: Springer.
- Marx, K. (1906). *Capital* (Bd. 1). Chicago: Charles H. Kerr (Original von 1867).
- Marx, K. (1909). *Capital* (Bd. 3). Chicago: Charles H. Kerr (Original von 1894: *Das Kapital* (Bd. 3), in Marx-Engels-Werke (MEW, Bd. 25). Berlin: Dietz, 1964).
- Marx, K. (1971). *Das Kapital* (Bd. 1). Berlin: Dietz (Original von 1867).
- Marx, K. & Engels, F. (1970). *The German Ideology*. New York: International Publishers (Original von 1846: *Die deutsche Ideologie*, in Marx-Engels-Werke (MEW, Bd. 3). Berlin: Dietz, 1969).
- Moscovici, S. (1972). Society and theory in social psychology, in J. Israel & H. Tajfel (Hg.), *The Context of Social Psychology* (S. 17–68). New York: Academic Press.
- »Nein, nein, nein« (1967). *Der Spiegel*, 5. Juni, 46–59.
- Passmore, J. (1967). Logical positivism, in P. Edwards (Hg.), *The Encyclopedia of Philosophy* (Bd. 5, 52–57). New York: Macmillan.
- Popper, K. R. (1961). *The Logic of Scientific Discovery*. New York: Science Editions.
- Popper, K. R. (1966). *Logik der Forschung* (2. Aufl.). Tübingen: Unbekannter Verlag.
- Randall, J. H., Jr. (1962). *Aristotle*. New York: Columbia University Press.
- Reich, W. (1963). *The Sexual Revolution*. New York: Farrar, Straus & Cudahy.
- Rogers, T. B. (1991). Antecedents of operationism: a case history in radical positivism, in C. W. Tolman (Hg.), *Positivism in Psychology: Historical and Contemporary Problems*. New York: Springer.
- Schurig, V. (1975a). *Naturgeschichte des Psychischen 1: Psychogenese und elementare Formen der Tierkommunikation*. Frankfurt/M.: Campus.
- Schurig, V. (1975b). *Naturgeschichte des Psychischen 2: Lernen und Abstraktionsleistungen bei Tieren*. Frankfurt/M.: Campus.
- Schurig, V. (1976). *Die Entstehung des Bewußtseins*. Frankfurt/M.: Campus.
- »Sehr heiß« (1967). *Der Spiegel*, 3. Juli, 26.
- Shepard, R. N. & Metzler, J. (1971). Mental rotation of three-dimensional objects. *Science*, 171, 81–106.
- Skinner, B. F. (1948). *Walden Two*. New York: Macmillan.
- Skinner, B. F. (1953). *Science and Human Behavior*. New York: Macmillan.
- Skinner, B. F. (1956). A case history in scientific method. *American Psychologist*, 11, 221–233.
- Smythe, W. E. (1991). Positivism and the prospects for cognitive science, in C. W. Tolman (Hg.), *Positivism in Psychology: Historical and Contemporary Problems*. New York: Springer.

- Staats, A. W. (1983). *Psychology's Crisis of Disunity: Philosophy and Method for Unified Science*. New York: Praeger.
- Staeuble, I. (1968). Faschistoide und kritisch-autonome Haltung. Versuch über die Rolle des Konzepts »Einstellung zu kritischer Vernunft« in der Vorurteilsforschung. *Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 20, 38–61.
- Stivers, E. & Wheelan, S. (1986). *The Lewin Legacy: Field Theory in Current Practice*. Berlin: Springer.
- Stroebe, W. (1980). The critical school in German social psychology. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 6, 105–112.
- Tent, J. F. (1988). *The Free University of Berlin: A Political History*. Bloomington, IN: Indiana University Press.
- Tolman, C. W. (1988). Theoretical unification in psychology: a materialist perspective, in W. J. Baker, L. P. Mos, H. V. Rappard & H. J. Stam (Hg.), *Recent Trends in Theoretical Psychology*. New York: Springer.
- Tolman, C. W. (1989a). What's critical about Kritische Psychologie? *Canadian Psychology*, 30, 628–635.
- Tolman, C. W. (1989b). The general psychological crisis and its comparative psychological resolution. *The International Journal of Comparative Psychology*, 2, 197–209.
- Tolman, C. W. (1990). For a materialist psychology, in W. Baker, M. Hyland, R. van Hezewijk & S. Terwee (Hg.), *Recent Trends in Theoretical Psychology, Bd. 2*. New York: Springer.
- Tolman, C. W. (1991a). Neopositivism and perception theory, in C. W. Tolman (Hg.), *Positivism in Psychology: Historical and Contemporary Problems*. New York: Springer.
- Tolman, C. W. (1991b). Theoretical indeterminacy, pluralism, and the conceptual concrete. *Theory and Psychology*, 1, 147–162.
- Tolman, C. W. (1991c). Watson's positivism: materialism or phenomenalism?, in C. W. Tolman (Hg.), *Positivism in Psychology: Historical and Contemporary Problems*. New York: Springer.
- Tolman, C. W. & Maiers, W. (Hg.) (1991). *Critical Psychology: Contributions to an Historical Science of the Subject*. New York: Cambridge University Press.
- »Urteil im Zwielicht« (1967). *Der Spiegel*, 27. November, 74.
- van Ijzendoorn, M. H. & van der Veer, R. (1984). *Main Currents of Critical Psychology*. New York: Irvington.
- Vygotsky, L. S. (1978). *Mind in Society*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Warhaft, S. (1965). *Francis Bacon: A Selection of His Works*. Toronto: Macmillan.
- Watson, J. B. (1930). *Behaviorism*. New York: Norton.
- Weber, S. J. & Cook, T. D. (1972). Subject effects in laboratory research: an examination of subject roles, demand characteristics, and valid inference. *Psychological Bulletin*, 77, 273–295.
- »Wir fordern die Enteignung Axel Springers« (1967). *Der Spiegel*, 10. Juli, 29–33.
- Wolpoff, M. H. (1980). *Paleoanthropology*. New York: Knopf.
- Wright, R. V. S. (1972). Imitative learning of a flaked stone technology: the case of an orangutan, *Mankind*, 8, 296–306.

## Namensregister

- Adorno, T. 25  
 Alcock, J.E. 169  
 Arnold, W.J. 92  
 Ayllon, T. 80  
 Azrin, N.H. 80
- Berkeley, G. 174  
 Binet, A. 166, 167  
 Boring, E.G. 84  
 Bower, G. 93  
 Braun, K.-H. 88, 113  
 Brentano, F. 51, 89, 171  
 Bühler, K. 181
- Carnap, R. 49  
 Carr, H.A. 172  
 Cassirer, E. 178  
 Catania, C. 93  
 Cattell, J.M. 181  
 Comte, A. 163  
 Cook, T.D. 169  
 Coser, L. 65
- Danziger, K. 76, 163, 167, 178, 181  
 Darwin, C. 102, 103  
 de Rivera, J. 76, 178  
 Descartes, R. 69, 172, 173  
 Dewey, J. 77, 174  
 Dilthey, W. 89  
 Dollard, J. 86, 90  
 Donders, F. 84, 85  
 Dreier, O. 183  
 Durkheim, E. 65  
 Dutschke, R. 24, 26
- Ebbinghaus, H. 181  
 Elms, A.C. 92  
 Engels, F. 61  
 English, A.C. 176  
 English, H.B. 176  
 Eyferth, K. 33, 35
- Fechner, T. 163, 167, 173  
 Flanagan, O.J. 86  
 Flew, A. 56, 57  
 Freud, S. 67, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 125  
 Friedrich Wilhelm 21  
 Fronius, S. 24
- Galton, F. 163  
 Gleiss, I. 82  
 Gleitman, H. 84  
 Goodall, J. 116, 117  
 Graumann, C. 51, 52
- Habermas, J. 25, 26  
 Harré, R. 93, 94  
 Haug, W.F. 71, 72, 73, 74  
 Hegel, G.W.F. 56, 61, 174  
 Heidbreder, E. 85  
 Helmholtz, H. v. 84  
 Herbart, J.F. 173  
 Hilgard, E. 84, 93  
 Hobbes, T. 87, 174  
 Holzkamp, K. 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 34, 35, 36, 37, 39, 42, 43, 44, 47, 48, 49, 51, 52, 55, 57, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 75, 76, 82, 88, 89, 90, 91, 92, 94, 95, 97, 100, 104, 105, 106, 107, 109, 112, 119, 121, 122, 123, 126, 128, 129, 134, 135, 136, 137, 139, 140, 141, 142, 143, 145, 146, 148, 150, 151, 154, 156, 158, 165, 168, 169, 170, 171, 175, 179, 183  
 Holzkamp-Osterkamp, U. 88  
 Hörmann, H. 25, 26, 32, 33, 36, 38  
 Humboldt, W. v. 21  
 Hume, D. 173  
 Husserl, E. 51
- Jaeggi, E. 82  
 Jäger, M. 51  
 James, W. 171, 174

- Kant, I. 173  
 Köhler, W. 116, 117, 181  
 Krüger, F. 20  
 Kuby, E. 23  
 Kurras, K.-H. 20
- Lefèvre, W. 24  
 Leontjew, A.N. 100, 132, 168  
 Lewin, K. 76, 92, 178  
 Locke, J. 41, 56  
 Loeb, J. 50  
 Lorenz, K. 110, 123  
 Lüers, H. 23  
 Lumumba, P. 23
- Mach, E. 174  
 Maiers, W. 76, 82, 92, 147  
 Marbe, K. 181  
 Marx, K. 35, 57, 61, 70, 72, 91, 137,  
 139, 174  
 Maslow, A. 89  
 McLellan, D. 58  
 Mead, G.H. 67  
 Mead, M. 91  
 Merleau-Ponty, M. 51  
 Metzler, J. 85  
 Mill, J.S. 41, 43  
 Miller, N. 86, 90  
 Moscovici, S. 93
- Neurath, O. 49  
 Nitsch, W. 24
- Ohnesorg, B. 19, 20, 21, 23, 25, 36
- Pareto, V. 65  
 Parsons, T. 65, 66, 67, 68  
 Plato 176  
 Popper, K. 46, 47, 48, 50
- Quételet, A. 163
- Reich, W. 89  
 Rogers, T.B. 44
- Schlick, M. 49  
 Schurig, V. 112, 114, 122  
 Secord, P. 93, 94  
 Shepard, R.N. 85  
 Skinner, B.F. 37, 79, 80, 81, 82, 87,  
 88, 106, 144, 172  
 Smythe, W.E. 84  
 Spinoza, B. 56  
 Springer, A. 24  
 Staats, A.W. 92  
 Staeuble, I. 25, 26, 36, 37, 38  
 Stivers, E. 76  
 Stumpf, C. 181
- Tolman, C.W. 44, 49, 94, 178  
 Tshombé, M. 23
- Watson, J.B. 43, 77, 79, 171, 172  
 Weber, M. 65  
 Weber, S.J. 169  
 Wertheimer, M. 181  
 Wheelan, S. 76  
 Winch, W.H. 163  
 Wittgenstein, L. 43  
 Wolpoff, M.H. 118, 122, 123, 124  
 Woodworth, R.S. 77, 172  
 Wright, R.V.S. 117  
 Wundt, W. 76, 84, 85, 89, 170, 171,  
 178, 181  
 Wygotski, L.S. 132

